Kulturtransfer und Vergleich

Herausgegeben von
Matthias Middell

Leipziger Universitätsverlag 2000

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Comparativ : Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden Gesellschaftsforschung / hrsg. im Auftr. der Karl-Lamprecht-Gesellschaft Leipzig e.V. – Leipzig : Leipziger Univ.-Verl.
Früher Schriftenreihe. – Früher außerdem hrsg. vom Interdisziplinären Zentrum zur Vergleichenden Erforschung Gesellschaftlicher Transformationen (IZT) i.G. an der Universität Leipzig.
ISSN 0940-3566
Jg. 10, H. 1. Kulturtransfer und Vergleich. – 2000

Kulturtransfer und Vergleich / hrsg. von Matthias Middell. – Leipzig : Leipziger Univ.-Verl., 2000
(Comparativ ; Jg. 10, H. 1)
ISBN 3-934565-46-8

© Leipziger Universitätsverlag GmbH, Leipzig 2000
COMPARATIV. Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden Gesellschaftsforschung 10 (2000) 1
ISSN 0940-3566
ISBN 3-934565-46-8

Inhaltsverzeichnis

Aufsätze

Matthias Middell	Kulturtransfer und Historische Komparatistik – Thesen zu ihrem Verhältnis	7
Michel Espagne	Kulturtransfer und Fachgeschichte der Geisteswissenschaften	42
Daniel Schönpflug	Der Straßburger Jakobinerclub – Werkstatt französisch-deutscher Wahrnehmungen 1790–1794	62
Céline Trautmann-Waller	Deutsche Literatur zwischen Kulturtransfer und Mythologisierung. Georg Witkowski, ein jüdischer Germanist in Leipzig?	81

Forum

Alexander C. T. Geppert/ Andreas Mai	Vergleich und Transfer im Vergleich	95
James Retallack	Kultur, Politik und regionenbezogene Identifikationsprozesse: Neuere Forschungen zum Thema „Sachsen in Deutschland"	112

Buchbesprechungen

Joachim Gartz, Liberale Illusionen. Unabhängigkeit und republikanischer Staatsbildungsprozeß im nördlichen Südamerika unter Simón Bolívar im Spiegel der deutschen Publizistik des Vormärz, Frankfurt a. M. 1998 (*Ulrike Schmieder*) 132

Charles Montagu Doughty, In Arabiens Wüsten – ein Christ zieht durch den Vorderen Orient [Passages from Arabia Deserta]. Deutsch von Irmhild u. Otto Brandstädter, hrsg. u. eingel. v. Uwe Pfullmann, Nachw. Ulrich van der Heyden, Berlin 1996 (*Lutz Richter-Bernburg*) 134

Henri Band, Mittelschichten und Massenkultur. Siegfried Kracauers publizistische Auseinandersetzung mit der populären Kultur und der Kultur der Mittelschichten in der Weimarer Republik, Berlin 1999 (*Friedemann Scriba*) 135

Südosteuropa: Gesellschaft, Politik, Wirtschaft, Kultur; ein Handbuch, hrsg. von Magarditsch Hatschikjan und Stefan Troebst, München 1999 (*Hans-Christian Maner*) 140

Robert Hettlage, Petra Deger, Susanne Wagner (Hrsg.), Kollektive Identität in Krisen. Ethnizität in Region, Nation, Europa, Opladen 1997 (*Wolfgang Luutz*) 143

Wolfgang Merkel/Hans-Jürgen Puhle, Von der Diktatur zur Demokratie. Transformationen, Erfolgsbedingungen, Entwicklungspfade, Opladen/ Wiesbaden 1999 (*Jörg Rössel*) 148

Jürgen Kloosterhuis, „Friedliche Imperialisten". Deutsche Auslandsvereine und auswärtige Kulturpolitik 1906–1918, Frankfurt a. M. 1994 (*Matthias Middell*) 150

Knut Linsel, Charles de Gaulle und Deutschland 1914–1969, Sigmaringen 1998 (*Hans-Martin Moderow*) 152

Dokumente zur Deutschlandpolitik, hrsg. vom Bundesministerium des Innern unter Mitwirkung des Bundesarchivs: Deutsche Einheit. Sonderedition aus den Akten des Bundeskanzleramtes 1989/90, bearb. von Hanns Jürgen Küsters und Daniel Hofmann, München 1998 (*Werner Bührer*) 154

Elçin Kürşat-Ahlers/Dursun Tan/Hans-Peter Waldhoff (Hrsg.), Globalisierung, Migration und Multikulturalität. Werden zwischenstaatliche Grenzen in innerstaatliche Demarkationslinien verwandelt? Frankfurt a. M. 1999 (*Manuel Schramm*) 156

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren 158

Matthias Middell

Kulturtransfer und Historische Komparatistik – Thesen zu ihrem Verhältnis

Als vor anderthalb Jahrzehnten die ersten Studien zu deutsch-französischen *transferts culturels* auftauchten[1], war noch nicht abzusehen, daß dieser Ansatz in den Kulturwissenschaften Karriere machen und die methodologischen Debatten um die historischen Erklärungsmöglichkeiten für kulturelle Differenzen nachhaltig beleben würde. Mittlerweile hat sich die Gruppe jener Historiker, Kunst- und Literaturwissenschaftler, die praktische Erfahrungen mit der Kulturtransferforschung gesammelt haben, erheblich ausgeweitet. Eine beachtliche Bibliographie[2] und eine Vielzahl von wissenschaftlichen Veranstaltungen ermutigen zu ersten Resümees.[3] Wiewohl damit nicht nur ein ausgearbeitetes Konzept, sondern auch eine Reihe von überzeugenden Beispielen für seine Anwendung vorliegen, ist die Rezeption noch immer von Mißverständnissen gekennzeichnet. Nun könnte man sich ironisch damit begnügen, daß es gerade ein Kernpunkt des Ferschungsansatzes ist, auf die Anverwandlung des Rezipierten im neuen Kontext nach dessen Entwicklungsbedürfnissen u.a. auch im Zuge von Mißverständnissen besonderes Augenmerk zu lenken. Aber zum einen gehört Sinn für ironische Pointen nicht zu den hervorsteehenden Merkmalen des akademischen Betriebes. Und zum anderen handelt es sich in diesem Fall vermutlich noch immer eher um Mißverständnisse, die aus fehlender

1 M. Espagne/M. Werner, La construction d'une référence culturelle allemande en France – Génèse et Histoire (1750–1914), in: Annales E.S.C. juillet-aout 1987, S. 969-992; dies., Présentation. in: Transferts culturels franco-allemands (Themenheft der Zeitschrift Revue de Synthèse, avril-juin 1988, S. 187–194 sowie dies., Deutsch-französischer Kulturtransfer im 18. und 19. Jahrhundert. Zu einem neuen interdisziplinären Forschungsprogramm des C.N.R.S., in: Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte, Bd. 13, 1985, S. 502-510.

2 Um nur einige Buchreihen zu nennen: Perspectives germaniques (Presses universitaires de France), Paris; Philologiques, Bd. 1-4, (Editions de la Maison des Sciences de l'Homme) Paris 1990–1996; Bibliothèque franco-allemande (Editions Cerf), Paris 1991ff.; Deutsch-Französische Kulturbibliothek, Bd. 1-14, Leipzig 1993ff.; dazu die seit 1994 erscheinende Zeitschrift Revue Germanique Internationale sowie eine Vielzahl von Einzeltiteln.

3 M. Espagne, Les transferts culturels franco-allemands, Paris 1999; M. Middell, Von der Wechselseitigkeit der Kulturen im Austausch, in: A. Langer/G. Michels (Hrsg.), Metropolen und Kulturtransfer in Ostmitteleuropa (15./16. Jahrhundert) (=Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa), Wiesbaden 2000.

COMPARATIV 10 (2000), Heft 1, S. 7-41.

Kenntnis, denn aus beabsichtigter Fehleinschätzung herrühren. So erweist sich die mangelnde Verknüpfung mit anderen Dimensionen einer in Bewegung geratenen Methodendebatte in den historischen Wissenschaften nach dem *cultural turn* als Hindernis für eine produktive Aufnahme des Ansatzes und seine Erweiterung um die Forschungserfahrungen mit neuen, bisher nicht bedachten Gegenständen.[4]

In der deutschen Geschichtswissenschaft ist v.a. die Debatte um das Verhältnis von Vergleich und Kulturtransfer von Interesse und zeigt die Bereitschaft zur Integration neuer Überlegungen in das gewohnte Methodenarsenal.[5] Es scheint mir deshalb lohnend, in einigen zugespitzten Thesen und daran anschließenden Hinweisen auf Deutungsbedürfnisse und Rezeptionskontexte zu dieser Debatte beizutragen.[6]

Die Anlage dieser Thesen ist bewußt wissenschaftsgeschichtlich ausgerichtet, denn bei der Relation von vergleichenden Verfahren und Kulturtransfer-Forschungen handelt es sich keineswegs um ein Verhältnis, das in den neunziger Jahren des 20. Jahrhunderts zum ersten Mal bestimmt wurde. Schon deshalb kann ein Blick in ältere Publikationen helfen, manche Erwartungen und Verheißungen zu relativieren. Die Wissenschaftsgeschichte ist aber auch immer selbst Thema in den methodologischen Debatten. Selbstverortungen in den Theoriediskussionen der Geschichtswissenschaft markieren nicht nur akademische Dominanzansprüche, die sich eine rückwärtige Versicherung geben wollen. Vielmehr stellen sie Beziehungen zu historiographiegeschichtlichen Traditionen her, die in der konkreten Praxis des Geschichte-Schreibens häufig über den Gebrauch von Konzepten entscheiden. Sie bilden gewissermaßen die determinierenden diskursgeschichtlichen Kontexte von Öffnungen oder Abschließungen gegenüber Neuerungen.[7] Anders for-

4 Wie fruchtbar gerade dies sein kann, hat zuletzt ein Kolloquium an der Universität Wien (Organisation: Wolfgang Schmale) im März 2000 gezeigt, bei dem Vergleiche zwischen Prozessen des 16. und des 18. Jahrhunderts zu einer präziseren Differenzierung der Anwendung des Kulturbegriffes führten, und bei dem Kunsthistorikerinnen auf sehr überzeugende Weise die Einbeziehung Ostmitteleuropas in einen gesamteuropäischen Transfervorgang zwischen Städten, Regionen, Herrschaftsgebieten usw. demonstriert haben.

5 Vgl. auch den Bericht von Alexander Geppert und Andreas Mai in diesem Heft.

6 Diese Überlegungen gehen auf ein Forschungsseminar zum Thema „Vergleich und Kulturtransfer" zurück, das ich im Wintersemester 1999/2000 gemeinsam mit Hannes Siegrist an der Universität Leipzig durchgeführt habe: Den Teilnehmern – Studierenden, Doktoranden der Kulturwissenschaften und Frankreichstudien und Mitarbeitern des SFB 417 sowie auswärtigen Referenten aus verschiedenen akademischen Disziplinen – sei herzlich für die zahlreichen Anregungen gedankt.

7 Von dem durchaus häufigen Fall, daß formulierte Ansprüche der Zugehörigkeit zu einem bestimmten Paradigma in der tatsächlichen historiographischen Praxis nicht eingelöst werden, kann hier zunächst abgesehen, da mein vorrangiges Anliegen darin besteht, eine Ausdifferenzierung zweier theoretischer Richtungen in den neunziger Jahren nachzuzeichnen. Die genannte Widersprüchlichkeit wird aber sofort dann

muliert: die Auseinandersetzungen darüber, wer ein Konzept wann eingeführt hat, worin seine Potentiale bestünden, welche Forschungsrichtungen auf dieses Konzept bezogen werden können, führen nicht einfach zu wahren oder falschen Aussagen, sondern orientieren auf bestimmte intellektuelle und soziale Konstellationen, die den Charakter einer Historiographie ausmachen. Wissenschaftliche Konzepte sind durch einen konkreten Entstehungskontext gekennzeichnet und keineswegs per se universell. Sie verändern sich beim Transfer in andere Kontexte. Diese Veränderungen sind nicht willkürlich, sondern abhängig vom neuen Kontext.

These 1:
Vergleichen ist keine erst vor kurzem von einer Avantgarde in die Geschichtswissenschaft eingeführte besondere Methode, sondern bestimmt das Vorgehen von Historikern seit langer Zeit.

Ganz allgemein gesprochen, ist jede Geschichtsschreibung, die sich der Zeitdimension der menschlichen Gesellschaft/Kultur zuwendet (und diese Hinwendung konstituiert sie als Historiographie) und über die reine Nacherzählung der Vorgänge durch Auswahl und Interpretation zu einem analytischen Vorgehen aufschwingt, notwendigerweise durch einen Vergleich von früheren und späteren Zuständen, Vorgängen und Einstellungen gekennzeichnet. Dieser oft nur implizit durchgeführte Vergleich ermöglicht erst die Erzählstrukturen (Plots)[8], die die verschiedenen Vorstellungen von der Bewegung des untersuchten Objektes in der Zeit zu erfassen gestatten. Aber über die diachrone Vergleichsdimension hinaus finden sich auch häufig synchrone Vergleiche mit Normvorstellungen von einer idealen Entwicklung sowie Parallelisierungen mit anderen als den untersuchten Veränderungen.

---

relevant, wenn – in unserem Falle – Komparatisten zu Transferspezialisten mutieren und umgekehrt und sich dabei lediglich auf ein Bekenntnis zum jeweils modisch Erscheinenden beschränken.

8 H. White, Die Bedeutung der Form. Erzählstrukturen in der Geschichtsschreibung, Frankfurt a. M. 1990 (original 1987); ders., Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa, Frankfurt a. M. 1991 (original 1973); P. Veyne, Comment on écrit l'histoire, Paris 1978; L. Stone, The revival of narrative. Reflections on a new old history, in: Past and Present 85 (1979), S. 3-24; The representation of historical events (History and Theory 26 [1987]); T. Haussmann, Erklären und Verstehen: Zur Theorie und Pragmatik der Geschichtswissenschaft, Frankfurt a. M. 1991.

Vergleichen ist demzufolge weniger der Königsweg[9] als eine Allerweltsoperation für die Historiker, die bereits vor der Professionalisierung der Geschichtsschreibung weit verbreitet war. Durch das Vergleichen wird insbesondere die orientierende und identitätsstiftende Funktion der Geschiehtsschreibung ausgefüllt.[10]

These 2:
Mit der Verwissenschaftlichung der Historiographie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nahm der Bedarf an theoretisch kontrollierten Verfahren zu und erfaßte auch das Vergleichen.

Dabei standen drei politisch-kulturelle Kontexte im Hintergrund: Auf der einen Seite der Nationalismus, der nach einer möglichst scharf abgrenzenden Beschreibung der eigenen Nationalkultur gegenüber anderen suchte.[11] Zum zweiten die durch die Dynamisierung der westlichen Gesellschaften affgegenwärtig einsetzende Historisierung, die diese Identität möglichst weit in die Geschichte zurück zu verlängern suchte und auf die Kontinuität der jeweils eigenen Kultur setzte.[12] Die mit der ersten Globalisierungswelle (ab 1840–1880)[13] und mit dem Imperialismus intensivierten Kulturkontakte[14] zur außereuropäischen Welt warfen drit-

9 Zum differenzierten Gebrauch dieser Metapher vgl. T. Welskopp, Stolpersteine auf dem Königsweg. Methodenkritische Anmerkungen zum internationalen Vergleich in der Gesellschaftsgeschichte, in: Archiv für Sozialgeschichte 35 (1995), S. 339-367.

10 J. Matthes (Hrsg.), Zwischen den Kulturen?. Die Sozialwissenschaften vor dem Problem des Kulturvergleichs, Göttingen 1992, darin ders., The Operation Called „Vergleichen", S. 75-99.

11 Aus der überbordenden Literatur zu diesem Problemkreis anhand des deutsch-französischen Verhältnisses sei nur verwiesen auf: M. Jeismann, Das Vaterland der Feinde. Studien zum nationalen Feindbegriff und Selbstverständnis in Deutschland und Frankreich 1792–1918, Stuttgart 1992 und J. Vogel, Nationen im Gleichschritt. Der Kult der „Nation in Waffen" in Deutschland und Frankreich 1871–1914, Göttingen 1997. Allgemein vgl. den Überblick: D. Langewiesche, Nationalismus im 19. und 20. Jahrhundert. Zwischen Partizipation und Aggression, Bonn 1994.

12 A. Wilson/T. Ashplant, Whig-history and present-centred history, in: The Historical Journal 31 (1988), H. 1, S. 1-16. Der soziale Kontext einer solchen Funktionszuweisung an die Historiographie war zweifellos die Kompensation der tiefgreifenden Verunsicherung des Bildungsbürgers, der seine Funktion als Hüter des nationalen Gedächtnisses herausstellte. Vgl. Geschichtsdiskurs 4: Krisenbewußtsein, Katastrophenerfahrungen und Innovationen 1880–1945, hrsg. von W. Küttler, J. Rüsen und E. Schulin, Frankfurt a. M. 1997.

13 C. Bright/M. Geyer, Globalgeschichte und die Einheit der Welt im 20. Jahrhundert, in: Comparativ 4 (1994), H. 5, S. 13-45.

14 P. D. Curtin, Cross-Cultural Trade in World History, Cambridge 1984; J. Osterhammel, Kulturelle Grenzen in der Expansion Europas, in: Saeculum 46 (1995), S. 101-138; E.-M. Auch/S. Förster (Hrsg.), „Barbaren" und „Weiße Teufel": Kulturkonflikte und Imperialismus in Asien vom 18. bis zum 20. Jahrhundert, Paderborn 1997; H. Münkler (Hrsg.), Die Herausforderung durch das Fremde, Berlin.

tens die Frage nach eine Begründung der west-europäischen Überlegenheit[15] und deren geschichtlicher Erklärung auf.

Bevor sich diese die Geschichtskulturen beunruhigenden Fragen jedoch in eine breitere Praxis des Kulturvergleichs übersetzen konnten, galt es eine Reihe von methodologischen Schwierigkeiten aus dem Weg zu räumen, die sich mit den selbst gesetzten Kriterien der Verwissenschaftlichung verbanden, aber auch unter der Unerfahrenheit mit konkreten Vergleichsuntersuchungen wissenschaftlichen Charakters litten.

Die Theoriedebatten zwischen 1880 und 1914[16] wurden u.a. um folgende Fragen geführt:

- Lassen sich durch systematischen Vergleich verschiedener historischer Entwicklungen allgemeinere Gesetzmäßigkeiten des Geschichtsverlaufes ermitteln?
- Wenn man der Position folgt, daß historische Phänomene nicht nur einzigartig sind, sondern in ihnen ein Kern angenommen werden kann, der in verschiedenen historischen Konstellationen wieder anzutreffen ist, erhebt sich als nächstes die Frage, wie dieser Kern von der Zufälligkeit des Einzelnen isoliert werden kann?

Während diese zweite Frage aus der Sicht der rechtsgeschichtlich ausgerichteten Untersuchung von politischen Strukturen (Vergleich von Verfassungen und von Institutionenkonstellationen) oder von Besitzverhältnissen und Feldaufteilungen in der Agrargesellschaft des Mittelalters relativ einfach beantwortbar schien[17], warf die nach der Schäfer-Gothein-Debatte in Deutschland, aber auch in anderen Ländern vordringende Kulturgeschichte[18] zwei weitergehende Fragen auf:

Ließ sich für die individuellen und vor allem kollektiven Wahrnehmungsprozesse, die immer mehr als nicht länger zu vernachlässigendes Feld für die Geschichtswissenschaft angesehen wurden, die Verfahren

15 U. Bitterli, Die „Wilden" und die „Zivilisierten". Grundzüge einer Geistes- und Kulturgeschichte der europäisch-überseeischen Begegnung, München 1976; S. Amin, L'eurocentrisme. Critique d'une idéologie, Paris 1988; J. Osterhammel, Westliches Wissen und die Geschichte nichteuropäischer Zivilisationen, in: Geschichtsdiskurs 4 (Anm. 12), S. 307-313.

16 L. Raphael, Historikerkontroversen im Spannungsfeld zwischen Berufshabitus, Fächerkonkurrenz und sozialen Deutungsmustern. Lamprechtstreit und französischer Methodenstreit der Jahrhundertwende in vergleichender Perspektive, in: HZ 251 (1990), S. 325-363; K. H. Metz, Der Methodenstreit in der deutschen Geschichtswissenschaft (1891–1899). Bemerkungen zum sozialen Kontext wissenschaftlicher Auseinandersetzungen, in: Storia della Storiografia 6 (1984), S. 3-20.

17 Jedenfalls bei einer Beschränkung auf den europäischen Kontext, vgl. E. Patlagean, Europe, seigneurie, féodalité. Marc Bloch et les limites orientales d'un espace de comparaison, in: H. Atsma/A. Burguière (Hrsg.), Marc Bloch aujourd'hui: Histoire comparée et Sciences sociales, Paris 1990, S. 279-298.

18 Siehe S. Haas, Historische Kulturforschung in Deutschland 1880–1930, Köln/Weimar/Wien 1994; G. Hübinger, Konzepte und Typen der Kulturgeschichte, in: Geschichtsdiskurs 4 (Anm. 12), S. 136-152.

des Strukturvergleichs der Rechts- und Verfassungsgeschichte einfach übertragen?

Zunächst gab man sich mit der Lösung durch ein Analogieverfahren zufrieden, indem Mentalitäten als Strukturen aufgefaßt und als Kulturstufen dargestellt wurden.[19] Dies ermöglichte zunächst die Anwendung des bisher gewohnten Verfahrens, mußte allerdings mit dem weiteren empirischen Forschungsfortschritt zu immer größeren Spannungen zwischen Modellannahme und Einzelergebnissen führen. Diese Differenzen machten die Gegner des Positivismus schonungslos öffentlich und prangerten die Praxis vergleichender Kulturgeschichtsschreibung als unseriös an.

Damit ergab sich für die Entfaltung einer methodisch begründeten Komparatistik als nächste Problemstellung:
– Welche Folgen hatte die aus den ersten Vergleichsuntersuchungen[20] ermittelte Interaktion der Vergleichsobjekte für die Anordnung künftiger Analysen?

Um dieser Frage näher zu kommen, plädierten die Interessenten an einer konstruktiven Lösung des Problems für eine Internationalisierung der Geschichtswissenschaft (vom Einsatz ausländischer Lektoren[21] über die Organisation eines Professorenaustauschs[22] bis zu einer engen Verflechtung der Periodika als Motoren des Institutionalisierungs- und Akademisierungsprozesses[23], wobei neben der deutsch-französischen zunehmend die deutsch-amerikanische Achse an Bedeutung gewann[24]), verbündeten sich mit den modernen Philologien und auch mit Teilen der Kunstgeschichte, die schon länger Interesse an der Erfassung von außer-

19 W. D. Smith, Politics and the Science of Culture, New York 1991; R. Chickering, Karl Lamprecht. A German Academic Life, New Jersey 1993; H. Lehmann, Wege zu einer neuen Kulturgeschichte, Göttingen 1995.

20 So bspw. Lamprechts Untersuchungen des Wirtschaftslebens im deutsch-französischen Grenzraum, mit denen er 1878 und 1886 promovierte bzw. sich habilitierte.

21 K. Middell, Das Institut für Kultur- und Universalgeschichte bei der Universität Leipzig und seine Beziehungen zu Frankreich bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges, in: M. Espagne/M. Middell (Hrsg.), Von der Elbe bis an die Seine. Kulturtransfer zwischen Sachsen und Frankreich im 18. und 19. Jahrhundert, Leipzig ^{2}1999, S. 379-408.

22 B. vom Brocke, Der deutsch-amerikanische Professorenaustausch. Preußische Wissenschaftspolitik, internationale Wissenschaftsbeziehungen und die Anfänge einer deutschen auswärtigen Kulturpolitik vor dem Ersten Weltkrieg, in: Zeitschrift für Kulturaustausch 31 (1981), H. 2, S. 128-182.

23 M. Middell (Hrsg.), Historische Zeitschriften im internationalen Vergleich, Leipzig 1999, S. 24-27.

24 Dazu jetzt G. Lingelbach, Die Institutionalisierung der historischen Disziplinen in Frankreich und den USA vor dem Ersten Weltkrieg, phil. Diss., Berlin 2000.

halb der eigenen Nationalkultur liegenden Phänomenen zeigten.[25] Hieraus baute sich eine Opposition zu jenen Historikern auf, die die Aufgabe der Geschichtswissenschaft in einer Identitätsbefestigung der nationalen Einheiten durch eine rückwärts wenigstens bis zum Mittelalter verlängerte Abgrenzung gegenüber anderen Nationen sahen.[26]

These 3:
Der Erste Weltkrieg führte zum Scheitern vieler Internationalisierungsbemühungen, und seine Folgen behinderten vor allem in der deutschen Historiographie ein Anknüpfen an den bis 1914 erreichten Stand der Diskussion zu Vergleich und Transkulturalität.

Nicht zuletzt durch die selbst gewählte Isolation nach 1918 verlor die deutsche Geschichtswissenschaft ihr bemerkenswertes Reflexionsniveau zu Fragen des Vergleichs, das sie vor dem Ersten Weltkrieg erreicht hatte. Sie gab dabei Deutungsansprüche und Erklärungskompetenz in verschiedene Richtung ab:

a) in Richtung Soziologie und Kulturwissenschaften, denen sie das Feld einer gegenwartsbezogenen struktur- wie kulturgeschichtlich vergleichenden Analyse weitgehend überließ[27]
b) in Richtung Frankreich[28], wo der vor dem Ersten Weltkrieg vor allem in der Gruppe um Henri Berr und seine *Revue de Synthèse*[29] erreichte Diskussionsstand aufgearbeitet und weiterverfolgt wurde, sowohl durch Bemühungen um ausgedehntere Internationalisierung[30] als

25 Diesen transnationalen Aspekt übersehen weitgehend in ihren anregenden Überblicken G. Scholtz, Zum Strukturwandel in den Grundlagen kulturwissenschaftlichen Denkens (1880–1945) und G. Hübinger, Konzepte und Typen der Kulturgeschichte, in: Geschichtsdiskurs 4 (Anm. 12), S. 19-50 und 136-152.

26 Vgl. H. Cymorek, Georg von Below und die deutsche Geschichtswissenschaft um 1900, Stuttgart 1998, S. 86-134.

27 F. H. Tenbruck, Was war der Kulturvergleich, ehe es den Kulturvergleich gab?, in: Matthes (Hrsg.), Zwischen den Kulturen (Anm. 10), S. 13-35; ders., Gesellschaftsgeschichte oder Weltgeschichte?, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 1989, Band 41, Heft 3, S. 417-439; K. W. Nörr /B. Schefold /F. Tenbruck (Hrsg.), Geisteswissenschaften zwischen Kaiserreich und Republik. Zur Entwicklung von Nationalökonomie, Rechtswissenschaft und Sozialwissenschaft im 20. Jahrhundert, Stuttgart 1994.

28 L. Muchielli, Aux origines de la nouvelle histoire en France: l'évolution intellectuelle et la formation du champ des sciences sociales (1880–1930), in: Revue de synthèse historique 1995, H. 1, S. 55-98; L. Raphael, Die „Neue Geschichte" – Umbrüche und neue Wege der Geschichtsschreibung in internationaler Perspektive (1880–1940), in: Geschichtsdiskurs 4 (Anm. 12), S. 51-89.

29 A. Biard/D. Bourel/E. Brian (Hrsg.), Henri Berr et la culture du XXe siècle, Paris 1997.

30 C. Charle, La république des universitaires 1870–1940, Paris 1994, S. 343-397; B. Schroeder-Gudehus, Les Scientifiques et la Paix. La communauté scientifique inter-

auch in Richtung Auffächerung verschiedener Varianten des Vergleichs, die in unterschiedlicher Weise zu problematisieren sind.[31]

c) in Richtung einer jungen Generation, die die methodologischen Errungenschaften der Theorie- und Methodendebatten vor und nach 1900 mit dem Trauma von Versailles verband. Die Erweiterung der Verfahrenspalette betraf vor allem die Sammlung kultureller Artefakte (Annäherung von Archäologie, Wirtschafts- und Kulturgeschichte, Linguistik) und die Anwendung statistischer Methoden[32], so daß Häufigkeit eines Phänomens nun ein wichtiges Plausibitätsargument wurde. Dies verknüpfte sich jedoch mit der Tradition einer völkisch gedeuteten nationalen Gemeinschaft, die anderen gegenübergestellt wurde. Der Vergleich wurde zur Legitimierung nicht nur eigener Überlegenheit, sondern auch künftiger machtpolitischer Ambitionen in der Form einer Theorie des Kulturgefälles konzipiert. Die Problematik der Interaktion und Vermischung zwischen den völkisch aufgefaßten bzw. nationalkulturellen Vergleichsobjekten fand im Ansatz der Volksgeschichte[33] ihre vorläufige Lösung in der Idee von den Inseln des Auslandsdeutschtums. Wurde dieser auch schon vor 1914 verfolgten Vorstellung deutscher Kulturpräsenz im Ausland[34] zunächst empirisch, wenn auch in der Absicht einer Erhaltung des Aus-

---

nationale au cours des années 20, Montréal 1978. Über die Zentralstellung des Belgiers Henri Pirenne, der vor 1914 eng mit Lamprecht zusammenarbeitete, sich mit dem Ersten Weltkrieg aber entschieden von Deutschland ab- und Frankreich zuwandte, für den Internationalisierungsprozeß in der Geschichtswissenschaft vgl. B. und M. Lyon, The Birth of Annales History: The Letters of Lucien Febvre and Marc Bloch to Henri Pirenne (1921–1935), Brüssel 1991; P. Schöttler, Eine spezifische Neugierde. Die frühen „Annales" als interdisziplinäres Projekt, in: Comparativ 2 (1992), H. 4, S. 112-126; zuletzt: ders. (Hrsg.), Marc Bloch. Historiker und Widerstandskämpfer, Frankfurt a. M./New York 1999.

31 Vgl. A. Olin Hill/B. Hill, Marc Bloch and Comparative History, in: American Historical Review 85 (1980), S. 829-884; D. Romagnoli, La comparazione nell'opera di Marc Bloch: pratica e teoria, in : P. Rossi (Hrsg.), La Stori comparata. Approcci e prospettive, Mailand 1987, S. 110-125; W. J. Sewell, Marc Bloch and the Logic of Comparative History, in: History and Theory 6 (1967), H. 2, S. 208-218; L. Walker, A Note on Historical Linguistics and Marc Bloch's Comparative Method, in: ebd. 19 (1980), H. 2, S. 154-164; H. Atsma/A. Burguière (Hrsg.), Marc Bloch aujourd'hui (wie Anm.: 17); U. Raulff, Ein Historiker im 20. Jahrhundert: Marc Bloch, Frankfurt a. M. 1995, S. 248ff.; C. Delacroix/F. Dosse/P. Garcia, Les courants historiographiques en France XIXe – XXe siècle, Paris 1999.

32 M. Fahlbusch, „Wo der deutsche ... ist, ist Deutschland!". Die Stiftung für deutsche Volks- und Kulturbodenforschung in Leipzig 1920–1933, Bochum 1994.

33 W. Oberkrome, Volksgeschichte. Methodische Innovation und völkische Ideologisierung in der deutschen Geschichtswissenschaft 1918–1945, Göttingen 1993.

34 So gehörte zu den Förderschwerpunkten der 1914 ins Leben gerufenen König-Friedrich-August-Stiftung, die nach Lamprechts Plänen ein geisteswissenschaftliches Pendant zur Berliner Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft sein sollte, von Anfang an die Untersuchung des Auslandsdeutschtums.

landsdeutschtums und der Stärkung einer Identifikation mit seiner Herkunft nachgegangen[35], so wurde schnell sichtbar, daß sich nicht die Auffassung zunehmender Interaktion, sondern diejenige ethnopolitischer Entmischung durchsetzen würde.[36] Die in den letzten Jahren neu aufgerollte Diskussion um die Rolle der Historiker im NS hat gezeigt, in welch starkem Maße diese an der Begründung und Beratung einer Vertreibungspolitik teilnahmen.[37]

These 4:
Die Geschichte der historischen Komparatistik kann nicht nur als eine Entfaltung wissenschaftlicher Instrumentarien geschrieben werden, sondern muß berücksichtigen, daß neben der Verwissenschaftlichung der Methoden immer auch ältere, implizite Vergleichstraditionen von Geschichtsschreibung gültig blieben und in der Absicht der Legitimierung politischer Zwecke amalgamieren konnten.

Diese Feststellung erschöpft sich nicht in dem zweifellos besonders auffälligen Beispiel der Volksgeschichte der zwanziger und dreißiger Jahre oder den davor liegenden Implikationen von Nationalismus und Imperialismus. Nach dem Zweiten Weltkrieg war es vor allem der Ost-West-Konflikt, der großen Einfluß auf die Ausrichtung des Vergleiches gewann. Sei es in Form der Modernisierungstheorie, sei es in Form der marxistisch-leninistischen Idee von den Gesellschaftsformationen – jeweils wurde ein Rahmen für Vergleiche formuliert, der eher einem Stufenmodell entsprach, in dem die Interaktion zwischen den Vergleichsobjekten weniger interessierte, hauptsächlich kontrastive Vergleiche geführt wurden.[38]

Wir können drei Problemebenen unterscheiden, die seit den 1890er Jahren bekannt und anknüpfungsfähig sind:

a) Der Vergleich entwickelt sich von einem impliziten Verfahren zu einem kontrollierbaren wissenschaftlichen Instrumentarium, wobei

35 J. Kloosterhuis, „Friedliche Imperialisten". Deutsche Auslandsvereine und auswärtige Kulturpolitik, Frankfurt a. M. 1994, 2 Bde.

36 Man vergleiche das Handbuch des Deutschtums im Ausland von 1904 mit dem Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums von 1933-38; Siehe dazu P. Schöttler (Hrsg.), Geschichtsschreibung als Legitimationswissenschaft 1918–1945, Frankfurt a. M. 1997 und M. Fahlbusch, Wissenschaft im Dienst der nationalsozialistischen Politik? Die „Volksdeutschen Forschungsgemeinschaften" von 1931–1945, Baden-Baden 1999.

37 R. Hohls/K. H. Jarausch (Hrsg.), Versäumte Fragen. Deutsche Historiker im Schatten des Nationalsozialismus, Stuttgart 2000 sowie die Kritik von M. Fahlbusch, Für Volk, Führer und Reich! Volkstumsforschung und Volkstumspolitik 1931–1945, in: H-Soz+Kult, Mai 2000.

38 C. Lorenz, Konstruktion der Vergangenheit. Eine Einführung in die Geschichtstheorie, Köln/Weimar/Wien 1997, S. 231-284.

dieses Instrumentarium im Unterschied etwa zur Textkritik nicht bereits ausgearbeitet zur Verfügung stand, sondern experimentell erprobt und ständig auf neue Quellengruppen, Fragestellungen usw. erweitert wurde

b) Hieraus ergab sich sehr rasch ein Bewußtsein für die typologische Auffächerung verschiedener Vergleichsverfahren, von denen jedes einzelne nicht die vom Positivismus erweckten Erwartungen über allgemeingültige Aussagen erfüllen konnte. Die historistische Kritik an den Verirrungen, die die Anwendung von komparatistischen Verfahren für die Erfassung geschichtlicher Zusammenhänge auch bedeutete, blieb immer inhärenter Bestandteil der Vergleichsdiskussion, wenn auch die Konstellationen, in denen sich Komparatistik und Historismus begegneten, wechselten.

c) Das Vergleichen konnte sich bei aller Verwissenschaftlichung nicht von seiner älteren Funktion innerhalb der Geschichtsschreibung lösen, Identifikation durch das Kontrastieren mit einem Anderen, Fremden, Gegenüberstehenden anzubieten. Wiederum sind die Formen, in denen diese Funktion ihren Ausdruck findet, sehr verschieden, sie reichen von einem Bekenntnis zur Gleichberechtigung oder gar vorbildhaften Überlegenheit des Vergleichsobjektes bis zu dessen radikaler Abwertung als nicht länger existenzberechtigtem Anderem.

Wichtig scheint aber, über all dieser Verschiedenartigkeit nicht zu verkennen, daß die Herausbildung der historischen Komparatistik als methodenbewußte Spezialdisziplin den allgemeineren, implizit vergleichenden Charakter der Geschichtsschreibung nicht obsolet gemacht hat, weil er weiterhin unmittelbar mit der Orientierungs- und identitätsstiftenden Funktion der Geschichtsvergewisserung verbunden ist. Es läßt sich hiervon ausgehend der Nachweis führen, daß die spezialisierte historische Komparatistik in ihren verschiedenen Varianten letztlich ebenfalls an diese Funktion gekoppelt bleibt, auch und gerade dort, wo sie beansprucht, diese identitätsstiftende Funktion durch ihre Verwissenschaftlichung zu überwinden.[39] Gerade der Anspruch, auf dem Wege des Vergleichs objektiveres Wissen zu schaffen, ist in den letzten Jahre mehr und mehr in die Kritik geraten.[40] Indem diese Kritik aber vor allem im angelsächsischen Kontext pragmatisch-konstruktivistische Ansätze als die „Entthronung" der bis in die 1960er Jahre herrschenden absolutistischen Objektivitätsansprüche der Historiographie des 19. Jahrhun-

39 H.-G. Haupt/J. Kocka (Hrsg.), Geschichte und Vergleich. Ansätze und Ergebnisse international vergleichender Geschichtsschreibung, Frankfurt a. M./New York 1996. Für ein Resümee der vielen Vergleichszenarien zugrundeliegenden These von einem historischen Ideal- oder Sonderweg vgl. ausführlicher meinen Aufsatz Metaerzählungen: Vergleichende Revolutionsgeschichte und Sonderwegsthese, in: Berliner Debatte Initial 9 (1998), H. 5, S. 59-76.

40 Siehe hierzu die Aufsätze von Tenbruck und Matthes (Anm. 10 und 27).

derts präsentiert, verschüttet sie zugleich die Perspektive auf jene schon um 1900 bestehenden Ansätze, an die heute wieder angeknüpft werden kann.[41]

These 5:
Die Kulturtransfer-Forschung beansprucht ein neues Konzept zu sein und ein anderes Objekt als die historische Komparatistik zu haben. Sie läßt sich aber auch auf die vor 1900 aufgeworfenen Fragen zurückführen, die bei der Problematisierung der neu entworfenen Kulturvergleichsverfahren auftauchten.

„Mit dem Terminus Kulturtransfer wird der Versuch ausgedrückt, von mehreren nationalen Räumen gleichzeitig zu sprechen, von ihren gemeinsamen Elementen, ohne die Betrachtungen über sie auf eine Konfrontation, einen Vergleich oder eine simple Addition zu beschränken. Es sollen damit die Formen des *métissage* in den Vordergrund gerückt werden, die oft auf der Suche nach Identitäten ausgeblendet werden, indem diese Suche die Vermischungen verschleiert, obwohl auch aus ihnen Identitäten hervorgehen."[42]

Der Anspruch, ein neues Objekt und eine neue Perspektive zu definieren, ist gegen isolierende Betrachtungsweise der bisherigen Geschichtswissenschaft und gegen die Vernachlässigung der *métissages* durch eine Historiographie gerichtet, die sich auf die Suche nach den Wurzeln von Identitäten gemacht hat, die sie allein in der Vorgeschichte von Identifikationsgemeinschaften zu finden meint.

Gedanklicher Ausgangspunkt ist die Annahme der Existenz bzw. der empirisch nachvollziehbaren historischen Konstituierung solcher Identifikationsgemeinschaften und zugleich einer interkulturellen Kommunikation zwischen ihnen, die auf einem Sockel von Gemeinsamkeiten beruht, die sich aus mehreren Quellen speisen: dem parallelen Bezug auf einen Werte- und Symbolhorizont, der aus einer als gemeinsame konstruierten Vorgeschichte stammt, der Interaktion zwischen den beiden Kulturen, die sich in Konjunkturen vollzieht, die keineswegs mit den politischen Zäsuren übereinstimmen müssen. Aus dem Gedanken der konjunkturell schwankenden Dichte von Interaktionen ergibt sich eine Verbindung zur theoretischen Diskussion um die Zeitdimension von Geschichte. Indem Intensität, Latenz und Phasen schwacher oder fehlender Interaktion berücksichtigt werden,. entsteht das Bild einer diskontinuierlichen Geschichte, das sich stärker als die Erzählung von Fortschritt oder Entfaltung gegen teleologische Tendenzen immunisiert.

41 So beispielhaft J. Appleby/L. Hunt/M. Jacob, Telling the truth about history, New York/London 1994.
42 Espagne, Les transferts (Anm. 3), S. 1.

Die Geschichte von Beziehungen zwischen zwei oder mehreren Gesellschaften/Kulturen ist durchaus auch in der Vergangenheit schon ausführlich erforscht worden, aber es fehlte bisher eine leitende Idee, um diese Beziehungen zu erfassen. Mit der Annahme einer permanent anzutreffenden Komponente der Alterität in jeder Kultur lassen sich die Effekte dieser Interaktion verorten.

Hieraus ergibt sich die Entfaltung einer interkulturellen Hermeneutik: an die Stelle der Klage über Mißverständnisse und falsche Perzeptionen tritt deren Interpretation als gleichfalls intentional aufzufassende Phänomene. Danach findet in der Kommunikation eine Übersetzung statt, die an die Person des Übersetzers, an die Bedingungen, unter denen er übersetzt, an das Interesse, das die Übersetzung ausgelöst und inspiriert hat, gebunden ist. Diese Übersetzung ist eine Interpretation aus der Verstehens- und Interessenlage der Empfängerkultur heraus. Auch negative Transferprozesse gehören zu diesen Interpretationen. Häufig handelt es sich nicht um die erstmalige Aneignung eines Phänomens, sondern um die Reinterpretation und Reaktualisierung einer bereits früher Aufmerksamkeit erregende Idee oder Sache. Die wissenschaftliche Aneignung folgt dabei meist zeitlich früheren Transfervorgängen und ist von ihnen beeinflußt. Die Objekte des Kulturtransfers können in der Empfängerkultur eine neue Funktion erhalten, indem sie neu kontextualisiert werden

Die Kulturtransfers sind nicht auf eine gesellschaftliche Sphäre beschränkt, sondern betreffen die Bewegung von Sachen, Personen und Ideen, sie erfassen die materielle Kultur ebenso wie die symbolischen Welten, auch wenn die intellektuell vermittelten Transfers zuweilen für die Beobachtung geeigneter scheinen, weil hier die übersetzende Aneignung leichter sichtbar wird.

Dabei geht es der Kulturtransfer-Forschung um zwei Problemdimensionen:

a) Transfer meint die Bewegung von Menschen, materiellen Gegenständen, Konzepten und kulturellen Zeichensystemen im Raum und dabei vorzugsweise zwischen verschiedenen, relativ klar identifizierbaren und gegeneinander abgrenzbaren Kulturen mit der Konsequenz ihrer Durchmischung und Interaktion. Dahinter steckt aber eine, auf den ersten Blick möglicherweise nicht sofort sichtbare, komplizierte intellektuelle Operation, die zunächst die Selbstbeschreibung von Kulturen als distinkte Einheiten zum Ausgangspunkt nimmt, dann aber gerade nach ihrer durch empirisch nachvollziehbare Wechselverhältnisse entstehenden Verwandtschaft fahndet und die verborgene Heterogenität in der vorgestellten Homogenität aufzudecken sucht.

Dieser kulturhistorische Ansatz läßt sich klassifikatorisch den Fragen nach dem Verhältnis von Fremdem und Eigenem[43] zuordnen, die ihren Impuls ebenso aus einer Veränderung der Blickrichtung philosophischer und soziologischer Überlegungen wie aus neuen Erfahrungen mit der Hybridität sozio-kultureller Situationen erhalten.[44] Zugleich ist der Ansatz in der hier betrachteten Dimension jedoch weniger systematisch angelegt, als vielmehr pragmatisch auf die Beschreibung von möglichen *terrae incognitae* ausgerichtet. Dafür hat sich eine grobe Gliederung in entsprechende Untersuchungen zur Ortsveränderung von Menschen (Reise- und Migrationsforschung vor allem[45]), von materiellen Gegenständen (seien es Bücher[46] oder Kunstobjekte, Modeartikel oder neue Maschinen und Produktionstechniken[47] bzw. Güter des Massenkonsums) und von Ideen und Konzepten (mit Beiträgen von der Philoso-

43 Siehe bspw. H. Münkler/B. Ladwig/K. Meßlinger (Hrsg.), Die Herausforderung durch das Fremde, Berlin 1998

44 Vgl. B. Waldenfels, Schatten der Aufklärung. Französische Philosophie im 20. Jahrhundert, in: Grenzgänge. Beiträge zu einer modernen Romanistik 1 (1994), S. 7-20. Waldenfels wehrt sich wie andere auch, die mit den deutsch-französischen Interaktionen im philosophischen Denken genügend vertraut sind, gegen die irrationalen Abwehrschlachten bei manchen deutschen Geisteswissenschaftlern gegen „die Franzosen", die das Projekt der Moderne aufgegeben hätten. Diese reflexartigen Widerstände, die sich oft am Werk Foucaults festmachen, sind wohl ebenfalls ein Hinderungsgrund für Rezeptionen der Kulturtransferthematik in Deutschland.

45 T. Grosser, Reiseziel Frankreich. Deutsche Reiseliteratur vom Barock bis zur Französischen Revolution, Opladen 1989; H. Barbey-Say, Le voyage de France en Allemagne de 1871 à 1914, Nancy 1994; vgl. zu dem großangelegten Potsdamer Forschungsprojekt für das 18. Jahrhundert: C. Frank/J. Rees/W. Siebers/H. Tilgner, Europareisen der politischen Funktionsträger des Alten Reiches (1750–1800). Reisen und Aufklärung in interdisziplinärer Perspektive, in: Frühneuzeit-Info 10 (1999), H. 1-2, S. 1-8; zur Migrationsforschung mit weiterführenden Literaturangaben: K. Middell/M. Middell, Migration als Forschungsfeld, in: Grenzgänge 5 (1998), H. 9, S. 6-23.

46 H. Jeanblanc, Des Allemands dans l'industrie et le commerce du livre à Paris (1811–1870), Paris 1994; F. Barbier, Martin Bossange, Paris und Deutschland, in: Beiträge zur Geschichte des Buchwesens im frühen 19. Jahrhundert, Wiesbaden 1993, S. 95-113; ders., L'Empire du livre. Le livre imprimé et la construction de l'Allemagne contemporaine, Paris 1995; J. Freedman, Zwischen Frankreich und Deutschland. Buchhändler als Kulturvermittler, in: H.-J. Lüsebrink/R. Reichardt (Hrsg.), Kulturtransfer im Epochenumbruch. Frankreich und Deutschland 1770 bis 1815, Leipzig 1997, S. 445-498. Eine ausführliche Studie zu den Beziehungen Leipziger Verleger zum englischen und französischen Buchmarkt bereitet gegenwärtig Mark Lehmstedt vor. Vgl. zunächst ders., Über den Anteil des Leipziger Buchhandels am literarischen Austausch zwischen Frankreich und Deutschland. Das Beispiel der Peter Philipp Wolfschen Buchhandlung in Leipzig (1795–1803), in: ebd., S. 403-444.

47 Vgl. die Beiträge zu den internationalen Bezügen des Messehandels in: H. Zwahr/T. Topfstedt/G. Bentele (Hrsg.), Leipzigs Messen 1497–1997, Köln/Weimar/Wien 1999, 2 Bde.

phie- und Literaturgeschichte[48] über die allgemeine Bildungs- bis zur Wissenschafts[49]- und Universitätsgeschichte[50]) als ausreichend erwiesen, obwohl natürlich all diese Ebenen in der Regel ineinander greifen. Damit ist ein weiter Schirm aufgespannt, unter dem sich zahlreiche Studien versammeln können, die von sehr unterschiedlichen disziplinären Ausgangspunkten und mit höchst verschiedenem methodischen Erfahrungshintergründen die Entdeckungsreise in ein empirisch stark vernachlässigtes Feld aufgenommen haben.[51] Es kann aber zugleich auch die dieser Multidisziplinarität innewohnende Gefahr nicht verkannt werden, daß methodisch ähnlich ausgerichtete Beiträge sich wegen des Mangels an gemeinsamen Kategorien nicht als einander ergänzend erkennen und andererseits das Etikett des Kulturtransfers eher ornamentale Funktion erhält.

b) Die zweite Dimension bildet die radikale Umkehrung der Perspektive auf das Verhältnis von Ausgangs- und Rezeptionskultur. Während die ältere Forschung hier immer nach Beeinflussungen gesucht hat und diese teilweise mit einem Gefälle der kulturellen Prägekraft erklären wollte, wurde nun die Konjunktur von Rezeptionsbedürfnissen in der Aufnahmekultur zum Ausgangspunkt. Nicht der Wille

48 Vgl. die Beiträge der Reihe „Transferts" im Verlag Du Lérot, Tusson (Charente) 1990ff., die sich durch kommentierte Texteditionen ideengeschichtlichen Rezeptionsprozessen im 19. Jahrhundert zuwenden: Lettres d'Allemagne. Victor Cousin et les hégéliens, hrsg. von M. Espagne/M. Werner/F. Lagier, Tusson 1990; Le Livre Nouveau des Saint-Simoniens, hrsg. von Ph. Régnier, Tusson 1991.

49 U. Fell, Disziplin, Profession und Nation. Die Ideologie der Chemie in Frankreich vom Zweiten Kaiserreich bis in die Zwischenkriegszeit, Leipzig 2000.

50 M. Espagne, Le paradigme de l'étranger. Les chaires de littérature étrangère au XIXe siècle, Paris 1993; Charle, La république des universitaires (Anm. 30).

51 Die vorherrschende Form, in der sich die Perspektive der Öffentlichkeit präsentiert hat, war denn zunächst auch eher der Sammelband mit Beiträgen aus verschiedenen Disziplinen und weniger die kohärente Monographie, die einen gut belegten Einzelzusammenhang übersteigt. Es kann deshalb heute noch nicht als ausgemacht gelten, ob eine Gesamtdarstellung etwa der bilateralen Transferbeziehungen für ein Jahrhundert möglich ist oder ob sich dieser Ansatz der damit einhergehenden holistischen Betrachtungsweise versperrt. Zentral für die Lösung dieses Problems dürfte der Begriff der Rezeptionskonjunkturen sein, der sowohl eine auffällige Dichte der Zuwendung zu bestimmten ausländischen Kulturelementen als auch eine jeweils historisch spezifische Aneignungsweise meint, die beispielsweise die französische Kant-Rezeption in vier verschiedene Sichten (den Kant der Jakobiner, jenen der Emigranten, den Kant der Idéologues und schließlich jenen der Madame de Stael) auffächert, von denen aus sich Integrationen in das kulturelle Gedächtnis Frankreichs anboten. (Espagne/Werner, La construction d'une référence [Anm. 1]) Es zeichnet sich schon an diesem Beispiel ab, welche Menge an empirischer Vorarbeit zu leisten ist, ehe eine einigermaßen zuverlässige Synthese ins Auge gefaßt werden könnte. Siehe den Versuch einer chronologisch zusammenhängenden Erzählung bei M. Espagne, Französisch-sächsischer Kulturtransfer im 18., und 19. Jahrhundert. Eine Problemskizze, in: Comparativ, 2 (1992), H. 2, S. 100-121.

zum Export, sondern die Bereitschaft zum Import steuert hauptsächlich die Kulturtransferprozesse. Individuelle und kollektive Erfahrungen, Ideen, Texte, kulturelle Artefakte bekommen eine völlig andere Funktion im neuen, dem Aufnahmekontext, sie werden als Fremdes dem Eigenen inkorporiert.

Oftmals ist dabei das Ziel des Verweises auf das Fremde, das es anzueignen gelte, der Wunsch nach Veränderung/Modernisierung der eigenen Kultur. Dieses Motiv steuert die Auswahl der Transfergüter und die Art und Weise ihrer Modifikation für die eigenen Zwecke. Während zunächst die Aufmerksamkeit auf die Fremdheit des Anzueignenden gerichtet ist und eben diese Fremdheit explizit hervorgehoben wird, um die Auseinandersetzung mit dem als rezeptionswürdig Angesehenen in Gang zu bringen, wird im Laufe der Aneignung gerade diese Fremdheit systematisch verborgen und am Ende die erzeugte Heterogenität und Ambiguität wieder zu einer homogenen Vorstellung von der eigenen Kultur.[52] Als beinahe idealtypisches Beispiel für den hier abstrakt beschriebenen Zusammenhang kann die Beziehung der Hochschul- und Bildungssysteme zwischen Frankreich und Deutschland in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts herangezogen werden. Die französische Gesellschaft suchte eine Erklärung für die traumatische Niederlage von 1870/71 und glaubte sie bald in der Überlegenheit der deutschen Hochschulen bei der Heranbildung geeigneter Fachkräfte in Militärorganisation und Nachschubindustrie ausgemacht zu haben. Dieser Verweis auf eine Art Vorbildrolle des fremden Systems schloß an frühere Reformbemühungen, die vor 1870 noch ohne diese Referenz auskamen, an und setzte eine Aufklärungswelle von Beobachtungsreisen junger Gelehrter an die deutschen Universitäten in Gang, deren Berichte und Erfahrungen mit Sorgfalt für den Umbau der französischen Universitäten unter Victor Duruy und die Überwindung der beträchtlichen politischen und kulturellen Widerstände[53] ausgewertet wurden.[54] So ist es auch kaum verwunderlich, daß die Rate der erfolgreichen Aufsteiger im französischen Hochschulsystem zu Großordinarien, Schulenbegründern und Inhabern

52 Diesen Prozeß zeichnet beispielhaft nach: ders., Bordeaux baltique. La présence culturelle allemande à Bordeaux aux XVIIIe et XIXe siècles, Paris 1991.

53 J. Sagnes (Hrsg.), Il y a 100 ans ... La naissance des universités française. Textes législatifs et débats parlementaires (1885–1896), Paris 1996.

54 Die Reiseberichte erschienen vor allem in der *Revue internationale de l'enseignement*. Für eine Auswertung einschließlich der in der Bibliothèque Nationale aufbewahrten Manuskripte, die das Korpus französischer Wahrnehmung deutscher Hochschulen stark erweitern: M. Espagne, Die Universität Leipzig als deutsch-französische Ausbildungsstätte, in: ders./M. Middell (Hrsg.), Von der Elbe bis an die Seine. Kulturtransfer zwischen Frankreich und Sachsen im 18. und 19. Jahrhundert, Leipzig ²1999, S. 353-377; C. Charle, L'élite universitaire française et le système universitaire allemande (1880–1900), in: Espagne/Werner (Hrsg.), Transferts ..., S. 345-358.

von Schlüsselstellungen der Forschungsinfrastruktur wie der Sprachwissenschaftler Ferdinand de Saussure[55], der Slawist Paul Boyer[56], die Soziologen Emile Durkheim[57] und Celestine Bouglé[58], der Historiker Marc Bloch[59], der Bibliothekar der *Ecole Normale Supérieure* Lucien Herr[60] usw. gerade unter den Deutschlandreisenden besonders hoch war.[61] Es hätte aber dem Wunsch nach Mobilisierung der eigenen Entwicklungspotentiale in Frankreich diametral widersprochen, wenn die Überwindung der „crise allemande de la pensée française", wie Claude Digeon diesen Zusammenhang genannt hat[62], als Übernahme des deutschen Vorbildes präsentiert worden wäre. Vielmehr werden in einer betont kritischen Distanz die deutschen Erfahrungen verborgen, und damit erscheint ein Amalgam der anschaulichen Vorteile von Seminar und Labor mit französischen Traditionen als die attraktive Lösung des Problems.[63] Nur wenige Jahre später allerdings läßt sich beobachten, daß zumindest eine (durchaus einflußreiche) Minderheit unter den deutschen Intellektuellen ihrerseits dem nationalen Furor, allein militärische Aufrüstung sichere den erstrebten „Platz an der Sonne" mit dem Hinweis auf die Überlegenheit der Konkurrenten im Ausland entgegentrat und für eine Zivilisierung der eigenen internationalen Aktivitäten durch den Ausbau der „auswärtigen Kulturpolitik" nach französischem Vor-

55 Der künftige Sekretär der französischen Gesellschaft für Sprachwissenschaft studierte – wie zahlreiche weitere Schweizer in dieser Zeit - in Leipzig bei den Junggrammatikern von 1876 bis zur Promotion 1880.

56 Boyer hörte 1889 in Leipzig bei August Leskien und zog dann weiter nach Moskau.

57 Mit Philosophiestudien in Heidelberg, Leipzig und Berlin.

58 Bouglé veröffentlichte seine akademischen Reiseerinnerungen unter dem Pseudonym Jean Breton, Notes d'un étudiant français en Allemagne. Heidelberg – Berlin – Leipzig – Munich, Paris 1895.

59 1908 in Leipzig und anschließend in Berlin siehe dazu den Beitrag von Gerhard Wiemers über die Quellen zum Aufenthalt Blochs im Leipziger Universitätsarchiv in: ders., Zur Archäologie französischer Quellen im Universitätsarchiv – eine Recherche, in: M. Espagne/K. Middell/M. Middell (Hrsg.), Archiv und Gedächtnis. Studien zur interkulturellen Überlieferung, Leipzig 2000, S. 306-322; zur Wirkung dieses Aufenthaltes vgl. P. Schöttler, Marc Bloch und Deutschland, in: ders, Marc Bloch (Anm. 30), S. 35ff.

60 Herr hörte 1886 vor allem bei dem Völkerpsychologen Wundt und dem Philologen Windisch in Leipzig. Vgl. P. Pétitmengin, La bibliothèque de l'Ecole normale supérieure face à l'érudition allemande au XIXe siècle, in: Le commerce culturel des nations: France – Allemagne XVIIIe-XIXe siècle (=Revue de synthèse CXIII (1992), H. 1-2), S. 55-70; M. Espagne (Hrsg.), L'Ecole normale supérieure et l'Allemagne, Leipzig 1995, S. 77-107 und 201-220.

61 C. Charle, L'élite universitaire (Anm. 54), S. 345. Immerhin 17,6 Prozent der Professoren an der Faculté des Lettres von Paris, die 1879–1939 berufen wurden, hatten Deutschland bereist!

62 C. Digeon, La crise allemande de la pensée française 1870–1914, Paris 1959.

63 M. Werner, L'Ecole normale: un séminaire à l'allemande?, in: Espagne (Hrsg.), L'Ecole normale (Anm. 60), S. 77-88.

bild warb.[64] Man könnte dies durchaus in Umkehrung der etablierten französischen Formulierung eine „crise française de la pensée allemande" nennen, aber in den deutschen Meistererzählungen, seien sie apologetisch oder kritisch zur Politik des Kaiserreiches ist diese Tatsache so gut wie verdrängt. Der Kulturtransfer-Ansatz steht also, indem er die Verflechtung miteinander interagierender Geschichten hervorhebt und das systematisch Verborgene wieder an die Oberfläche des kollektiv Erinnerten zu ziehen versucht, sowohl im Gegensatz zu einem naiven Universalismus als auch zu den Parallelgeschichten des älteren Komparatismus, die allein auf die Gemeinsamkeiten und Unterschiede ausgerichtet sind und damit deutliche Spuren eines Objektivismus in die Geschichtsbilder tragen.[65]

These 6:
Das Konzept ist in einem bestimmten Diskussionszusammenhang in der französischen Germanistik Mitte der achtziger Jahre entstanden. Aus dem Moment und dem Ort ergeben sich Eigennamen der Ausdifferenzierung aus der allgemeinen Komparatistik-Diskussion durch drei Vorgänge: die Forschungsrichtung gibt sich selbst einen distinkten Namen, sie organisiert und institutionalisiert sich, sie formuliert die Unterschiede zum *mainstream* des kontrastiven Vergleichs.

Interessant ist zunächst, daß die Initiative zur Etablierung dieses neuen Forschungsparadigmas von französischen Germanisten und Kulturhistorikern ausging, die ihrerseits mit deutschen Romanisten, Frankreich-Historikern und Komparatisten zusammenarbeiteten. Es handelt sich um ein Milieu der intellektuellen Grenzgänger, die in ihrer Forschungspraxis die wechselseitige Beeinflussung verschiedener Kulturen nicht nur kennengelernt und mit der entsprechenden Kombination von Quellenbeständen umzugehen gelernt hatten, sondern auch über eine beeindruckende Dichte akademischer Kommunikationsstrukturen verfügten, die in den Folgejahren relativ hochfrequente Tagungsserien und Buchreihen gestatteten und damit den Mangel stabiler universitärer Verankerungen ausglichen. 1985 veröffentlichten die Pariser Kulturhistoriker des deutschen Vormärz Michel Espagne und Michael Werner auf der Basis textkritischer Studien insbesondere zu Heinrich Heine und anderen Intellek-

64 Kloosterhuis, „Friedliche Imperialisten" (Anm. 35).
65 P. Novick, That Noble Dream. The Objectivity Question and the American Historical Profession, Cambridge 1988.

tuellen die ersten Umrisse des Programms ihrer Forschungsgruppe am CNRS.[66]

Ausgangspunkt war die Feststellung, daß die Art und Weise, in der die westlichen Kulturen ausländische Problemzugänge und Texte, Formen, Werte und Moden des Denkens importieren und sich aneignen, bisher noch nicht wirklich zum Gegenstand der Forschung gemacht wurden und die Fragen weder mit dem systematischen Vergleich noch mit der Analyse von Einflüssen der einen Kultur auf die andere erledigt seien.

Zu den intellektuellen Bedingungen dieses Innovationsvorgangs gehörten:

- die unter dem Signum der Postmoderne zusammengefaßten Erschütterungen des Objektivismusglaubens und die Anerkennung der Tatsache, daß auch der Interpret aktiver Teil des Bedeutungsfeldes ist, das er beobachtet;
- ein wachsendes Interesse an Alteritäts- anstelle von Identitätskonzepten und den daraus folgenden Phänomenen des *métissage* als Reaktion auf die Debatten im politischen Raum über neue Einwanderungstendenzen und ihre kulturelle Verarbeitung reagierten. Eine explizite Verbindung zu den nordamerikanischen Multikulturalismus-Diskussionen und zum Postkolonialismus-Diskurs läßt sich jedoch nicht ausmachen. Hieraus ergibt sich – jedenfalls vorläufig – eine Beschränkung der Wirkung des methodologischen Vorschlages auf Gegenstände der europäischen Geschichte;
- Interesse an einem Umgang mit der Krise des Nationalliteraturkonzeptes, die vorläufig gravierender als die Erschütterungen des Nationalgeschichtskonzeptes waren;
- der Wechsel in eine von der Anthropologie inspirierte Begriffswelt und Beschreibungssprache unter den Bedingungen einer interdisziplinären Forschungslandschaft, wie sie in Paris durch die Zusammenballung akademischer Institutionen beispielhaft gegeben ist, und
- der pragmatische Umgang mit Überlegungen aus der psychoanalytischen Denkrichtung der Freudianer, ohne daß dies in ein neues Spezialgebiet wie im Falle der Psychohistory führt.

Haben wir es einerseits mit einem konkreten Entstehungskontext zu tun, so ist doch das Kulturtransfer-Konzept auch das Kind einer seit langem, wenn auch unvollkommen diskutierten Problematik. Neu ist

a) daß jetzt ein Begriff gefunden wurde, der es gestattete, diese Perspektive von der gewohnten der Komparatistik zu differenzieren. Damit gelangte diese Forschungsrichtung zu einem intensiveren Bewußtsein ihrer Andersartigkeit gegenüber dem kontrastierenden Ver-

66 Zur Vorgeschichte vgl. L. Hay, La génèse d'une recherche: l'équipe Heine à l'ENS, in: Espagne, L'Ecole normale (Anm. 60), S. 221-230.

gleich und dem impliziten Vergleich, der in den meisten historischen Darstellungen vorherrscht;

b) nach dieser begrifflichen Ausdifferenzierung stellte sich das Problem, wie das Verhältnis diese neue Perspektive zu den gewohnten (des Vergleichs – dies insbesondere in Deutschland, s.u.; der Nationalgeschichte – dies insbesondere in Frankreich) beschaffen ist und welche Rolle sie bei der Formulierung neuer Geschichten (etwa Europas) übernehmen kann;

c) in der konkreten Praxis dieser Forschungsrichtung wurden jetzt Verfahren erprobt, die eine höhere Plausibilität als die alleinige Problemformulierung boten. Hierzu griff die Kulturtransfer-Forschung auf eine Reihe von existierenden Verfahren zurück und entfaltete inzwischen einen breiten Kanon der Zugänge. Um nur einige zu erwähnen, sei verwiesen auf die Geschichte der Übersetzungen[67] und der Übersetzer[68], auf die Soziabilitätsforschung[69], die Migrationsforschung[70], die Analysen von Medieninhalten und des Handels mit ihnen[71], die Untersuchungen des Fernhandels und seiner kulturellen

67 So die zahlreichen Publikationen, die aus der Analyse der „Übersetzungsbibliothek", d.h. der Verdeutschungen französischer Revolutionstexte, hervorgingen: nachgewiesen bei Lüsebrink/Reichardt (Anm. 46) sowie E. Pelzer, Die Wiederkehr des girondistischen Helden. Deutsche Intellektuelle als kulturelle Mittler zwischen Deutschland und Frankreich während der Französischen Revolution, Bonn 1998.

68 G. Roche, Les traductions-relais en Allemagne au 18e siècle, in: Grenzgänge 1 (1994), H. 2, S. 21-50; M. Espagne/W. Greiling (Hrsg.), Frankreichfreunde. Mittler des französisch-deutschen Kulturtransfers (1750–1850), Leipzig 1996.

69 E. François (Hrsg.), Sociabilité et société bourgeoise en France, en Allemagne et en Suisse (1750–1850), Paris 1986; F. Schrader, Aufklärungsgesellschaften und bürgerliche Assoziationen als Gegenstand der Sozialgeschichte. Ein Bericht, in: Grenzgänge 1 (1994), H. 2, S. 123-131; K. Middell, Leipziger Sozietäten im 18. Jahrhundert. Die Bedeutung der Soziabilität für die kulturelle Integration von Minderheiten, in: Neues Archiv für sächsische Geschichte 69 (1999), S. 125-158.

70 T. Höpel/K. Middell (Hrsg.), Réfugiés und Emigrés. Migration zwischen Frankreich und Deutschland im 18. Jahrhundert, Leipzig 1997; T. Höpel, Emigranten der Französischen Revolution in Preußen 1789–1806. Eine Studie in vergleichender Perspektive, Leipzig 2000.

71 So etwa die Untersuchung der Intelligenzblätter, Wochen- und Tageszeitungen des 18. Jahrhunderts, wie sie bspw. Matthias Beermann (für den Courrier du Bas-Rhin), Werner Greiling (für die Publizistik im mitteldeutschen Raum) und Annett Vollmer (für die frankophonen Zeitschriften in Deutschland und Russland) neben dem bereits genannten Projekt der „Übersetzungsbibliothek" vorgelegt haben. Gleichfalls dieser Rubrik zuzuordnen wären Rekonstruktionen des europäischen Kunsthandels des 18. Jahrhunderts über die Drehscheiben Paris, London und Wien.

Implikationen[72] sowie Studien zu Intellektuellen, ihren Institutionen und Diskursen, seien sie akademischer oder künstlerischer Natur.[73]

These 7:
Der spezifische Entstehungskontext der Kulturtransfer-Forschung, wie er in der französischen Germanistik bestand, existierte so in der Bundesrepublik nicht, weshalb das Konzept hier zunächst kaum Resonanz fand, später eher auf Ablehnung oder zumindest Rezeptionsschwierigkeiten stieß.

Der Übergang eines Konzeptes aus der französischen Germanistik in die deutsche Geschichtswissenschaft gehört eher zu den Seltenheiten, weshalb es sich vielleicht lohnt, ihn etwas näher zu betrachten. Eine Unterstützung der Faktoren, die dabei gewirkt haben, hilft uns auch zu verstehen, warum durchaus vorhandene Traditionen in der deutschen Geschichtsschreibung, die auf dieses Konzept hindeuten oder ihm verwandt sind, kaum wirksam werden konnten und auch bei der Perzeption der französischen Theorieangebote zunächst auch nicht explizit eine Rolle gespielt haben. So war Karl Lamprechts Versuch vom Anfang des Jahrhunderts, eine Universalgeschichte auf kulturvergleichende Studien zu gründen und dabei typologisch zwischen Nationalkulturen zu unterscheiden, aber gleichermaßen ihre wechselseitige Beeinflussung zu berücksichtigen, rasch verdrängt. Anders als seine Nachfolger in der deutschen Kulturgeschichte, Sprach- und Volkstumsforschung der zwanziger und vor allem der dreißiger Jahre interpretierte er diese Beziehungen nicht vor dem Hintergrund eines Exportes entlang dem Gefälle von höheren zu niederen Kulturen, sondern als Aneignungen, wenn aus der Sicht der aufnehmenden Kultur dafür Notwendigkeit bestand.[74] In Vorträgen an der New Yorker Columbia-University erläuterte er 1904 nicht nur die Grundzüge seiner „Deutschen Geschichte", sondern auch erstmals das Programm einer Weltgeschichte, die sich dem Transfer von

72 Neben der oben (Anm. 52) erwähnten Studie von M. Espagne über die deutschen Händler in Bordeaux vgl. K. Middell, Hugenotten in Leipzig, Leipzig 1998.

73 Dieses ebenfalls noch einmal erheblich differenzierte Feld umschließt gleichermaßen die Stereotypenforschung wie die Frage nach der kulturellen Reichweite von Perzeptions- und Rezeptionsprozessen. Gerade in diesem Bereich, in dem die Kulturtransfer-Forschung am deutlichsten an Schwerpunkte der traditionellen Literatur- und Geschichtswissenschaft anschließt, bleibt die Verwendung der Begrifflichkeit und des Konzeptes häufig diffus, eine Zuordnung einzelner bibliographischer Angabe fällt deshalb besonders schwer.

74 K. Lamprecht, Was ist Kulturgeschichte?, in: Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, N.F. 1896-1897, S. 75-150. Siehe dazu meinen Aufsatz: Méthodes de l'historiographie culturelle: Karl Lamprecht, in: Revue Germanique Internationale 10 (1998), S. 93-115

Personen, Dingen und Ideen zuwenden müsse, um die Isolation einzelner Fälle, die einander gegenübergestellt werden, zu überwinden.[75]

Ein Erklärung für das „Vergessen" dieser weit ausgearbeiteten Vorschläge findet sich leicht in der oft zitierten Niederlage Lamprechts im Methodenstreit der 1890er Jahre, aber sicherlich auch in der Tatsache, daß er im Unterschied zu seinem vielbändigen Hauptwerk zur „Deutschen Geschichte", die allen Kritiken der Fachkollegen zum Trotz ein großer Publikumserfolg wurde, seine Ideen vergleichender interkultureller Forschung nur in Denkschriften und Vorlesungen festhalten, jedoch nicht mehr in einer größeren Darstellung ausprobieren konnte. Aber auch andere, institutionell gut verankerte und nach bedruckten Seiten außerordentlich erfolgreiche Vorstöße blieben unbeachtet.

Als Beispiel aus der Mitte des 20. Jahrhunderts kann hier der Osteuropahistoriker Eduard Winter herangezogen werden, dessen Lebensweg eng mit dem Konzept der deutsch-slawischen Wechselseitigkeit verknüpft war.[76] Der Begriff der Wechselseitigkeit, der auf die Erforschung der historisch durch eine große Zahl von Mittlern immer wieder hergestellte Verwandtschaft des östlichen und des westlichen Teils Europas zielte, entstand selbst aus der gemeinsamen Diskussion von russischen (Jerusalimskij; Berkov u.a.) und (ost-)deutschen Historikern (Winter u.a.) vor einem doppelten Hintergrund: Er bezog Front gegen Abendland-Konzepte, Vorstellungen von Erbfeindschaft und „Kulturträgerei", aber auch gegen die fortdauernde Trennung Europas in einer Politik, die in der Betonung der Unterschiede die jeweilige östliche und westliche Identität zu stärken suchte. Er berief sich zugleich auf Wurzeln im aufgeklärten Neuhumanismus Ostmitteleuropas als einer Zone, in der Vermischung und Hybridität kultureller Identitäten eine besondere Dichte erreichten, die erst durch die künstliche Trennung der Deutschen von den Tschechen am Ende der Zwischenkriegszeit in Gefahr geriet. Winter verknüpft in seinen Erinnerungen biographische Erfahrungen an internationale Kommunikation und Grenzüberschreitungen in Richtung Ukraine und Slowakei mit einem grundsätzlichen wissenschaftlichen Anliegen, dem der Untersuchung dieser Wechselseitigkeit. Lebensbilder der Mittlerfiguren, Publikation von Quellen der intellektuellen Interaktion und Untersuchungen zu den (vor allem akademischen) Institutionen des Kulturtransfers füllen mehr als zwei Dutzend Bände, die er nach seiner Wanderung über Prag und Wien sowie Halle an der Ostberliner Akade-

75 K. Lamprecht, Moderne Geschichtswissenschaft. Fünf Vorträge, Freiburg/Br. 1905, S. 108ff.

76 Vgl. die knappe Skizze Winters in: E. Winter/G. Jarosch (Hrsg.), Wegbereiter der deutsch-slawischen Wechselseitigkeit (=Quellen und Studien zur Geschichte Osteuropas, Bd. XXVI), Berlin 1983, S. 403ff. sowie die ebenda (S. 408-411) enthaltene Bibliographie, die Winter als das Gegenteil eines publizistisch nicht wirksamen Autors ausweist.

mie der Wissenschaften herausgab. Winter bekannte aber auch kurz vor seinem Tod 1982, daß die „zehn goldenen Jahre" der Internationalisierung in Richtung Osteuropa zwischen 1955 und 1965 lagen und damit seit langem vorbei waren.[77] Vorhandenen Ansätze, für die hier Eduard Winters Begriff der deutsch-slawischen Wechselseitigkeit als Beispiel steht, blieben fürs erste folgenlos und können nur im Blick über die Schulter als Traditionsbestände aktiviert werden. Es bedurfte des Anstoßes von außen, eines bereits erprobten und ebenso kohärent wie provokativ formulierten Angebotes, um „endogene Potentiale" zu wecken.

Nachdem zunächst in den achtziger Jahren die Denationalisierung des Geschichtsbildes in der Bundesrepublik nicht in vergleichbarem Maße wie in Frankreich als Notwendigkeit empfunden wurde, rückte die Betonung nationalkultureller Homogenität im Zuge der deutschen Vereinigung wieder in den Vordergrund.[78] An der Wende von den achtziger zu den neunziger Jahren institutionalisierte sich die historische Komparatistik in der deutschen Geschichtswissenschaft auf neue Weise.[79]

Nachdem zunächst die Forschungen zur neueren Geschichte ganz auf die Auseinandersetzung mit der in der deutschen Geschichtskultur verbreiteten Sonderwegsthese ausgerichtet war[80], geriet die Gesellschaftsgeschichte zunehmend in Erklärungsnot, nicht zuletzt unter dem Druck der von ihr selbst vorangetriebenen Forschungen. Der implizite Vergleich des deutschen Sonder- und mit einem westeuropäischen Normalweg historischer Entwicklung in der Moderne hielt den empirischen Be-

77 Ebenda, S. 407.

78 Vgl. dazu ausführlicher M. Middell, Grundlagendiskussionen in der deutschen Geschichtswissenschaft – alte und neue Konstellationen, in: P. Schöttler/P. Veit/M. Werner (Hrsg.), Plurales Deutschland – Allemagne plurielle. Festschrift für Etienne François, Göttingen 1999, S. 46-57.

79 Vgl. J. Kocka/H. Siegrist, Die Arbeitsstelle für Vergleichende Gesellschaftsgeschichte an der Freien Universität Berlin 1992–1997, Berlin 1997. Für unsere Thematik unter den 14 größeren Tagungen besonders wichtig: E. François /H. Siegrist/J. Vogel (Hrsg.), Nation und Emotion. Deutschland und Frankreich im Vergleich, Göttingen 1995; K. H. Jarausch/H. Siegrist (Hrsg.), Amerikanisierung und Sowjetisierung in Deutschland 1945–1970, Frankfurt a. M./New York 1997. Seit 1998 besteht in der Nachfolge der Arbeitsstelle das Zentrum für vergleichende Geschichte Europas, das sich intensiver dem Zusammenhang von Vergleich und Kulturtransfer zuwenden möchte. Neben dem Graduiertenkolleg „Gesellschaftsvergleich" verschiedener Berliner Einrichtungen sei des weiteren auf die DFG-Forschergruppe zum Gesellschaftsvergleich an der Humboldt-Universität verwiesen. Neben dem Bielefelder Sonderforschungsbereich zur Bürgertumsforschung in international vergleichender Perspektive kann auch der Trierer SFB zum Vergleich in der Grenzregion zwischen Saan, Lothringen und Luxemburg diesem Trend der Institutionalisierung historischer Komparatistik zugerechnet werden.

80 B. Faulenbach, Ideologie des deutschen Weges. Die deutsche Geschichte in der Historiographie zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus, München 1980; J. Kocka, Asymmetrical Historical Comparison: The Case of the German Sonderweg, in: History and Theory 38 (1999), H. 1, S. 40-50.

funden immer weniger stand. Hier ergaben sich durchaus Analogien zur Diskussion in Frankreich über eine „voie spécifique française", die sich mit dem Vergleichen an einem angelsächsischen Idealpfad zur modernen Demokratie ohne revolutionäre Entgleisungen[81] auf ähnlich unsicheres Terrain begab wie die deutsche Debatte. Auch wenn vom implizit komparatistischen Grundmuster der „Sonderwegsdebatte" Schritt für Schritt Abstand genommen wurde, ging es in der neuen Ausbaustufe vergleichender Historiographie zunächst vor allem um die Begründung von systematischen, strukturgeschichtlich angelegten Vergleichen, die ihre Herkunft aus der Analyse sozialer Gruppen und Klassen, wie sie in den siebziger und achtziger Jahren dominierte, nicht verhehlte.

Aus dieser Perspektive mußte das Konzept des Kulturtransfers zunächst als weithin inkommensurable Herausforderung wirken, so daß entsprechend schroffe Abgrenzungen nicht ausblieben: „Es geht beim Vergleich um Ähnlichkeiten und Unterschiede ... Vergleichende Arbeiten, so definiert, sind ... nicht mit beziehungsgeschichtlichen Arbeiten zu verwechseln. Diese fragen nicht notwendig nach Ähnlichkeiten und Unterschieden zwischen zwei Untersuchungseinheiten – z. B. Frankreich und Deutschland -, sondern nach den Wechselwirkungen zwischen ihnen ... Wenn in der Praxis geschichtswissenschaftlicher Forschung auch Vergleich und Beziehungsstudien oft zusammen auftreten, so ist es doch wichtig, sie methodologisch voneinander zu trennen."[82] Erst mit mehreren Jahren Verzögerung kam es zu intensiveren Rezeptionsbemühungen.[83]

These 8:
In Ostdeutschland ergab sich mit dem Umbruch 1989 dagegen eine andere Konstellation, die zu einer früheren Rezeption des Transferkonzeptes und entsprechenden Bemühungen um dessen Erweiterung führte.

Die DDR-Geschichtswissenschaft hatte im Zuge einer eigenständigen Internationalisierungsanstrengung vorwiegend nach Osteuropa in den fünfziger und frühen sechziger Jahren durchaus Ansätze zur Erforschung interkultureller Phänomene entwickelt. In den siebziger und achtziger Jahren trat dagegen eine Aufspaltung in eine intensive Renati-

81 So die Version bei F. Furet, La Révolution 1770-1880, Paris 1991.

82 H.-G. Haupt/J. Kocka, Historischer Vergleich: Methoden, Aufgaben, Probleme. Eine Einleitung, in: dies. (Hrsg.), Geschichte und Vergleich: Ansätze und Ergebnisse international vergleichender Geschichtsschreibung, Frankfurt a. M./New York 1996, S. 10.

83 Wesentlich dafür: J. Paulmann, Internationaler Vergleich und interkultureller Transfer. Zwei Forschungsansätze zur europäischen Geschichte des 18. bis 20. Jahrhunderts, in: HZ, 1998, Band 267, Heft 3, S. 649-685.

onalisierung einerseits und eine universalgeschichtliche Richtung mit der Suche nach allgemeineren Bewegungsgesetzen in den Vordergrund[84], die beide wenig Aufmerksamkeit für transkulturelle Phänomene aufbrachten. Mit der Krise dieser Paradigmen ab Mitte der achtziger Jahre, stärker noch mit der Revolution von 1989 und mit der öffentlichen Delegitimierung der bislang dominierenden geschichtswissenschaftlichen Praxis erhielten andere Ansätze Auftrieb. Vor allem das Interesse an der Regional- anstelle der Nationalgeschichte wurde offensichtlich – vordergründig verursacht durch einen Rückstand bei der Erforschung der Landesgeschichte. Die neuen Bundesländer bedurften für ihre Funktion als lebensweltlich nahe Identifikationsobjekte einer entsprechenden Geschichte. Darüber hinaus zeigte sich aber: über „Sachsen" ließ sich leichter als über die „DDR" selbstbewußt Anschluß an eine gesamtdeutsche Geschichtssicht gewinnen. Die Bedeutung der Regionen wurde aber nach 1989 in Ostdeutschland nicht primär hinsichtlich ihres Ranges in der Nationalgeschichte erörtert (etwa: das Dritte Deutschland als demokratischere Alternativressource für eine Rekonstruktion der deutschen Historie), sondern in Bezug auf Europa. Es galt Spuren der Öffnung und der Synchronie mit ausländischen Entwicklungen aufzuspüren. Hierfür erwiesen sich beziehungsgeschichtliche Arbeiten sowohl hinsichtlich ihres gegenständlichen Ertrages als auch in ihrer methodologischen Ausrichtung als hinreichend attraktiv, um neue Forschungen zu stimulieren.

Der historische Vergleich bewies dagegen weit weniger Anziehungskraft: In der Debatte um die DDR-Geschichte blieb eine implizite komparatistische Strategie zwar ständig latent, aber die Verweigerung eines Ost-West-Vergleiches, soweit er nicht mit bereits begrifflich festgelegten Vorannahmen über sein Ergebnis beginnen sollte, behinderten die Konstituierung des Feldes. So bleibt die DDR-Geschichte bis heute in einer gewissen Weise singulär („einmalig schön" für Nostalgiker oder „einmalig autoritär/totalitär" für ihre entschiedenen Kritiker). Identifikationen können an solche Festlegungen durchaus anschließen, sie wirken aber eher abschließend als forschungsanregend.

Das bis dahin in der Bundesrepublik weit verbreitete Vergleichsdesign für die Geschichte des 19. Jahrhunderts läßt eine besondere Attraktivität in Ostdeutschland vermissen, weil es auf die Selbstbeschreibung der alten Bundesrepublik hinauslief (die Erklärung des NS als Konsequenz einer im Vergleich ermittelten Sonderentwicklung in Deutschland, die nach 1945 durch die Westbindung der Bundesrepublik und die Demokratisierung der Gesellschaft überwunden wurde). Die DDR-

84 Vgl. G. Iggers/K. H. Jarausch/M. Middell/M. Sabrow (Hrsg.), Die DDR-Geschichtswissenschaft als Forschungsproblem (=HZ-Beiheft 27), München 1998, bes. S. 159-260.

Geschichte ließ sich nach diesem Schema kaum beschreiben, denn weder konnte sie an der westdeutschen Erfolgsgeschichte teilnehmen, noch einfach als Verlängerung der verfehlten Entwicklung beschrieben werden.

Ein Vergleich mit Ost- und Südosteuropa trifft auf ein eingeschränktes Forschungspotential und auf die Neigung in der ostdeutschen Geschichtskultur, den Asymmetrien der Konstellationen (Industrie- vs. Agrargesellschaft; kleines abhängiges Land vs. Supermacht u.ä.), die das Verhältnis zu den „Bruderländern" vor 1989 belastet haben, möglichst diskussionslos zu entfliehen.[85]

In der Konsequenz lassen sich heute drei Strategien in Ostdeutschland antreffen: Erstens eine empiristische Datenerhebung, die sich die Archivöffnungen und die Menge der nicht bearbeiteten Bestände zunutze macht, aber auf eine analytische Erörterung weitgehend verzichtet; zweitens eine komparatistisch inspirierte Bearbeitung der ostdeutschen Geschichte mit dem Ziel des Nachweises ihrer Diskontinuität (Unterbrechung eines historischen Normalverlaufes durch zwei deutsche Diktaturen) sowie drittens eine am Transferkonzept ausgerichtete Untersuchung der Verflechtung des ostdeutschen Raumes mit der europäischen Geschichte. Hierfür war die „Regionalisierung" des Konzeptes[86] ein entscheidender Schritt mit dem zugleich die gegen eine Nationalgeschichtsschreibung gerichtete Tendenz noch verstärkt wurde.

These 9:
Im Unterschied zu Frankreich, wo das Konzept des Kulturtransfer relativ rasch Anerkennung und ebenso unpolemische wie pragmatische Aufnahme in ein breiteres Arsenal von Methoden gefunden hat, hat sich seit Mitte der neunziger Jahre in Deutschland die Diskussion um das Verhältnis von Vergleich und Kulturtransfer zugespitzt.

Der schroffen Ablehnung des Kulturtransfer-Konzeptes hielt Michel Espagne eine nicht weniger energische Kritik der Komparatistik entge-

85 Selbstverständlich ist mit dieser Aussage zur öffentlichen Geschichtsdiskussion nicht in Frage gestellt, daß es gerade in der vergleichenden Ostmittel- und Südosteuropaforschung im letzten Jahrzehnt beeindruckende Fortschritte und den Aufbau leistungsfähiger Strukturen gegeben hat. Auch nimmt die Zahl von öffentlichen Debatten zur vergleichenden Zeitgeschichte der Länder im ehemaligen sowjetischen Machtbereich durchaus zu. Der oben beschriebene Gesamteindruck wird dadurch aber m.E. noch nicht grundlegend verschoben.

86 M. Espagne/M. Middell/J. Grandjonc (Hrsg.), Transferts culturels et région. L'exemple de la Saxe (=Cahiers d'études germaniques, 28 [1995]).

gen.[87] Er warf ihr vor, daß „der Vergleich abgeschlossene kulturelle Gebiete unterstellt, um sich davon ausgehend die Möglichkeit zu geben, ihre Spezifik mittels abstrakter Kategorien zu übergehen." Die Interferenzen zwischen Kulturen oder sozialen Gruppen beschränkten sich gerade nicht auf die synchronen Konstellationen, die die Komparatistik berücksichtige, sondern verlangten zugleich die Beachtung der asynchronen Perzeptionen. Durch dieses Versäumnis konstruiere der systematische historische Vergleich durch die Anordnung seiner Forschungsobjekte eben jene kulturelle Identitäten als abgeschlossene Einheiten, die nur durch Beachtung ihres ausländischen Anteils am jeweiligen kulturellen Gedächtnis angemessen beschrieben werden könnten. Der Komparatismus stelle soziale Gruppen gegenüber anstatt den Schwerpunkt auf die Phänomene der Akkulturation zu legen; er vergleiche insbesondere Territorien anstelle der Beziehungen zwischen diesen Räumen. Desweiteren widme sich der Komparatismus Objekten, von denen angenommen wird, daß sie eine Identität ausdrücken, wodurch der Beobachter vom ausländischen Anteil an der gesellschaftlichen Struktur des nationalen/regionalen Gedächtnisses abgelenkt wird. Indem sich der Komparatismus häufig vor allem den Unterschieden zuwendet anstatt die Konvergenzen zu betrachten, verschleiere er den Prozeß der Differenzierung, der sich vor dem Hintergrund vorher existierender Vermischungen vollzieht. In der Konsequenz gehe der Vergleich von einem nationalen Gesichtspunkt aus, so daß seine Vervielfachung nur das Konzept der Nation befestigen könne. Die Aufgabe des Historikers müßte es aber vielmehr sein, die ausländischen Momente bei der Formierung der unterschiedlichen Nationenkonzepte herauszustellen.

Diese Kritik ist zweifellos schwerwiegend und weitgehend, und sie beschreibt m.E. wichtige Ergebnisse der Komparatistik des 20. Jahrhunderts. Der Gegeneinwand, damit sei undifferenziert der Stab über eine sehr vielfältige Praxis gebrochen, läßt sich jedoch nicht ohne weiteres von der Hand weisen. Paradoxerweise liefern uns Heinz-Gerhard Haupt und Jürgen Kocka gerade inmitten ihrer scharfen Gegenüberstellung zwischen systematischem Vergleich und Beziehungsgeschichte einen Hinweis, wie diesem Dilemma zu entgehen ist. Mit dem Vorwurf an den Komparatistik-Klassiker Marc Bloch, er habe „einer Vermischung beider [Verfahren – M.M.] ... in seinem klassischen Aufruf für eine ver-

87 M. Espagne, Sur les limites du comparatisme en histoire culturelle, in: Genèses 17 (1994), S. 112-121. Auf indirekte Weise bestätigt die neuere Geschichtstheorie den Verdacht von Espagne, indem sie anhand der auf die Sozialwissenschaften bezogenen historischen Arbeiten zum Vergleich eben jenes Verfahren der Suche nach Übereinstimmungen durch die Gegenüberstellung von vermutet kausal wirkenden Ähnlichkeiten bei Ausklammerung aller Interaktionen aufdeckt: C. Lorenz, Konstruktion der Vergangenheit. Eine Einführung in die Geschichtstheorie, Köln/Weimar/Wien 1997, bes. S. 231-284.

gleichende Geschichte europäischer Gesellschaften Vorschub geleistet"[88], legen sie eine Spur, der nachzugehen lohnt.

Denn tatsächlich ist dieser Gründungstext, auf den die meisten Komparatisten beinahe rituell Bezug nehmen, nicht nur für eine einzige Definition des Vergleiches in Anspruch zu nehmen. Vielmehr unterscheidet sein Verfasser, der nicht zuletzt über den Belgier Henri Pirenne[89] mit der deutschen und französischen Komparatismusdebatte vor dem 1. Weltkrieg und Lamprechts Entwürfen vertraut war, verschiedene Konstellationen, in denen bestimmte Vergleichsszenarien unterschiedlich angemessen sind.[90] Im Unterschied zu zahlreichen neueren Typologien, die den Vergleich von Untersuchungen zum Kulturtransfer abzugrenzen sich bemühen, hatte Bloch die Erforschung der wechselseitigen Beeinflussungen geradezu zur Voraussetzung des Vergleiches erklärt. Ebenfalls vernachlässigt scheint der Gedanke, daß eben diese Geschichte der dichten Beziehungen oder weniger dichten erst die Entitäten zu erfassen gestattet, die einem sinnvollen Vergleich zugrunde gelegt werden müssen: „Für jeden Aspekt des gesellschaftlichen Lebens Europas zu verschiedenen Perioden muß man, um künstlichen Grenzziehungen endlich zu entgehen, einen eigenen geographischen Rahmen finden, der sich nicht von außen, sondern aus dem Inneren des untersuchten Phänomens herleitet."[91] „Von außen" meint für Bloch, wie er an einigen vorangehenden Beispielen klar macht, willkürlich und nach scheinbar objektiven, d.h. durch den beobachtenden Historiker geschaffenen Kriterien. „Aus dem Inneren" kann demzufolge nicht als eine durch eben diesen Beobachter „erkannte" wesensmäßige Bedeutung aufgefaßt werden, sondern muß aus der Kulturgeschichte des Objektes selbst erschlossen werden, die sich aber nur aus den explizit gewordenen Auseinandersetzungen mit einem ihm Fremden ableiten läßt.

Im nächsten Abschnitt seiner Abhandlung unterstreicht Bloch die praktischen Schwierigkeiten, die sich für den Komparatisten zweier Phänomene ergeben, die bislang in unterschiedlichen nationalen Historiographien untersucht worden sind. Er lehnt es allerdings ab, dies als Fortleben einer ursprünglichen, in der Sprache des Entstehungskontextes der Phänomene ausgedrückten Differenz hinzunehmen, sondern be-

88 Haupt/Kocka (Anm. 82), S. 10.

89 Hierauf hat Peter Schöttler bereits verschiedentlich hingewiesen. Allerdings führt er mit der Filiation Pirenne-Bloch den Bogen zu kurz, wenn er den Vergleichsaufsatz von Bloch in der Situation nach 1918 verankert. Meines Erachtens muß hier viel eher der Zusammenhang zu den Erörterungen der kulturvergleichenden Ansätze vor 1914 betont werden.

90 Der Text in einer deutschen Übersetzung in: M. Middell/S. Sammler (Hrsg.), Alles Gewordene hat Geschichte. Die Schule der *Annales* in ihren Texten 1929–1992, Leipzig 1994, S. 121-168.

91 Ebenda, S. 154.

tont, „die meisten dieser dissonanten Begriffe haben die Historiker geprägt, zumindest haben sie ihren Sinn präzisiert und zugleich erweitert. Wir haben zu Recht oder zu Unrecht und mehr oder weniger bewußt, verschiedene Arbeitswortschätze hervorgebracht. Jede nationale Schule hat ihr eigenes Vokabular hervorgebracht, ohne sich um das benachbarte zu kümmern."[92]

Bloch wehrte sich gegen eine reduktionistische Auffassung vom Vergleich, bei der die Phänomene, „die scheinbar auf den ersten Blick gewisse Analogien aufweisen", auf Ähnlichkeiten und Unterschiede geprüft werden, wobei das „soziale Milieu", dem sie entstammen, nicht nur unterschiedlich sein soll, sondern auch wegen seiner geographischen oder zeitlichen Entfernung vernachlässigt werden kann.[93] Vielmehr weist er ausdrücklich darauf hin, daß im Normalfall eine ganz andere Konstellation dem Vergleich zugrundeliegt: „Die parallele Untersuchung von Nachbargesellschaften in derselben historischen Epoche, die sich ununterbrochen gegenseitig beeinflussen, die in ihrer Entwicklung aufgrund der räumlichen Nähe und der Zeitgleichheit dem Wirken derselben Hauptursachen unterworfen sind und die, zumindest teilweise, auf einen gemeinsamen Ursprung zurückgehen."[94] Und er schlußfolgert daraus, unter Hinweis auf seine Forschungserfahrungen zur mittelalterlichen Agrarverfassung in Europa nicht etwa auf die Möglichkeit der Gewinnung abstrakter Kategorien, sondern vermerkt: „Der wohl eindeutigste Dienst, den wir von einem sorgfältigen Vergleich von Tatsachenmaterial aus unterschiedlichen und gleichzeitig benachbarten Gesellschaften erhoffen dürfen, besteht darin, daß wir die wechselseitigen Einflüsse zwischen ihnen herausschälen können. Eingehende Untersuchungen würden zwischen den mittelalterlichen Gesellschaften gewiß Ströme von Anleihen und Übernahmen anfdecken, die bis heute nur unzureichend beleuchtet sind."[95] Wie Haupt und Kocka zu Recht feststellen, behandelt Bloch in seinem Aufsatz, der allen sonstigen Filiationen zum Trotz ein Gründungstext der modernen historischen Komparatistik geworden ist, durchaus die Widersprüchlichkeit von Vergleich und Kulturtransfer-Forschung, es sind aber seinem Text durchaus zahlreiche produktive Hinweise auf das Verhältnis zwischen beiden Forschungsstrategien zu entnehmen. Bloch wirft damit die Frage nach dem angemessenen Rahmen von Vergleichen, aber auch die nach der Entfaltung sehr unterschiedlicher Sprachen, die in diesen Kulturen zur Selbstbeschreibung entstanden sind, auf und beendet seinen Text mit einem emphatischen Bekenntnis zu einer *lingua franca* allgemeinverständlicher

92 Ebenda, S. 157.
93 Ebenda, S. 122
94 Ebenda, S. 125
95 Ebenda, S. 130ff.

Kategorien: „Mit einem Wort: Hören wir auf, in alle Ewigkeit von Nationalgeschichte zu Nationalgeschichte zu plaudern, ohne uns zu verstehen. Ein Dialog unter Schwerhörigen, von denen jeder völlig verkehrt auf die Fragen des anderen antwortet, ist ein alter Kunstgriff der Komödie, dazu angetan, ein aufgeschlossenes Publikum zu erheitern; eine empfehlenswerte intellektuelle Übung ist er nicht."[96] Dem Autor schwebt eine Homogenisierung der Terminologie und der Fragestellungen vor – hier kommt nach so vielen Einsichten in die Verflochtenheit von Komparatistik und Transferforschung ein alter Wunsch zum Ausdruck, der sich unter den vergleichend arbeitenden Historikern fortzuerben scheint; nämlich daß durch eine große gemeinsame intellektuelle Anstrengung der Abstraktion sich die Welt universalisieren möge und in einer holistischen Sicht der rationalen Durchdringung mittels systematischer Vergleiche erschließen soll. Im Laufe der Zeit hat sich jedoch herausgestellt, daß Marc Bloch mit seinem Problembewußtsein für die Komplexität der Untersuchung von Beziehungen zwischen zwei oder mehreren Phänomenen eher Recht hatte als mit seinem Wunschbild von der Vereinfachung ihrer Durchführung.[97]

Für Marc Bloch, der aus einer großen Fülle selbst praktizierter Vergleiche für seine theoretischen Überlegungen schöpfte, war die vergleichende Methode zunächst ein heuristisches Mittel, um gegen die fatale Neigung der Historiker, das Geschehene für das alternativlos „Natürliche" zu halten, auf erklärungswürdige Unterschiede zwischen verschiedenen sozialen Milieus zu stoßen. Damit verband sich aber nicht der Wunsch nach einer allgemeinen, im Idealtypen einzelner Zusammenhänge ausgedrückten Gesellschaftstheorie. Vielmehr sah Bloch die Erklärung in der permanenten, durch Übernahmen und Anleihen, Abwehr und Verdrängung praktizierten Auseinandersetzung der benachbarten sozialen Milieus miteinander im Horizont ähnlicher Herausforderungen. Der Vergleich wird hier der vorher (und in vielen Fällen auch nachher) gebräuchlichen Dichotomie von individualisierender Methode und Suche nach Gesetzmäßigkeiten entzogen und damit schließlich auch die Trennung von Vergleich und Transfer-Forschung vermieden. Johannes Paulmann ist jüngst auf eine Verbindung dieser beiden Strategien wieder zurückgekommen: „Um als Historiker aber überhaupt erkennen zu können, was bei einem interkulturellen Transfer vor sich geht, muß man vergleichen: die Stellung des untersuchten Gegenstandes im alten mit

96 Ebenda, S. 159.

97 Bloch hatte gleich zur Einleitung in seinen Aufsatz festgestellt, daß die fehlende Übersichtlichkeit des Vergleiches als Methode seiner „Verallgemeinerung und Vervollkommnung", die er für „eins der zwingendsten Erfordernisse" hielt, entgegenstand. Dies erklärt vielleicht den Impuls des Verfassers nach einem Parcours über die grundsätzlichen Hindernisse für den Komparatismus am Ende doch noch „blühende Landschaften" zu versprechen. (ebenda, S. 121).

der in seinem neuen Kontext, die soziale Herkunft der Vermittler und der Betroffenen im einen Land mit der im anderen, die Benennung in einer Sprache mit der in einer anderen und schließlich die Deutung eines Phänomens in der nationalen Kultur, aus der es stammt, mit der, in die es eingefügt wurde. Arbeiten über interkulturellen Transfer müssen also, anders als Haupt und Kocka glauben, notwendig vergleichen. Sie sind damit, anders als Espagne vorgibt, auf komparative Forschungen angewiesen."[98]

Die Frontstellung, die hier mit dem Ziel ihrer Überwindung benannt ist, ergibt sich allerdings nur aus dem polysemantischen Charakter des Begriffes Vergleich, weshalb es sich anbietet, zwischen einem traditionellen, ausschließlich die Objekte systematisch kontrastierenden Herangehen an den Vergleich und einem neueren Verständnis, bei dem die kulturellen Beziehung zwischen den Vergleichsgegenständen immer schon mitgedacht sind, zu unterschieden. Es wird dann auch klar, daß Espagnes Kritik ausschließlich auf den älteren, in der deutschen Gesellschaftsgeschichte der siebziger und achtziger Jahre häufig, wenn auch nicht ausschließlich praktizierten Vergleich gemünzt war. Je weiter sich das Design entsprechender Studien von der klassischen Konstellation zweier einander gegenübergestellter „nationaler Fälle" entfernt, internationalen und inter-regionalen Vergleich verknüpft und nach dem Prozeß der Herausbildung und Selbstbeschreibung der Vergleichsentitäten fragt, desto selbstverständlich scheinen sich Vergleichs- und Kulturtransferperspektiven miteinander verbinden zu lassen. So argumentiert Hannes Siegrist in seiner Studie zu den Rechtsanwälten in deutschen, italienischen und Schweizer Städten für ein transnationales Deutungsmuster, das nicht mehr von „der Methode des isolierenden Variablenvergleichs" ausgeht, deren Ergebnisse „äußerst irritierend und dem ‚gesunden Menschenverstand' widersprechend empfunden" werden, weil sie um des Theoriegewinns willen faktisch dekontextualisiert sind. Statt dessen sollen historisch in Veränderung begriffene räumliche Einheiten verglichen werden, „zwischen denen es zwar Grenzen, Spannungen und Konflikte gab, die aber auch durch Kommunikations- und Austauschbeziehungen und gemeinsame Tradi-tionen miteinander verbunden waren und sind."[99]

Aber auch unter den Protagonisten des systematischen sozialgeschichtlichen Vergleichs bleibt das Thema inzwischen nicht mehr unbe-

98 J. Paulmann, Internationaler Vergleich (Anm. 83), S. 681.

99 H. Siegrist, Advokat, Bürger und Staat. Sozialgeschichte der Rechtsanwälte in Deutschland, Italien und der Schweiz (18.–20. Jahrhundert), Frankfurt a. M. 1996, S. 30ff. In seiner Rezension dieser Arbeit hebt Christophe Charle hervor: „Le caractère mouvant des frontières donne aussi à la comparaison sa dimension relationnelle selon la problématique des transferts, très en vogue actuellement en histoire culturelle et littéraire." (Annales. Histoire, Sciences Sociales, 54 (1999), H. 2, S. 536.)

rücksichtigt. Hartmut Kaelble bekennt sich durchaus zu einer Verbindung von Vergleich und Transfer-Forschung, nennt aber drei Gründe für deren bisher zu verzeichnende Vernachlässigung. Zunächst: „Ihre methodische Trennung bleibt jedoch weiterhin sinnvoll, denn in einem Teil der Gesellschaften, die Historiker vergleichen, hatten die Beziehungen untereinander keinen durchschlagenden Einfluß auf Unterschiede und Gemeinsamkeiten und sind deshalb für die Erklärung der Resultate des Vergleichs nicht sonderlich wichtig."[100] Dies ist ein altes Blochsches Argument, der aber schon auf der Grundlage von Forschungen Ende der zwanziger Jahre und bei Konzentration auf die viel weniger verflochtenen antiken und mittelalterlichen Gesellschaften als Objekte des Vergleichs bemerkte, daß eben diese weite Entfernung sozialer Milieus höchstens in frühen geschichtlichen Perioden vorkomme und eventuell auch nur eine Täuschung aufgrund fehlender Quellenhinweise sei.[101] Der zweite Grund, den Kaelble anführt, läge darin, daß „die Untersuchung der Beziehungen zweier Gesellschaften ganz andere Quellen erfordert und somit sehr zeitaufwendig sein kann."[102] Das Argument verweist im Umkehrschluß noch einmal auf den Vorwurf an die traditionelle Komparatistik, sie betreibe ihr Geschäft eben gerade unter Ausklammerung großer, wichtiger Quellenbestände und erringe ihre Einsichten um den Preis eines Reduktionismus, der nur dann nicht zu hoch erscheint, wenn die Transfers zwischen den beiden Kulturen (oder sozialen Milieus in Marc Blochs Worten) nichts Wesentliches zur Erklärung der im Vergleich festgestellten Unterschiede und Analogien beizutragen haben. Genau diese Funktion eines Erklärungspotentials mißt Kaelble aber den Ergebnissen der Untersuchung von Kulturtransfers im unmittelbar nächsten Absatz bei: „Trotzdem wird die Geschichte der Transfers und anderer Beziehungen zwischen Gesellschaften eine wichtige Erweiterung des historischen Vergleichs vor allem dann sein, wenn dadurch Unterschiede und Gemeinsamkeiten besser erklärt werden können." Er mißt allerdings den Fragestellungen des Vergleichs eine erkenntnisleitende Priorität zu: „Untersucht werden sollten gezielt nur diejenigen Beziehungen, die für die Fragestellung des Vergleichs wichtig sind."[103]

Diese Diskussion steht, wie sich leicht erkennen läßt, vor dem Hintergrund einer allgemeinen methodologischen Debatte in den Geschichtswissenschaften. „Generalisierende Vergleiche"[104], die auf den Nachweis von Gemeinsamkeiten zwischen verschiedenen Kulturen und

100 H. Kaelble, Der historische Vergleich. Eine Einführung zum 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt a. M./New York 1999, S. 21.
101 Bloch a. a. O., S. 124 ff.
102 Kaelble (Anm. 100), S. 21.
103 Ebenda.
104 Ebenda, S. 25 ff.

gegebenenfalls deren Annäherung an ein zivilisationsübergreifendes Modell abzielen, verloren nach 1989 im Zuge der Kritik an Makrotheorien und durch den *cultural turn* an Attraktivität, gewinnen aber im Schatten des Globalisierungsdiskurses wieder an Aufwind.[105] „Individualisierende Vergleiche", die die Unterschiede herauszuarbeiten sich bemühen, haben mit den theoretischen Herausforderungen des Diktaturenvergleichs und in Europa mit dem Ost-West-Vergleich größere Aufmerksamkeit gefunden. In der Debatte um die Angemessenheit des einen oder anderen Zugriffs bleibt aber ihr grundsätzlicher Mangel verdeckt – die „Enteignung" der historischen Akteure durch den beobachtenden Historiker, wenn es um die Zuschreibung von Bedeutung um Gemeinsames und Unterschiedliches geht. Der dahinter liegende Objektivitätsglaube erscheint jedoch heute aus verschiedenen Gründen obsolet und wird nicht nur durch die Frage nach dem Standort der Beobachter ersetzt, sondern in der Analyse konkreter Konstruktionsprozesse durch historische Akteure, aus denen die beobachtbare geschichtliche Welt hervorging, erweitert und abgelöst.

Im Unterschied zum älteren Verständnis von Vergleich hilft der mit seinen spezifischen komparatistischen Ursprüngen versöhnte Kulturtransfer-Ansatz zu rekonstruieren, wie sich die Akteure verschiedener Kulturen selbst zueinander in Beziehung gesetzt haben und erschließt auf diese Weise eine zentrale Dimension der Gesellschaft, ihre immanente Interkulturalität, die im Vergleich zumeist ausgeblendet bleibt. Geschichtswissenschaft dient in dieser Perspektive weniger dem Nachweis geschichtsphilosophischer Annahmen der nachträglichen Interpreten, die in der Welt eine ihnen genehme Teleologie entdecken. Sie dient vielmehr dem Nachweis, in welchem Maße und in welchen Formen Fremdes aufgrund früherer Aneignungsweisen immer bereits im Eigenen enthalten ist, das als aktivierbare Potenz der Annäherung oder Abstoßung in den unterschiedlichen Kulturen lagert.

Wilfried Spohn sieht in der Spannung, die sich zwischen „sozialstrukturell orientierten oder kulturabstrahierenden Annahmen" in der Soziologie einerseits und der Geschichtsschreibung andererseits im Zeitalter des „Kulturalismus" auftut, einen weitgehenden Relevanzverlust für „vergleichende Verfahren gegenüber interpretativen Methoden" und sucht nach neuen Verknüpfungen von Kulturanalyse und Komparatistik.[106] Dem gegenüber wird hier argumentiert, daß das Ausblenden der

105 J. Osterhammel, Transkulturelle vergleichende Geschichtswissenschaft, in: Haupt/Kocka (Anm. 93), S. 271-315; ders., Sozialgeschichte im Zivilisationsvergleich. Zur künftigen Möglichkeit komparativer Geschichtswissenschaft, in: GG 22 (1996), Heft 2, S. 143-164.

106 W. Spohn, Einleitung, in: ders. (Hrsg.), Kulturanalyse und vergleichende Forschung in Sozialgeschichte und historischer Soziologie, Leipzig 1998 (Comparativ H. 1/1998), S. 9.

Kulturtransfer-Beziehungen als Erklärungsinstrument und die Überspannung des Anspruches an den Vergleich von einem heuristischen Instrument zu einem „Königsweg" bei der Erzeugung abstrakter historischer Wissensordnungen hinter die Offenheit des Programms der Komparatistik in der Geschichtswissenschaft etwa der zwanziger Jahre zurückgefallen ist.

Die erreichte Formulierung des Kulturtransfer-Konzeptes bietet eine Alternative, die den kontrastierenden Vergleich als einseitiges Konzept decouvriert und ein altes Problem der historischen Komparatistik, nämlich den Konstruktionscharakter der Vergleichsobjekte und die normalerweise zwischen ihnen stattfindende Interaktion, löst. Die Synthese besteht also nicht einfach in einer verwaschenen Ineinssetzung, sondern vielmehr in der Kombination beider Verfahren, bei der man sich der grundsätzlichen Unterschiede bewußt ist. Wichtig scheint dabei zu sein, daß jedem Vergleich eine Klärung der interkulturellen Sockel, auf denen die Vergleichsobjekte entstanden, vorangeht, und daß kein Vergleich abgeschlossen wird, ohne ein Kapitel wenigstens über jene intellektuellen Transferprozesse, die zur Formulierung der Vergleichseinheiten geführt haben.

These 10:
Die (zunächst durchaus erkenntnisfördernde, weil methodische Besonderheiten klarer herausarbeitende) Gegenüberstellung eines bestimmten, nämlich des kontrastiven Typs der historischen Komparatistik mit der Untersuchung von Kulturtransfer-Prozessen erfaßt bei weitem nicht das ganze Feld entsprechender Studien zu trans- und interkulturellen Relationen. Auf der Grundlage der in den neunziger Jahren erreichten empirischen und methodologischen Fortschritte ist die Erweiterung der Fragestellung auf multilaterale Beziehungen möglich.

Erweist sich eine Praxis des kontrastiven Vergleichs zwischen zwei Entitäten als Sackgasse, so kann doch damit nicht in Abrede gestellt werden, daß der Vergleich wichtige Erkenntnisse zu Tage fördert. Keineswegs schließen sich Kulturtransfer-Forschung und Komparatistik aus oder stehen nur in einem Komplementärverhältnis zueinander. Vielmehr sind bereits die ersten Arbeiten im Gange, die eine andere Kombination als die reine Addition ausprobieren und zwei oder mehrere Transferkonstellationen miteinander vergleichen. Auf diese Weise wird der Vergleich mit den Überlegungen der neueren Kulturgeschichte angereichert.

So erscheint es z. B. sinnvoll, die Art und Weise zu vergleichen, in der sich Wissenschaftler, Politiker und Öffentlichkeit in Ländern wie Frankreich oder den USA mit dem sog. deutschen Universitätsmodell

auseinandergesetzt haben.[107] Dabei entsteht weit mehr als ein kontrastiver Vergleich des nordamerikanischen und des westeuropäischen Hochschul-Typs nach objektivierbaren Kennziffern wie Studenten- oder Lehrstuhlzahl, Ausdifferenzierung in bestimmte Ausbildungsarten oder die Auffächerung einer Publikationslandschaft. Vielmehr wird sichtbar, daß diese Charakteristika weder die kritiklose Übernahme eines anderswo entfalteten Systems noch allein das Produkt autochthoner Entwicklungen sind, die auf Strukturvoraussetzungen im jeweiligen Land reagieren, sondern aus der eigenständigen kulturellen Adaption eines als Vorbild interpretierten, wenn auch im Einzelnen nicht notwendigerweise genauer bekannten ausländischen „Modells" hervorgingen. Erst der Kulturtransfer-Ansatz öffnet den Blick dafür, daß sich Eigenes und Fremdes nicht frontal entgegenstellen lassen, sondern in ihrer Verflechtung und Vermittlung (einschließlich der diese Vermittlung leistenden Personen, Medien und Diskurse) untersucht werden müssen. Es ließe sich nun systematisch verfolgen, wie diese Fremdreferenz in unterschiedlichen Kontexten angeeignet und thematisiert wurde. Selbstverständlich gehört zu diesem Vergleich der Kulturtransfer-Konstellationen auch die Beobachtung ihrer wechselseitigen Beeinflussungen (im Zuge einer sich internationalisierenden Konkurrenz um die wirksamsten Fremdreferenzen und ihre „effektivste Übernahme"). So wie man dies für die Wirkungen eines (übrigens natürlich durch deutsche Präsentationen nachhaltig stimulierten) zwischen 1880 und der Jahrhundertwende konstruierten „deutschen Modells" thematisieren kann, bietet sich eine vergleichbare Untersuchung für die vorgebliche „Amerikanisierung" des Hochschulwesens vieler Länder der Erde ein Jahrhundert später an.[108]

In gleicher Weise kann eine Untersuchung angelegt sein, in der die Entstehung neuer wissenschaftlicher Paradigmata und ihre disziplinäre Ausgestaltung in verschiedenen Ländern verfolgt wird.[109] Für einen spezifischen Aufnahmekontext läßt sich auf diesem Wege die Fixierung auf eine einzige Bezugskultur überwinden, wie sie in der frühen Kulturtransfer-Forschung zu beobachten ist, die sich vor allem auf deutsch-französische Beispiele konzentriert hat. So zeigt beispielsweise eine Auswertung der in Sachsen im Zuge der Aufklärung und des Rétablissement von 1763ff. mobilisierten Fremdreferenzen die Mischung von französischen, englischen und italienischen, aber auch osteuropäischen

107 Lingelbach (Anm. 24).

108 M. G. Ash (Hrsg.), German Universities Past and Future. Crisis or Renewal, Providence/Oxford 1997; H. Bude/B. Greiner (Hrsg.), Westbindungen. Amerika in der Bundesrepublik, Hamburg 1999; Jarausch/Siegrist, Amerikanisierung und Sowjetisierung (Anm. 79).

109 So das Dissertationsprojekt von Andreas Westerwinter über die Rezeption der Wundtschen Völkerpsychologie in Frankreich und Italien, das gleichfalls komparatistische Strategien mit solchen der Transferforschung vereint.

Elementen, aus denen sich erst eine Rekonstruktion des Rezeptionsraumes als „europäische Region" begründen läßt.[110]

Diese wenigen Beispiele mögen Felder zumindest andeuten, auf denen sich Transfer-Studien mit historischer Komparatistik intelligent kombinieren lassen.

Ein anderer Bereich, auf den französische und russische Forscher seit längerem hingewiesen haben, wird durch Dreiecksverhältnisse in den Transfer-Prozessen konstituiert.[111] Hier haben wie es weniger mit dem Vergleich zweier bilateraler Transfer-Konstellationen zu tun, als vielmehr mit der Tatsache, daß die Mittler in den Perzeptions- und Rezeptionsprozessen oftmals mehr als nur zwei kulturelle Räume miteinander verknüpften. Durch die detaillierte Rekonstruktion dieser Multilateralität von Transfer-Vorgängen läßt sich etwa die Gegenüberstellung von Universalismus (der Aufklärung) und Partikularismus (der beginnenden Nationalbewegung) überwinden, indem nach der jeweiligen Reichweite und Akzeptanz dessen gefragt wird, was von konkreten Gruppen oder Individuen als universell oder partikular verstanden wird.

In dem Maße, wie der Bilateralismus in der Komparatistik und in der Transfer-Forschung überwunden wird, der letztlich unterschwellig das zugrundeliegende Nationalgeschichtsparadigma eher stärkt als schwächt, gewinnt der Horizont einer europäischen Geschichte, die mehr sein will als eine durch typologische Unterscheidung geordnete Summe von Nationalgeschichten, an Anziehungskraft.

110 Dies u.a. das Ergebnis einer Tagung zur „sächsischen Aufklärung" im März 2000 in Potsdam, in der die Auswertung von Medieninhaltsanalysen mit literaturwissenschaftlichen Studien und der Untersuchung der raumbezogenen Identifikation sächsischer Eliten im 18. Jahrhundert zusammenflossen. Ausführlicher zur Problematik des Begriffs „europäische Region" in der Kulturtransfer-Forschung vgl. Middell, Von der Wechselseitigkeit (Anm. 3).

111 K. Dmitrieva/M. Espagne (Hrsg.), Philologiques IV: Transferts culturels triangulaires France – Allemagne – Russie, Paris 1996; M. Espagne, Les transferts (Anm. 3), S. 153-178.

Michel Espagne

Kulturtransfer und Fachgeschichte der Geisteswissenschaften

In den französischen Deutschlandstudien hat sich die Transferforschung als Teil der Kulturwissenschaft und als Alternative zur traditionellen Komparatistik kenntlich gemacht. Sie hat sich vorgenommen zu zeigen, inwieweit die Identitätsbildungsprozesse ineinander übergreifen, also nicht auf eine Reihe von Vergleichsmomenten reduzierbar sind. Ihr geht es nicht um die Bilanz eines Vergleichs, sondern um Import- und Exportmechanismen zwischen Frankreich und Deutschland, die wahrscheinlich auf die Beziehungen zwischen anderen Kulturgebieten ausdehnbar sind. Was aufgenommen wird, gehört nicht unbedingt zu den im Ausgangskontext als entscheidend betrachteten Kulturmomenten, sondern skizziert eine ganz neue Hierarchie. In vielen Fällen geht es um Randerscheinungen innerhalb des Ausgangskontextes, die den Zugang zu einem neuen Kultursystem finden und dort eventuell eine wichtigere Funktion einnehmen. Daher die Feststellung, daß die Transferforschung genauso viel mit der Sozialgeschichte, oder mit der historischen Anthropologie wie mit der Geistesgeschichte zu tun hat. Im 19. Jahrhundert wurzelt das Selbstbewußtsein der Kulturräume in den Geisteswissenschaften. Die Literaturgeschichtsschreibung oder die Historie erfüllten einen nationalen Auftrag. Deshalb ist es gerade in diesen Fächern wichtig, die Einwirkung fremder Importe zu beobachten.

Anthropologie und Kulturtransfer?

Um diese Forschungsrichtung zu definieren, muß man von den Defiziten des komparativen Ansatzes ausgehen, der in den Geistes- und Sozialwissenschaften Gegenstände parallelisiert, Gegensätze herausarbeitet und sie auf der Ebene eines künstlich produzierten *Tertium Comparationis* überbrückt.[1] Die begrüßenswerte Absicht, die identitätsstiftende Funktion der Geisteswissenschaften durch Vergleiche mit anderen Kulturgebieten zu hinterfragen, darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß die jeweilige Position des Vergleichenden bei jeder Parallelisierung ausschlaggebend ist. Die Geschichte der Komparatistik zeigt, daß nationale Interessen dabei keineswegs vernachlässigt werden. Meistens vergleichen die Sozialwissenschaftler ihren eigenen Kulturraum mit dem des Nachbarn, und dieser Vorgang dient eher der Erweiterung des eigenen Kulturgebiets, der Verallgemeine-

1 M. Espagne, Les transferts culturels franco-allemands, Paris 1999.

COMPARATIV 10 (2000), Heft 1, S. 42-61.

rung, wenn nicht Verabsolutierung seiner Maßstäbe. Im 19. Jahrhundert bemühten sich beispielsweise die französischen Hochschullehrer für ausländische Literaturen weitgehend um die Legitimation nationaler Werte. Schon die Voraussetzung, daß allgemeingültige Termini die Parallelisierung sozialer Gegenstände auf beiden Seiten einer Kulturgrenze ermöglichen, läßt sich schwer legitimieren. Naheliegender wäre die Vermutung, daß die Begriffsfelder einander nur teilweise überdecken und daß etwa die sozialen Kategorien der Hochschulprofessoren oder der Klavierspieler in Deutschland und Frankreich im 19. Jahrhundert unterschiedliche Positionen im jeweiligen Kultursystem einnehmen.

Um der Willkür des Vergleichs zu entgehen, legt die Transferforschung den Akzent auf die Konstitutionsdynamik der sozialen oder geisteswissenschaftlichen Gestaltungen und berücksichtigt insbesondere die Rolle des Bezugs auf das Fremde in dieser Dynamik. Statt zu fragen, welche Gemeinsamkeiten und Unterschiede die Hochschulprofessoren oder Weinhändler oder Kunsttischler in Frankreich und Deutschland kennzeichnen, wird man lieber die Aufmerksamkeit auf deutsche Weinhändler oder Hochschulprofessoren in Frankreich lenken. Man wird sich fragen, inwieweit der Import neuen Wissens den Aufnahmekontext leicht ändert. Gerade dieser Aufnahmekontext soll bei der Transferforschung privilegiert werden. Daß ein deutscher Philosoph, etwa Hegel oder Schelling, in Frankreich rezipiert wird, ist nicht als besondere Ausstrahlungskraft der deutschen Quelle zu interpretieren, sondern als Zeichen einer spezifisch französischen Konstellation, die dem Import einen neuen, von der Quelle unabhängigen und eigenständigen Wert verleiht. Weit davon entfernt, die Abschrift als einen Substanzverlust des Originals zu verstehen, betont die Transferforschung im Gegenteil die Originalität der Abschrift, ihre Funktion in einem neuen Prozeß der Identitätsstiftung. Während die Komparatistik Unterschiede und Gemeinsamkeiten herausarbeitet, bemüht sie sich um die Entstehung und Beschreibung von Mischformen. Diese werden nicht immer als solche wahrgenommen. Wer denkt etwa noch daran, daß die für das ausgehende 19. Jahrhundert charakteristische Form der „laïcité", der religiösen Neutralität dem systematischen Import der Kantischen Philosophie sehr viel zu verdanken hat. Mischformen sollen also auch dort gesucht werden, wo man sie nicht vermutet, wo sie von dem Aufnahmekontext instrumentalisiert werden.

Die Suche nach Mischformen rückt die Transferforschung in die Nähe der Kulturanthropologie. Nur wird diese nicht mehr auf exotische Volksstämme, sondern auf westeuropäische Verhältnisse angewandt. Beispielhaft sind m. E. die von Nathan Wachtel[2] und Serge Gruzinski[3] erforschten

2 N. Wachtel, La vision des vaincus. Les Indiens du Pérou devant la conquête espagnole (1530–1570), Paris 1971; ders., Le retour des ancêtres. Les Indiens Urus de Bolivie, XXe–XVIe siècle. Essai d'histoire régressive, Paris 1990.

Begegnungen zwischen Indianervölkern und spanischen Eroberern im alten Mexiko beziehungsweise Peru. Indem die christlichen Prediger den Katechismus in Indianersprachen übersetzten, brachten sie synkretistische Gottheiten hervor. Im Kulturaustausch gibt es weder Sieger noch Besiegte, unter welchen Bedingungen die Begegnung auch immer stattfinden mag.

Anstatt Strukturunterschiede zu betonen, rekonstruiert die Transferforschung die Entstehungsgeschichte der jeweiligen Gegensatzpaare und zeigt, daß diese Entstehung in vielen Fällen nicht unabhängig vom anderen abläuft, sondern das jeweils Andere in die eigene Entstehungsdynamik einbezieht. Die transferorientierte Geschichtsschreibung hätte demnach von der Gegenwart auszugehen und die scheinbar festgesetzten Zäsuren zu hinterfragen. Wer sich etwa mit der Feststellung begnügen würde, daß die deutsche und französische Universität des 19. Jahrhunderts einander recht unähnlich sind, würde übersehen, daß der Begriff der allgemeinen Bildung, der „culture générale", ohne Reaktion auf die Bedrohung durch die Philologisierung der Geisteswissenschaften nicht zu verstehen wäre. Die Transferforschung könnte also als rückwärtsgewandte Dekonstruktion identitärer Gewißheiten verstanden werden. Die scheinbar homogenen Gegenstände, welche die Kulturgeschichte eines bestimmten Kulturraums ausmachen, tragen die halb verwischte Spur auswärtiger Einwirkungen. Jenseits der verzeichneten Zäsuren öffnet sich ein gemeinsamer Raum der gegenseitigen Verflechtungen, der historisch erfaßt werden sollte. So darf die Literaturgeschichtsschreibung im 18. Jahrhundert, als Vorstufe der späteren Auseinandersetzung mit der Nationalliteratur als einer europaweiten übergreifenden Tätigkeit betrachtet werden. Eine erste Darstellung der deutschen Lyrik[4] wird von dem deutschen Michael Huber[5] in Paris publiziert, und Friedrich Bouterweks Literaturgeschichte[6], die übrigens Literaturgeschichte auf Kulturgeschichte reimen läßt, umfaßt die literarischen Werke aller europäischen Länder. Als Verweis auf untergründige vergessene Kulturschichten haben die Vergleiche eine Funktion auch innerhalb der Transferforschung.

Die Nähe der Transferproblematik zur Kulturanthropologie fordert den Forscher auf, sich den in diesen Nachbarfächern entwickelten Methoden zuzuwenden, sie auch metaphorisch auszuwerten. So hat die Erforschung

3 S. Gruzinski, La colonisation de l'imaginaire. Sociétés indigènes et occidentalisation dans le mexique espagnol, XVIe–XVIIe siècle, Paris 1988.

4 M. Huber, Choix de poésies allemandes, Paris 1766.

5 H. Heiß, Studien über einige Beziehungen zwischen der deutschen und der französischen Literatur im XVIII. Jahrhundert. I. Der Übersetzer und Vermittler Michael Huber (1727–1804), in: Romanische Forschungen 25 (1908), S. 720-800; M. Espagne, Übersetzer in Paris und Leipzig: Michael Huber (1727–1804), in: M. Espagne/W. Greiling (Hrsg.), Frankreichfreunde. Mittler des französisch-deutschen Kulturtransfers (1750–1850), Leipzig 1996, S. 85-106.

6 Geschichte der Poesie und Beredsamkeit, Göttingen 1801–1819.

der eingeborenen Stämme Australiens die Bedeutung einer erstaunlichen Kategorie des Traums[7] ins Leben gerufen. Der Traum wird in einer Unentscheidbarkeit von Raum und Zeit erlebt, und die Wanderungen des Eingeborenen durch seine Wüste an besonderen Stellen vorbei gleicht einer Wanderung durch die Zeit des Gedächtnisses. Das Leben in einer Kultur entspricht weitgehend dieser sakralen Wanderung des Australiers durch eine Wüste, in welcher manchmal andere Stämme mit teilweise denselben heiligen Stellen getroffen werden. Der ständig entwicklungsfähige Mythos verarbeitet die Berührungspunkte mit anderen Stämmen, so daß sie eine neue Bedeutung im Aufnahmesystem übernehmen. Symbolische Überarbeitungen der Mythen und der Begegnungen mit den Bestandteilen fremder Mythen sind am Werke. Der Prozeß unterscheidet sich kaum von dem Import oder Export fremder Kulturgüter im westeuropäischen Rahmen.

Ein neues, aus Clifford Geertz' kulturanthropologischen Studien zu entlehnendes Bild wäre das des vielfüßigen Kraken, mit dem er die balinesische Gesellschaft erklärt. Mehrere soziale Organisationsformen strukturieren die Ständeunterschiede und die Arbeitsteilung.[8] Sie sind nicht bruchlos ineinander verschachtelt und kollidieren teilweise miteinander. Wenn auch hinkend, bleibt das gesamte soziale System doch bewegungsfähig. Die Aufschichtung von Strukturen kennzeichnet nun ebenfalls die europäischen Gesellschaften und meistens sind mehrere Schichten, die zum offenen Ganzen gehören, fremder Herkunft. Diese Vielfalt sozialer Gestaltungen umfaßt nicht alle Lebensaspekte der balinesischen Gesellschaft und läßt Momente der Sinnfülle (etwa die Hahnenkämpfe) neben Zeiten des Sinnvakuums bestehen. Diese Abfolge ist durchaus anwendbar auf die Transferforschung, die eine gewisse Offenheit der Kultursysteme voraussetzt und mit der Möglichkeit leichter, durch die Übertragung herbeigeführter Unstimmigkeiten rechnet. Einzelne literarische Experimente haben schon die kulturanthropologische Erörterung des Transferproblems ausgenutzt. Man denke nur an die brasilianische Moderne[9], etwa an die Romane Marios de Andrade[10], welche die indianischen Mythen auf die Erschließung des Großstadtlabyrinths übertragen.

Die wissenschaftlichen Wurzeln der Kulturanthropologie sind an sich schon weitgehend ein Fall von Kulturtransfer. An erster Stelle sollte hier der Lebenslauf von Max Müller (1823–1900) erörtert werden. Nach einem Studium an der Universität Leipzig übernahm er einen Lehrstuhl an der englischen Universität Oxford, widmete sich der Erforschung der indischen Literatur und den indoeuropäischen Sprachen, fand allerdings sehr

7 B. Glowczewski, Du rêve à la loi chez les Aborigènes. Mythe, rites et organisation sociale en Australie, Paris 1991.
8 C. G. Geertz, Bali. Interprétation d'une culture, Paris 1983.
9 W. Bolle, Physiognomik der modernen Metropole, Köln 1994.
10 M. de Andrade, Macounaima (1928).

schnell den Übergang von der reinen Sprachwissenschaft zur vergleichenden Mythenforschung und zur Untersuchung der zugrundeliegenden Berührung zwischen den Völkern.[11] Otfried Müller, den Taine aufmerksam gelesen hatte[12], verkörpert auch in seiner biographischen Entwicklung die Tendenz seiner Forschungsarbeit. Desgleichen wäre die Laufbahn des Deutschen jüdischer Herkunft Franz Boas (1848–1942)[13] zu erwähnen, der sich in Amerika niederließ, wo er eine neue Modellanalyse der amerikanischen Sprachen und der ihnen entsprechenden Völkerschaften entwarf.[14] Ihm ging es um den Nachweis, daß die Sprachen der amerikanischen Indianer nicht auf ein einziges Schema zu bringen waren, sondern zahlreiche Wurzeln hatten und als Mischformen zu untersuchen waren. Boas distanzierte sich ausdrücklich von der komparatistischen Methode zugunsten einer historischen Erforschung der Kulturbeziehungen. Warum, fragt sich Boas, sollte man sich die Sprachen oder Kulturen als einen Baum vorstellen, dessen Äste und Zweige von einem einzigen Stamm getragen werden sollten. Warum könnte man nicht im Gegenteil annehmen, daß zahlreiche Wurzeln einen einzigen allgemein menschlichen Stamm nähren. Die Einheit ist nicht am Anfang, sondern eher am Ende des historischen Ablaufs zu suchen. In diesem Ansatz kann man vielleicht die Projektion biographischer Erfahrungen sehen. Jedenfalls beruht die Entwicklung der Kulturanthropologie auf einem Verdachtsmoment angesichts der Komparatistik.

Der Begriff des Kulturtransfers umfaßt eine Dimension der Rückbesinnung auf dessen eigene Wurzeln. Sehr aufschlußreich ist die Mehrdeutigkeit des Kulturbegriffs selbst. Der etymologisch nachweisbare doppelte Hinweis auf den Ackerbau und auf das religiöse Ritual markiert an sich keinen Unterschied zwischen den Wortdefinitionen in Europa. Dafür hat das Wort Kultur im deutschen Sinne durchaus spezifische Dimensionen. Es neigt einerseits dazu, einen gesellschaftlichen Organismus zu beschreiben. Durch die Nähe zum eng verwandten Bildungsbegriff enthält der deutsche Kulturbegriff einen subjektiven Aspekt. Die Bildung (ursprünglich die Einbildung des Gottes in die menschliche Seele) ist keineswegs eine technische Fertigkeit, sondern eine innere Freiheit, die sich aus sich selbst herausbildet.[15] Die Kultur wird von der Sprache getragen, von der sie gar nicht zu trennen ist. Die Altphilologie und das Gymnasium bauen eine Brücke zwischen der angeblich organischen Einheit der griechischen Antike und den deutschen Gründerjahren, die von Humboldts Sprachver-

11 M. Müller, Essais sur la mythologie comparée, Paris 1873.
12 H. Taine, De l'intelligence (1870).
13 Franz Boas. Ethnologe. Anthropologe. Sprachwissenschaftler. Ein Wegbereiter der modernen Wissenschaft vom Menschen, Berlin 1992.
14 F. Boas, Race, Language and Culture, New York 1940.
15 O. Brunner/W. Conze/R. Koselleck (Hrsg.), Geschichtliche Grundbegriffe, Stuttgart, Bd. 1, 1972 (Artikel „Bildung" von Rudolf Vierhaus) und Bd. 7, 1992 (Artikel „Zivilisation, Kultur" von Jörg Fisch).

ständnis vorgeprägt wird. Andere Kulturen werden nach diesem Modell verstanden. Um die Jahrhundertwende vertritt Karl Lamprecht einen Kulturbegriff[16], der dazu dient, das Gebiet des Historikers auf bislang wenig berücksichtigte Seiten des sozialen Lebens, etwa die Literatur, die Kunst, die Wirtschaft, also auf die Gesamtheit der sozialen Psychologie zu erweitern.

Unter Kultur wird man in einem französischsprachigen Zusammenhang eher ein ornamentales Wissen und die Anpassung an gesellschaftliche Regeln verstehen. Kultur ist ein semiotisches System, in dem der Bezug auf die Sprache keine zentrale Rolle spielt. Allerdings wird diese Definition durch gegenseitige Importe gestört. Taines Kulturbegriff wird weitgehend in Anlehnung an die deutsche Tradition des Kulturbegriffs definiert. Gerade deshalb vermißt er in seinen *Origines de la France contemporaine* sowie in seinen rein literarischen Essays eine genuin französische Kultur.

In einem russischsprachigen Kontext wurzelt der Kulturbegriff in der Literaturbetrachtung, allerdings mit der Einschränkung, daß die Literatur ins Leben übergreift, dessen ästhetische Wahrnehmung erleichtert.[17] Die Formalisten mit ihrem Begriff des „literaturnyi byt" scheinen eine reine werkimmanente Richtung einzuschlagen. Im Grunde neigen sie aber eher zu einer entgegengesetzten Position, indem sie ihr Anwendungsfeld von der Literatur auf die Gesellschaft insgesamt erweitern. Lotmann und Uspenskij[18] verkörpern am besten diese Erweiterung des Formalismus auf das Soziale. Man möchte wiederum betonen, daß die Erweiterung des Formalismus eine Rückwirkung auf die deutsche Diskussion der Gegenwart hatte und daß Lotmann genauso gegenwärtig ist wie Humboldt.

Angesichts der Verschiedenheit der Kulturbegriffe stellt sich also die Frage, inwieweit der Kulturtransfer selbst von dieser Vielfalt historisch verankerter Definitionen mit geprägt wird, und wie die verschiedenen Sinndimensionen zusammenspielen. Denn die Unterschiede, so bedeutend sie auch sein mögen, lassen doch semantische Import- und Exportmechanismen erkennen, als ob die Identität sich auch in diesem Bereich von verdrängten Verflechtungen genährt hätte. Zu den Gegenständen der Transferforschung gehört unbestreitbar das Problem der Artikulation scheinbar eigenständiger Geschichten des Kulturbegriffs.

16 K. Lamprecht, Was ist Kulturgeschichte, in: Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, N.S. 1896/1897, H. 1, S. 75-150.

17 K. Dmitrieva, De la vie au métalangage. Quelques moments constitutifs d'une histoire du concept russe de culture, in: Revue germanique internationale 1998, H. 10, S. 185-200.

18 I. Lotman/B. Ouspenski, Sémiotique de la culture russe, Paris 1990.

Der Deutschlandbezug der geisteswissenschaftlichen Identitätskonstruktion in Frankreich

Ausschlaggebend bei der Konstruktion der nationalen Identität sind immer die Geisteswissenschaften gewesen, weil sie einen sozialen Auftrag der Gedächtnisbewahrung erfüllen. Man kann sich kaum einen nationalen Raum ohne Pflege der Geschichte der literarischen Tradition, der Rückbesinnung auf die Begrifflichkeit der Muttersprache denken.[19] Deshalb wäre es speziell auf diesem Gebiet notwendig, den Nachweis erbringen zu können, daß der Bezug auf die Fremde entscheidend gewirkt hat. Die Geschichte der Geisteswissenschaften, auch wenn sie mehr sozialhistorisch als innerwissenschaftlich argumentiert, müßte sich vorrangig mit der Frage vom Import und Export von Impulsen oder Theorien befassen. Diese Fragestellung muß besonders auf die Entstehungsphase der Geisteswissenschaften im 19. Jahrhundert angewandt werden. In den französischen *Facultés des lettres* wird die Öffnung auf die Fremde durch die Einführung einer neuen Disziplin, der Fremdsprachenphilologie eingeführt. Erster Lehrstuhlinhaber war Claude Fauriel in Paris ab 1830. Die folgenden Lehrstuhlgründungen erfolgen ab 1838. Wenn Fauriels Ansatz durch eine frühe Rezeption der deutschen Philologie gekennzeichnet ist, so findet man unter seinen Nachfolgern eine erstaunlich hohe Anzahl an deutschen Muttersprachlern, entweder Elsässer oder Emigranten aus Deutschland. Auf zwei unterschiedlichen Ebenen kam die neue Disziplin einer Aufweichung der Grenze zwischen deutschen und französischen Geisteswissenschaften gleich. Die Fachvertreter hatten eine deutsche Ausbildung und waren beispielsweise mit der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen vertraut. Die philologische Methode, das heißt die sprachhistorische Untersuchung der Textüberlieferung, entsprach der Einführung hauptsächlich im Ausland entwickelter Gedankengänge.

Man müßte die einzelnen Bereiche der Geisteswissenschaften untersuchen, um diesen Fremdbezug näher präzisieren zu können. Sehr auffällig ist er in der Geschichte der Linguistik. Einer der ersten namhaften Linguisten im Frankreich des 19. Jahrhunderts war der Sohn deutsch-jüdischer Emigranten Michel Bréal. Ihm verdankt die Fachrichtung einen entscheidenden Impuls. Bréal interessierte sich insbesondere für die Semantik.[20] Neben seiner Ausstrahlung als Wissenschaftler muß sein Einsatz für die Verwissenschaftlichung der französischen Hochschulen als ein eminentes Verdienst betrachtet werden. Er sorgte dafür, daß der Sprachunterricht modernisiert wurde. Er gehört zu den Gründern der *Ecole pratique des hautes études*, die eine empirische Forschungsrichtung förderte. Nun legitimierte

19 A.-M. Thiesse, La création des identités nationales. Europe XVIIIe–XXe siècle, Paris 1999.

20 M. Bréal, Mélanges de mythologie et de linguistique, Paris 1877.

sich Bréal als Wissenschaftler, indem er Franz Bopp, dessen Unterricht er in Berlin genossen hatte, ins Französische übertrug. Bréal war vor allem der Übersetzer der monumentalen *Vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen.*[21] Nach ihm muß der Name von Ferdinand de Saussure erwähnt werden, der bekanntlich den Übergang von einer sprachwissenschaftlich zu einer strukturalistisch orientierten Sprachwissenschaft verkörpert. Saussure unterrichtete an der Pariser *Ecole pratique des hautes études*, bevor er sich in der Schweiz niederließ. Er bildete sich als Sprachwissenschaftler unter den Leipziger Junggrammatikern aus. Dort verteidigte er seine Dissertation. Die junggrammatische Dimension der Sprachwissenschaft bei Saussure wird jetzt allgemein anerkannt. Damit wird aber die französischsprachige Sprachwissenschaft zur Erbin einer deutschen Tradition, die im neuen Kontext umformuliert wird.

Der Deutschlandbezug läßt sich auch auf Gebieten erkennen, die mit dem Selbstverständnis der Nation sehr eng zusammenhängen. Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts erlebt man in Frankreich eine radikale, wenn auch vorübergehende Umwandlung der Literaturwissenschaft und der Nationalphilologie. Ein bisher kaum vorhandenes Interesse für die mittelalterliche Literatur, für die verschiedenen Dialekte, die sie benutzt hat, bemächtigt sich der Literaturwissenschaftler. Gaston Paris und Paul Meyer verkörpern am besten diese neue Richtung der Literaturwissenschaft, die zur Neuentdeckung der großen Literaturdenkmäler des Mittelalters führt. Dieses wissenschaftliche Interesse ist wieder einmal mit der Einwirkung der deutschen Diskussion auf die französische Bühne zu verbinden. Gaston Paris hatte sich als Wissenschaftler Anerkennung verschafft, indem er die *Grammatik der romanischen Sprachen* des Romanisten Friedrich Diez ins Französische übertrug. Gaston Paris, der in Bonn und Göttingen studiert hatte, hob im Vorwort seine Beziehungen zum Begründer der Romanistik hervor. Die Romanistik als deutsche Wissenschaft[22] wurde hiermit nach Frankreich importiert.

Ein gewisses Paradoxon besteht darin, daß die Romanistik ziemlich antifranzösisch orientiert war. Diez, der an den Befreiungskriegen persönlich teilgenommen hatte, bemühte sich, indem er die Funktion der Sprache als Grundlage der Kultur betonte, um eine Relativierung der französischen Kulturgeschichte. Diese wurde mit dem Rätoromanischen oder mit den Dialekten Sardiniens auf eine Stufe gesetzt. In der Romania verloren die einzelnen Traditionen ihre Eigenständigkeit. Frankreich war insbesondere nicht mehr das Gebiet einer europaweit tonangebenden klassischen Tradi-

21 F. Bopp, Grammaire comparée des langues indo-européennes comprenant le sanscrit, le zend, l'arménien, etc..., traduite sur la 2e édition et précédée d'une introduction par Michel Bréal, Paris 1866–1874, 5Bde.

22 W. Hirdt (Hrsg.), Romanistik. Eine Bonner Erfindung, 2 Bde., Bonn 1993.

tion, sondern der Raum mit noch unsicheren Grenzen, in dem sich eine Vielfalt literarischer Traditionen entfaltet hatten.

Allerdings waren Paul Meyer und Gaston Paris als Herausgeber der Zeitschrift *Romania* keineswegs ohne Vorgänger. Seit den Benediktinern des 18. Jahrhunderts, die in ihrer Eigenschaft als Entzifferer und Bewahrer der ältesten Urkunden eine monumentale Geschichte der französischen Literatur als Quellensammlung edierten, seit der *Ecole des Chartes*, die ab den 1820er Jahren Archivare mit Kenntnissen der altfranzösischen Dialekte als künftige Herausgeber historischer Quellensammlungen ausbildete, hatte sich eine französische Tradition der philologischen Auswertung alter Texte etabliert. Es darf also nicht so erscheinen, als ob sich der Import der deutschen Romania ohne günstigen Aufnahmekontext abgespielt hätte. Eine Konsequenz dieses Aufnahmekontextes war übrigens eine Umformulierung des deutschen romanistischen Ansatzes. Während in Deutschland der Raum der Romania als Ganzes erfaßt werden mußte, begnügten sich die französischen Romanisten mit einer Eingrenzung auf den nationalen Raum. Es ging darum, die dem französischen Territorium entsprechenden Traditionen zu durchleuchten und keineswegs um eine Untersuchung etwa des spanischen oder italienischen Mittelalters. Nur ein Element der deutschen Tradition wurde beibehalten. Die Romanisten, wenn sie sich auf den französischen Raum einschränkten, vollzogen jedoch dessen Zerstückelung. Im Gegensatz zu der seit Batteux oder Laharpe vorherrschenden Vorstellung einer zentralisierten Literatur, die von Paris aus in die Provinz ausstrahlte und ihre unwandelbare Rhetorik durchsetzte, machte sich ein neuer Literaturbegriff geltend. Die Vielfalt der französischen Provinzen war jeweils mit einem besonderen Dialekt und mit einer eigenen Geschichte verknüpft, die den nationalen Rahmen sprengten. In den 1880er Jahren wurde eine Reihe von Lehrstühlen begründet, deren Inhaber mit der Erforschung einer sprachlichen und historischen Tradition der jeweiligen Provinz beauftragt wurden.[23]

In den beiden letzten Jahrzehnten des Jahrhunderts wurden die Deutschlandreisen der französischen Gelehrten häufiger. Die Absolventen der anspruchsvollsten Bildungsanstalten wurden nicht wie sonst nach Rom geschickt um sich weiterzubilden, sondern sie gingen nach Deutschland. Berlin und Leipzig gehörten zu den meistbesuchten Universitäten. Auch wenn die Abschlußberichte der Studenten eindeutig zeigen, daß sie mit großer Aufmerksamkeit den Lehrbetrieb der einzelnen Universitäten verfolgten, so zeigten sie auch eine gewisse Distanz zum Modell, das es nicht

23 Zitiert sei das Beispiel der Universität Montpellier, an welcher Anatole Boucherie und Camille Chabaneau ab 1878 die nordfranzösischen und südfranzösischen Dialekte unterrichten.

nachzuahmen, sondern zu verarbeiten galt.[24] Zu den großen Deutschlandreisenden zählt etwa Durkheim, der bei Wilhelm Wundt entscheidende Impulse für seine Erarbeitung der sogenannten französischen Soziologie gefunden haben könnte. Die Vorstellung, daß der Sozialkörper als Ganzes, als kollektive Psyche reguliert wird, dürfte ihre Wurzeln bei Wundt haben. Die Rezensionen der Zeitschrift *L'Année sociologique*, die die bibliographische Grundlage für die Gründung der neuen Disziplin gestalten sollte, zeigen mit welcher Akribie der Kreis von Wissenschaftlern um Durkheim die deutschen Abhandlungen auf allen Gebieten der Geisteswissenschaft unter dem Gesichtspunkt der entstehenden Soziologie untersuchte. Der Schüler von Durkheim Célestin Bouglé kam gar von Deutschland mit einem kleinen Buch zurück, in dem er seine Erfahrungen beschrieb.[25] Daß die Psychologen sich ebenfalls von Wundt[26], die Kunstwissenschaftler von Anton Springer und die Geographen von Friedrich Ratzel inspirieren ließen, ändert nichts an der Tatsache, daß die soziale Akzentuierung ein wichtiges Moment des Aneignungsprozesses gewesen ist. Die Verarbeitung deutscher Impulse ist sicher ein Hauptmerkmal der Geisteswissenschaften um die Jahrhundertwende. Lucien Lévy Bruhl, der sich um die französische Ethnologie besonders verdient machte, hatte eine deutsche Kulturgeschichte und eine Darstellung der irrationalistischen Philosophie Jacobis auf den Markt gesetzt, bevor er sich der „primitiven Seele" und dem angeblich vorlogischen Stadium der Menschheit zuwandte.[27]

Die Historiker hatten mit Aufmerksamkeit die Debatte um Lamprechts Kulturgeschichte verfolgt. Zu den Zeitschriften, die die Beobachtung der deutschen Debatte am besten widerspiegeln, gehört sicher die *Revue de Synthèse*, die von dem Elsässer jüdischer Herkunft Henri Berr[28] herausgegeben wurde und mit Lamprecht wenigstens die Hoffnung auf eine umfassende „Geisteswissenschaft" teilte. Auch wenn man den wissenschaftstheoretischen Bruch, der mit den *Annales* erfolgte, betonen will, kann man die theoretischen Auseinandersetzungen mit deutscher Geschichtstheorie in den ersten Nummern der *Revue de Synthèse* doch nicht übersehen.

Oft wird behauptet, daß die klassische deutsche Philosophie einer spekulativen Auseinandersetzung mit der von der Französischen Revolution

24 Vgl. Ch. Charle, L'élite universitaire française et le système universitaire allemand (1880–1900), in: M. Espagne/M. Werner (Hrsg.), Transferts. Les relations interculturelles dans l'espace franco-allemand (XVIIIe–XXe siècle), Paris 1988, S. 345-358; ders., La République des universitaires (1870–1940), Paris 1994.

25 J. Breton, Notes d'un étudiant français en Allemagne, Heidelberg, Berlin, Leipzig, Munich, Paris 1895.

26 W. Wundt, La „psychologie des peuples" et l'histoire culturelle, in: Revue germanique internationale 1998, H. 10, S. 79-91.

27 M. Espagne, Lucien Lévy-Bruhl et les études germaniques, in: P. Schöttler/P. Veit/M. Werner (Hrsg.), Plurales Deutschland – Allemagne Plurielle. Göttingen 1999, S. 258-267.

28 A. Biard/D. Bourel/E. Brian (Hrsg.), Henri Berr et la culture du XXe siècle, Paris 1997.

markierten historischen Zäsur entspreche. Man möchte in der Wahrnehmung des ausgehenden 19. Jahrhunderts dieses Modell umkehren und behaupten, daß die französischen Geistes- und Sozialwissenschaften der Zeit einer weitausholenden Auseinandersetzung mit der deutschen Psychologie, Philosophie, mit den Staatswissenschaften entsprechen.

Erst vor diesem Hintergrund kann die Entstehung einer französischen Germanistik verstanden werden, die in ihren Anfängen alles andere als eine Form der Literaturbetrachtung sein möchte.[29] Oder besser gesagt, die Erschließung der deutschen Literatur ist nur ein Moment der neuen Fachrichtung gewesen, die sich sonst in der Rückbesinnung auf deutsche Wurzeln der Geisteswissenschaften erschöpft. So ist etwa Charles Andlers Interesse für die Ursprünge des deutschen Staatssozialismus[30] oder für eine Nietzsche-Philosophie, die er als Bilanz des 19. Jahrhunderts sieht, zu verstehen. Wenn man den Namen Henri Lichtenberger vielleicht übergehen kann, der auf mondäne Anerkennung erpicht war, und das breite Spektrum der Kulturgeschichte als eine Aufforderung, sich auf alle möglichen Gebiete zu begeben, interpretierte, so soll neben Charles Andler doch Victor Basch erwähnt werden. Dieser Gelehrte jüdisch-ungarischer Herkunft bemühte sich sein Leben lang um die Einführung der deutschen Ästhetik in Frankreich und setzte sich parallel dazu für allgemein menschliche Unternehmen ein wie die Verteidigung des Hauptmanns Dreyfus oder für die Gesellschaft der Menschenrechte. Es wäre sicher falsch, die französische Germanistik in ihren Anfängen als Beobachtungsposten einer Feindesmacht zu verstehen. Andererseits spielt ein Verdachtsmoment gegenüber den ersten Germanisten, die gleichzeitig zum deutschen Kulturraum gehören (als Elsässer, als ungarischer Jude) und außerhalb desselben ihre Tätigkeit entfalten, eine unübersehbare Rolle. Die Hauptwurzel jener neuen Disziplin würde ich aber in dem Bedürfnis nach einer Institutionalisierung des Deutschlandbezugs in den Geisteswissenschaften sehen.

Das Beispiel der Philosophie

Unter den akademischen Fächern hat die Philosophie, wenigstens im französischen Sprachbereich eine sehr eigenartige Funktion. Sie ist die notwendige Krönung einer ganzen hierarchischen Ordnung des Wissens.[31] Außerdem hat sie seit dem 19. Jahrhundert die Funktion einer religionsfreien bürgerlichen Moral. Sie entspricht sozusagen der Ausbildung zur auserwählten Schicht der höheren Staatsbürger. Deshalb spielt sie eine nicht unbeträchtliche Rolle in der Bewahrung des Gleichgewichts des

29 M. Espagne/M. Werner (Hrsg.), Les études germaniques en France (1900–1970), Paris 1994.

30 Ch. Andler, Les origines du socialisme d'Etat en Allemagne, Paris 1897.

31 J.-L. Fabiani, Les philosophes de la république, Paris 1988; J. Bouveresse, Le philosophe chez les autophages, Paris 1984.

Staatsgebäudes. Wer sich mit der Konstruktion der französischen Nation im 19. Jahrhundert auseinandersetzt, muß es notwendigerweise mit dem Philosophieunterricht zu tun bekommen. Sehr charakteristisch für das Fach ist jedoch die Ablehnung der Selbsthistorisierung. Wer ewige Ideen, etwa das Schöne, das Gute, das Wahre zu vertreten beansprucht, kann sie nicht historisch relativieren, Übergangsformen in der Überlieferung der ewigen wenn auch untheologischen Botschaft unterscheiden. Die verbeamteten Philosophen des preußischen Staats hat Frankreich etwas später erlebt. Der staatspolitische Auftrag war ungefähr derselbe geblieben. Alle wichtigen Philosophen des französischen 19. Jahrhunderts waren zwar nicht Lehrstuhlinhaber. Von Auguste Comte über Cournot bis hin zu H. Taine findet man Persönlichkeiten, deren Lehre sich außerhalb jedes Hörsaals eines großen Anklangs erfreute. Diejenigen aber, die den akademischen Unterricht erteilten, kennzeichnet ein problematischer Bezug zur deutschen Philosophie.

An erster Stelle muß der Name Cousin erwähnt werden.[32] Victor Cousin hatte in seinen verschiedenen Ämtern als Professor an der Sorbonne oder als Bildungsminister die Aufsicht über die Ernennung der Philosophielehrer im Sekundarunterricht wie an den Universitäten von den frühen 1830er bis zu den 1860er Jahren. Seine persönliche Legitimation als Philosoph führte er darauf zurück, daß er persönliche Beziehungen zu den führenden Figuren der deutschen Philosophie und zu deren Schülern unterhielt. Es ging ihm keineswegs darum, ein treues Abbild dieser Philosophie nach Frankreich zu importieren, sondern äußeres Material zu suchen, um die politische Ordnung der Dinge rechtfertigen zu können. Zu diesem Zwecke konnte die Hegelsche Philosophie umformuliert werden. Es geschah zum ersten Mal in der 1828 von Victor Cousin gehaltenen Vorlesung und anschließend immer wieder. Cousin war sich bewußt, daß die deutsche Philosophie, die er nach Frankreich verpflanzen wollte, kein reiner Import einer Vorlage werden sollte. Seine Schüler wurden aber durch sein Beispiel dazu angespornt, die ersten richtigen Übersetzungen vorzunehmen und sorgten für eine echte Vermittlung. Trotz einiger Untersuchungen bleibt Cousins Gedankenwelt ziemlich unerforscht. Manche haben sich mit der Feststellung begnügt, sein Verständnis der deutschen Philosophie sei lückenhaft und sich gar nicht mit der Analyse eines seltsamen Synkretismus zwischen deutschem Impuls und der Traditien der französischen Aufklärungsphilosophie auseinandergesetzt. Andererseits sind die Wege, die Cousin benutzte, um seine Herrschaft über die französische Universität zu sichern, die Impulse aus Deutschland zu filtern, noch weitgehend unbekannt. Sie werden es auch bleiben, solange die etwa 5000 Briefe an ihn noch unediert sind.

32 Vgl. P. Vermeren, Victor Cousin. Le jeu de la philosophie et de l'Etat, Paris 1995.

Um das Bild der französischen Philosophie im 19. Jahrhundert zu ergänzen, muß man noch die umfangreiche Kant-Rezeption erwähnen. Dadurch daß Kant zum ersten Mal von den sogenannten deutschen Jakobinern nach Paris gebracht und im Umkreis des Abbé Sieyès verbreitet wurde,[33] hat er etwas mit einer Gründungsepisode der Nationalgeschichte zu tun. Gerade in der Zeit der Rückbesinnung auf die Ursprünge der Nationalidentität, in den ersten Jahrzehnten der Dritten Republik, zwischen dem deutsch-französischen Krieg und der Jahrhundertwende wurde die Kantische Philosophie zur offiziellen Ideologie des französischen Staats. Insbesondere die Moral ersetzte die Religion. Ein noch nicht zusammengestelltes Verzeichnis des Unterrichts über Kant in diesem Zeitabschnitt würde die damit vollzogene Umdeutung durch Politisierung der Kantischen Lehre zeigen. Wir haben es mit einer im Grunde paradoxen Konstellation zu tun, in welcher die Krone der nationalen Wissenschaft sich als Umformulierung eines Imports erweist.

Der Bezug auf die deutsche Philosophie war unter den Lehrstuhlinhabern an der Sorbonne zwischen Mitte des 19. und Mitte des 20. Jahrhunderts eine Selbstverständlichkeit, die von den Wissenschaftshistorikern nicht immer richtig akzentuiert wurde. Nehmen wir zunächst das Beispiel von Edme Caro (1826–1887), der seit 1854 in Paris lehrte und seit 1864 einen Lehrstuhl als außerordentlicher Professor an der Sorbonne innehatte. Er hatte 1852 seine Doktorarbeit der Figur des Böhme-Übersetzers Saint Martin gewidmet[34] und wird als Vertreter eines radikalen Spiritualismus betrachtet. In seinem Werk müssen wenigstens zwei Veröffentlichungen hervorgehoben werden, welche sein Interesse für die deutsche Philosophie illustrieren. Caro hat ein Buch über die sogenannten Pessimisten des 19. Jahrhunderts publiziert, wobei besonders Schopenhauer und Hartmann ins Auge gefaßt werden.[35] Außerdem ist er der Verfasser eines dicken Buchs über die Goethesche Philosophie, das zu den Meilensteinen der französischen Goetherezeption gehört. Auch wenn man seine spiritualistischen Neigungen schwer bestreiten kann, würde doch sein Goethe-Buch[36] für eine differenziertere Wahrnehmung seiner Wirkung sprechen.

Zu einer späteren Generation gehört schon Emile Boutroux (1845–1921), der vor allem um die Jahrhundertwende einen entscheidenden Einfluß auf das philosophische Fach in Paris hatte. Boutroux war 1868 nach der Auswahlprüfung (*agrégation*) auf eine Studienreise nach Heidelberg gegangen. Dieser Deutschlandaufenthalt findet eindeutig vor der großen Welle der Deutschlandreisen französischer Akademiker am Ende des

33 F. Azouvi/Dominique Bourel, De Königsberg à Paris. La réception de Kant en France (1788–1804), Paris 1991.

34 E. Marie Caro, Du mysticisme au XVIIIe siècle. Essai sur la vie et la doctrine de Saint-Martin, le philosophe inconnu, Paris 1852.

35 Ders., Le pessimisme au XIXe siècle. Leopardi, Schopenhauer, Paris ^{2}1880.

36 Ders., La philosophie de Goethe, Paris 1866.

Jahrhunderts statt und ist um so wichtiger als Zeichen eines speziellen Interesses. Boutroux unterrichtet in Paris ab 1885 und spielt als Gutachter, Doktorvater, Mitglied vieler Prüfungsausschüsse eine zentrale Rolle im akademischen Betrieb. 1926 wurde unter seinem Namen eine Sammlung von Aufsätzen über die deutsche Philosophie publiziert, die teilweise vor dem Weltkrieg teilweise während des Krieges geschrieben wurden. Als erster Beitrag kommt eine Einleitung zur Übersetzung von Eduard Zellers Theorie der Philosophiegesehichte. Schon da zeigt sich Boutroux bemüht, eine Ergänzung von französischen und deutschen Positionen zu konstruieren:

„Hier finden wir das Merkmal des deutschen Geistes wieder, das zwischen dem Ganzen und dem Teil ein Mittel-Zweck-Verhältnis etabliert und im Individuum als solchem nur eine Negation und eine Übergangsform des Seins erkennt [...] Für uns bleibt der freie Wille Selbstzweck, ein Attribut, das für sich zu erscheinen und sich zu behaupten verdient und gleichzeitig eine Kraft, deren Wirkung die historische Kontinuität mehr oder weniger endgültig unterbrechen kann."[37]

Noch im Mai 1914 hielt Emile Boutroux einen Vortrag an der Universität Berlin, in welchem er für eine Ergänzung von „deutschem und französischem Geist" durch Übertragung und Übersetzung plädierte und über seine eigene Praxis theoretisierte:

„Wenn man über das Studium einer Fremdsprache reflektiert lernt man nicht nur sich in der Fremdsprache ausdrücken, sondern, was nicht weniger wertvoll ist, seine eigene Sprache befruchten, daß sie nach ihren eigenen Regeln und ihrer eigenen Natur entsprechend Sachen ausdrücken kann, woran unsere Ahnen gar nicht gedacht hatten [...] Der alte griechische Spruch bleibt durchaus richtig und vorbildlich, 'Wie soll man es erreichen, daß das Ganze einheitlich sei und daß jeder Teil ein Ganzes sei?'"[38]

Kaum ein paar Monate später schrieb Boutroux selbst kriegspropagandistische Aufsätze.

Ein drittes Beispiel wäre Léon Brunschvicg (1869–1944) ein elsässischer Jude, der 1897 seine Doktorarbeit über die Kategorie des Urteils ge-

37 „Nous retrouvons ici le trait distinctif de l'esprit allemand, qui établit entre le tout et la partie un rapport de fin à moyen, et qui ne voit dans l'individuel, comme tel, qu'une négation et une forme provisoire de l'être [...] Pour nous, le libre arbitre individuel est une fin en soi, un attribut qui mérite de se manifester et de subsister pour lui-même, et en même temps une puissance dont l'action est capable de rompre, plus ou moins définitivement, le fil de la continuité historique."(Emile Boutroux, Etudes d'histoire de la philosophie allemande, Paris 1926, S. 29-30).

38 „Lorsque l'on étudie avec réflexion une langue étrangère on apprend non seulement à s'exprimer dans cette langue, mais, chose non moins précieuse, à travailler sa propre langue, de manière à lui faire dire, naturellement et selon son génie propre, des choses auxquelles nos ancêtres n'avaient pas songé [...] Elle demeure vraie, belle et digne d'être proposée comme règle cette antique maxime grecque „Comment faire pour que le tout soit un, et que chaque partie soit un tout?" (Ebenda, S. 193).

schrieben hatte[39] und ab 1909 an der Universität Paris lehrte. Sein rationalistisch-idealistisches Denken blieb der Kantischen Lehre verpflichtet, und es wird überliefert, er hätte unter seinen Mitschülern der *Ecole normale supérieure* Seminare veranstaltet, in denen die deutschen Sprachkenntnisse der Studenten anhand der Kantischen Schriften verbessert werden sollten. Drei Generationen von tonangebenden Philosophieprofessoren der Sorbonne verstanden offensichtlich ihren Unterricht als eine Auseinandersetzung mit deutschen Importen.

Im 20. Jahrhundert ist die französische Philosophie nicht weniger abhängig von deutschen Impulsen als im Jahrhundert zuvor. Von Nietzsche darf in diesem Zusammenhang höchstens seit dem Zweiten Weltkrieg die Rede sein, da Nietzsche seit der Jahrhundertwende eher ein Gegenstand der germanistischen Literaturwissenschaft gewesen ist. Im 20. Jahrhundert überwiegt die Entdeckung der Phänomenologie Husserlscher und Heideggerscher Prägung. Sartre könnte ein Paradigma für diese Rezeption darstellen. Über die einzelnen Rezeptionsmechanismen hinaus dient dieser neue Impuls als Ausgangspunkt von Umdeutungen der älteren Tradition. Zu den tonangebenden Philosophie- oder Soziologieprofessoren der Zwischenkriegszeit zählen eine Reihe von Ausländern, die einen Teil ihres Studiums in deutschsprachigen Ländern absolviert haben. Erstaunlich viele Russen spielen dabei eine zentrale Rolle. Genannt seien Alexandre Koyré, Alexandre Kojève, Georges Gurvitch. Sie haben bei Husserl in Göttingen oder Freiburg gehört. Sie waren in Heidelberg oder Leipzig. Das Bild der klassischen deutschen Philosophie, das sie erarbeitet haben, war zunächst einmal durch die russische Philosophie der Jahrhundertwende und ihre Kombination von Schellings Naturphilosophie und orthodoxer Theologie geprägt.[40] Dies war eine nicht ungünstige Einführung in die deutsche Diskussion der Zeit und in die Entdeckung von Husserl, Heidegger und anderen. Sie blieben aber nicht in Deutschland und gingen weiter nach Paris, wo sie nach einer schwierigen Anfangszeit sich an den Universitäten niederlassen konnten. Das Paradebeispiel für diese Entwicklung wäre sicher die Laufbahn Alexandre Kojèves, der in seinem berühmten Seminar der 1930er Jahre die *Phänomenologie des Geistes* vor dem Hintergrund der Zeitgeschichte und mit Begriffen, die er von der deutschen Diskussion übernahm, interpretierte.[41] Hegel lesen und auch übersetzen, wie Jean Hippolyte es tat, hieß, dies mit diesem russisch-phänomenologischen Interpretationsschema unternehmen. Nur die wenigsten, wie etwa der Soziologe Georges Gurvitch, der vor seiner Ankunft in Frankreich eine Fichte-

39 L. Brunschvicg, La modalité du jugement, Paris 1877.

40 A. Kojevnikoff, La métaphysique religieuse de Vl. Soloviev, in: Revue d'histoire et de philosophie religieuse 14 (1934) H. 6, S. 534-544; 15 (1935), H. 1-2, 1935, S. 110-152.

41 D. Auffret, Alexandre Kojève. La philosophie, l'Etat, la fin de l'histoire, Paris 1990.

Interpretation in deutscher Sprache lieferte[42], haben der zeitgenössischen deutschen Philosophie ein Buch gewidmet. Meistens geben sie in ihren französischen Arbeiten ein klares Zeugnis von diesem begrifflichen Hintergrund. So der Wissenschaftshistoriker Alexandre Koyré[43], der vor seiner Übersiedlung nach Frankreich bei Husserl promovieren wollte und eine Richtung der Wissenschaftsgeschichte vertritt, die der Husserlschen Wesensschau sehr verpflichtet ist. Über den Umweg des Russen Koyré wird die deutsche Philosophie in Frankreich beheimatet. Koyré hatte sich übrigens dafür eingesetzt, daß Husserl Vorlesungen an der Sorbonne halten konnte und sie anschließend in Frankreich publizierte. Zu dieser Tradition gehört mit Bestimmtheit auch der jüngere Emmanuel Levinas, der Vertreter einer jüdischen Philosophie, der aus Litauen über Freiburg im Breisgau nach Frankreich kam und zur Einführung der deutschen Phänomenologie in Frankreich beitrug.

Diese des Deutschen durchaus mächtigen Russen hätten vielleicht ihren Ahnen in Emile Meyerson (1859–1933) anerkannt, der ebenfalls aus Rußland nach Frankreich über Deutschland gekommen war, wo er an verschiedenen Universitäten Chemie und sicher auch Philosophie studiert hatte. Seine Werke, welche die französische Wissenschaftstheorie seit den 1920er Jahren eindeutig geprägt haben[44], vermitteln sehr präzise Kenntnisse der Hegelschen Logik, der Schellingschen Philosophie unter dem Aspekt des einzuschränkenden Irrationalismus. Sehr bemerkenswert an diesen Vermittlern, die eine Dreiecksbeziehung Deutschland – Frankreich – Rußland im Bereich der Philosophie illustrieren, ist in den meisten Fällen ihre jüdische Herkunft, die mehr (Levinas) oder weniger (Gurvitch) beansprucht wird. Emile Meyerson, der keinen Lehrstuhl hatte, aber als Kern einer noch unerforschten Vernetzung von Emigranten und Deutschlandkennern in den 1920er und 1930er Jahre zu betrachten ist, hatte in dem philosophischen Kulturtransfer eine heimlich koordinierende Funktion. Unter durchaus anderen Bedingungen als Victor Cousin – die Anpassung an den politischen Hintergrund des französischen Staats war bei ihnen nicht so zentral – konstruierten diese in Deutschland geschulten jüdischen Russen eine französische Philosophie, die das Land eventuell später gegen die deutsche Philosophie ausspielen konnte.

42 G. Gurwitsch, Fichtes System der konkreten Ethik, Tübingen 1924.

43 G. Jorland, La science dans la philosophie. Les recherches épistémologiques d'A. Koyré, Paris 1981; P. Redondi, Alexandre Koyré. De la mystique à la science. Cours, conférences et documents 1922–1962, Paris 1986; C. Vinti (Hrsg.), Alexandre Koyré. L'avventura intelletuale, Napoli 1994.

44 Vgl. insbesondere E. Meyerson, De l'explication dans les sciences, Paris 1921.

Die Folgen der Transferforschung für die Geschichtsschreibung

Aus der Transferforschung ergeben sich einzelne Konsequenzen für die Geschichtsschreibung. Die Geschichtsschreibung, die sich aus der Transferforschung ergibt, erfüllt zunächst keinen Legitimationsauftrag einer sich selbst als Identität wahrnehmenden Gruppe. Sie kann höchstens zeigen, inwieweit die Konstruktionsmechanismen dieser Identität durch äußere Einwirkungen in Gang gebracht werden. Es geht darum, eine Geschichte der Berührungspunkte und Artikulationsformen unterschiedlicher Kulturräume zu gestalten. In vieler Hinsicht bleiben solche Untersuchungen Desiderata der Forschung. Eine europäische oder auch nur deutsch-französische Literaturgeschichte gibt es nicht und kann es nicht geben, solange die verschiedenen Perioden wie Aufklärung und *lumières* oder Symbolismus und *symbolismes* parallelisiert werden. Weit wichtiger als diese Parallelisierung scheint mir das Verzeichnis der gegenseitigen Austauschprozeduren. Die Herdersche oder die Humboldtsche Philosophie lassen sich ohne scharfe Reaktion auf die sensualistische Philosophie der französischen Aufklärung nicht denken. Umgekehrt hat die französische Romantik über die Vermittlung von Frau von Staëls *De l'Allemagne* entscheidende Impulse erhalten. Die Erfolge der großen russischen Romane, die in den 1880er Jahren von Melchior de Voguë in Frankreich eingeführt wurden, sind eine Antwort auf den Materialismus, mit dem die wirtschaftlich und militärisch überlegene deutsche Kultur der Zeit identifiziert wird.

Die Geschichte der Literatur wird selbst in den jeweiligen Ländern unter Berücksichtigung der im Nachbarland erarbeiteten Methoden entwickelt. Die Historisierung der eigenen literarischen Tradition erfolgt nicht ohne Seitenblick auf die Literaturgeschichte des Nachbarlandes. So zum Beispiel die vom Deutschen Michael Huber zusammengestellte 1766 in Paris erschienene Anthologie der deutschen Lyrik. Eines der wichtigsten Werke der Literaturgeschichtsschreibung ist sicher Friedrich Bouterweks *Geschichte der Poesie und Beredsamkeit.* Nun ist es aber nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich eine Grundlage der Literaturgeschichtsschreibung gewesen. Der der französischen Gesehichte gewidmete Teil wurde bald übersetzt bzw. nachgeahmt. Diese Variationen sind übrigens einem Übersetzer und Literaturkritiker deutscher Herkunft, Loève Veimars, zu verdanken, der E. T. A. Hoffmann und Heinrich Heine in Frankreich einführte.[45] Eine Übersetzung des Bandes über die spanische Literaturgeschichte wurde bald ins Französische übersetzt und war eine der ersten spanischen Literaturgeschichten in französischer Sprache.[46]

---

45 Loève-Veimars, Résumé de l'histoire de la littérature française depuis son origine jusqu'à nos jours, Paris 1825.

47 Histoire de la littérature espagnole, traduite de l'allemand de M. Bouterwek par le traducteur des lettres de Jean Muller (Mme de Streck) Paris 1812, 2 Bde.

Edgar Quinet und Jules Michelet gehören zu den ersten Kulturhistorikern. Quinet hat durch seine Übersetzung von Herders *Ideen* für die Verbreitung einer Geschichtsauffassung gewirkt, die durch das ganze 19. Jahrhundert zu treffen ist. Man müßte noch auf die Hegelschen Wurzeln der Definition von Kulturgeschichte bei H. Taine hinweisen. Dessen englische Literaturgeschichte, die im ausgehenden 19. Jahrhundert auch als Modell für die französische Literaturgeschichte benutzt wurde, ist ohne diesen philosophischen Hintergrund schwer zu verstehen. So hat man es im Bereich der Literaturgeschichte, ja sogar der Geschichte der Nationalliteratur mit einem Wechselspiele von Rückbesinnung auf die eigene Tradition und Reaktion auf Fremdeinwirkungen zu tun. Gerade die Beschreibung dieses Wechselspiels sollte zum neuen Gegenstand einer europäischen Literaturgeschichtsschreibung werden.

Eine ähnliche Untersuchung der interkulturellen Beziehungen und ihrer eigenen Geschichte müßte noch in vielen Gebieten der Geschichtsschreibung unternommen werden. Es geht dabei wohlgemerkt nicht um eine politische Beschreibung der zwischenstaatlichen Beziehungen, die es immer gegeben hat, sondern um eine Erkundung des Fremden im jeweils Eigenen. In den meisten Gebieten der Geisteswissenschaften, von der Philosophie bis zur Kunstgeschichte, steht eine solche Untersuchung noch aus.

Die vergleichende Geschichte und die Transferforschung sind unterschiedliche Forschungsrichtungen. Der Vergleich schlägt zwar Brücken zwischen heterogenen Gebieten. Dies erfolgt aber um den Preis einer Festlegung der zu vergleichenden Momente auf unterschiedliche Positionen. Die vielfachen Verflechtungen bleiben unberücksichtigt, obwohl sie für die Dynamik des Ganzen eigentlich mehr bedeuten als die einzelnen Seiten. Außerdem bleibt ein Vergleich zwecklos, solange er nicht zu einer Versöhnung führt, zu einer historischen Schicht, auf welcher der Gegensatz aufgehoben wird. Bei Carlo Ginzburg etwa weist der Vergleich zwischen den verschiedenen Erscheinungsformen der Hexen und Giftmischer in Europa[47] auf ein indogermanisches oder noch früheres Fundament, dessen spekulative Rekonstruktion die unterschiedlichen Erscheinungsformen in eine gemeinsame Urgeschichte einbindet.

Die Vergleiche zwischen den Geisteswissenschaften in Deutschland und Frankreich im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts bleiben ohne jede Tragweite, beziehungsweise nähren Vorurteile über die angebliche Überlegenheit einer oder der anderen Seite auf diesem oder jenem Punkt, solange nicht gezeigt wird, welche Abgrenzungsmechanismen den Unterschied produziert haben. Der Vergleich zwischen der deutschen und französischen Philosophie des 19. Jahrhunderts verliert jede Bedeutung, solange nicht darüber reflektiert wurde, was der Import einer fremden Lehre in einen eher politisch denkenden Zusammenhang bei der Umformulierung des

47 C. Ginzburg, Le sabbat des sorcières, Paris 1992.

neuen Zusammenhangs bewirkt. Was einfachheitshalber als Vergleich oder Komparatistik bezeichnet wird, entspricht zuweilen einem ganz anderen theoretischen Horizont. Was die Komparatisten tun, wenn sie sich mit der Rezeption etwa Nietzsches im ausgehenden 19. Jahrhundert oder Sartres im Nachkriegsdeutschland befassen und nicht nur die Verwandtschaft der Themen, sondern die Vermittler, die Buchgeschichte und Ähnliches untersuchen, geht weit über die reine Komparatistik hinaus in die Richtung der Transferforschung. Meist begnügen sich allerdings die Komparatisten mit der Feststellung, Vor- und Abbild seien unterschiedlicher Qualität, beziehungsweise, das Abbild sei ein Substanzverlust des Vorbildes. Die Transferforschung kann also ohne ein Moment des Vergleichs nicht auskommen, es ist aber nur eine erste Stufe auf dem Weg zu einer Historisierung und Überwindung oder Prozessualisierung der Gegensätze und Parallelisierungen. Der Topos einer philosophischen Rezeption der französischen Geschichte um 1800, der französische Versuch, durch die sozialen Lehren der Frühsozialisten auf die Hegelsche Philosophie zu reagieren, die Tendenz mancher Historiker des 19 Jahrhunderts, die französische Revolution im Licht der deutschen Philosophie, beispielsweise der politischen Schriften Fichtes zu erklären, weisen schon in die Richtung der Transferforschung.

Es ist von einzelnen Historikern schon bemängelt worden, die französische Geschichtsschreibung sei nicht komparatistisch genug orientiert. Die Geschichte der Komparatistik im 19. Jahrhundert, die als der Vergleich der französischen Literatur mit den Nachbarliteraturen darauf hinaus lief, daß Frankreich eine Art Gleichgewicht darstelle, straft diese Behauptung Lügen. Richtiger wäre die Beobachtung, daß der Vergleich ein elementares Moment der Geschichtsschreibung ist, das überwunden werden sollte. Wenn man die Methodik des Vergleichs in den Geistes- und Sozialwissenschaften überhaupt beobachtet, so muß man feststellen, daß die Gegenüberstellung der einzelnen indogermanischen Sprachen eine etwas archaische Perspektive darstellt. Weit fortschrittlicher ist etwa die Suche nach gegenseitiger Kontaminierung der Sprachen und Sitten der indianischen Völker, wie sie von Franz Boas um die Jahrhundertwende vorgenommen wurde. Die Sprachwissenschaft hat das Modell der vergleichenden Grammatik schon überwunden. Die Ethnologie hat das Modell der gegenseitigen Kontaminierung noch nicht zu seinen letzten Konsequenzen geführt. Die Geschichtswissenschaft, gerade wenn sie eine kulturanthropologische Dimension beansprucht, kann schlecht das leicht überholte Modell des reinen Vergleichs beschwören, es sei denn, sie habe die Phase der reinen Legitimationswissenschaft nur zum Schein überwunden.

Nicht übersehen werden dürfte bei der Transferforschung die Möglichkeit einer Instrumentalisierung zugunsten der Betonung nationaler Anliegen. Wer etwa behauptet, daß die französischen Geisteswissenschaften im

19. Jahrhundert von der Philologie über die Geschichtsschreibung bis hin zur Philosophie ohne Auseinandersetzung mit den deutschsprachigen Universitäten zu verstehen sind, setzt keine Abhängigkeit voraus. Wer vermutet, daß sich Herders und vor allem Humboldts Bildungsbegriff ohne Bezug auf die französische Aufklärungsphilosophie besonders in ihrer sprachphilosophischen Dimension nicht entwickelt hätten, meint damit nicht, daß die Bildung bloß eine Fortsetzung der Debatten um die sensualistische Philosophie des 18. Jahrhunderts sei. In beiden Fällen wird nur behauptet, daß die Ursprünge der einzelnen Geisteswissenschaften auf einer Ebene zu suchen seien, wo ein reger Austausch zwischen einzelnen Stellen stattfindet, ja daß dieser Austausch nicht alles einebnet, sondern Zäsuren schafft und vertieft. Die Frage ist nicht die nach Überbrückung naturgegebener Gegensätze, sondern nach den Prinzipien, nach denen ein einheitlicher, einigermaßen homogener Unterbau Differenzierungsmechanismen in Gang bringt und Zäsuren ermöglicht. Es ist von Ethnologen beobachtet worden, daß Differenzierungen zwischen Stämmen eigentlich die Kohärenz einer höheren Einheit sichern. Dieselbe Arbeitsteilung scheint zwischen Deutschland und Frankreich stattgefunden zu haben, ohne daß die Vorherrschaft eines Paradigmas in diesem andauernden Verkehr nachgewiesen werden könnte. Jeder Versuch, die Transferforschung im Sinne einer übergreifenden Kulturpolitik auszunutzen, führt direkt in die Sackgasse des kulturellen Emanationsmodells längst vergangener Zeiten zurück.

Vielleicht könnte die Transferforschung der Geschichtsschreibung zu einem neuen Orientierung verhelfen. Sie berührt die Frage des Gedächtnisses in seiner Konstitution in den Archiven und greift das Problem des Umgangs mit dem nationalen Gedächtnis in den Geistes- und Sozialwissenschaften auf. Gerade auf den Gebieten, wo die Identität emphatisch angestrebt wird, bereitet die fachwissenschaftliche Transferforschung riehtige Überraschungen vor, indem sie auf Mischformen hinweist und den Anteil fremder Materialien an der Konstruktion des Nationalen bloßlegt. Sogar die französische Philosophie, die im 19. Jahrhundert die Kohärenz des nationalen Staatsgebäudes sichert, erweist sich beim näheren Betrachten als Konsequenz der massiven Aneignung der deutschen Philosophie. Gerade in dieser Eigenschaft erscheint die Transferforschung als eine kritische Forschungsrichtung und keineswegs als Legitimationswissenschaft, die die Erweiterung des eigenen Kulturgebiets vor Augen führen würde. Schließlich wäre zu betonen, daß die Transferforschung mit der Bedeutungsvielfalt des Kulturbegriffs selbst konfrontiert wird und die Begriffsgeschichte mit der Dimension der Übersetzbarkeit ergänzt.

Daniel Schönpflug

Der Straßburger Jakobinerclub – Werkstatt französisch-deutscher Wahrnehmungen 1790–1794

Am 15. Januar 1790 fanden sich in einem Bürgerhaus in der Straßburger Innenstadt etwa vierzig angesehene und wohlhabende Männer ein, um eine *Société de la Révolution* zu gründen. Der Gastgeber der Runde, der *Commissaire de Guerre* Barbier de Tinan, erläuterte das dreifache Ziel der Gründung: Die Gesellschaft solle erstens dafür sorgen, daß Straßburg nicht den Anschluß an die Pariser Revolution verlöre. Sie solle zweitens die besonderen Bedingungen, welche die zweisprachige und bikonfessionelle Stadt prägten, berücksichtigen. Drittens solle der „position frontière"[1] Rechnung getragen und Kontakte mit dem Ausland gepflegt werden.

Das letzte der drei Ziele verfolgte der Straßburger Club mit besonderem Eifer. Im Club wurde mit Rücksicht auf die lokalen sprachlichen Gegebenheiten französisch und deutsch gesprochen. Auch die Publizistik der Straßburger Jakobiner war zweisprachig, denn sie war sowohl für die Stadt als auch für die umgebenden Landstriche, sowohl für Frankreich als auch für Deutschland bestimmt. Im Sitzungssaal des Clubs in der Zunftstube „Zum Spiegel", unweit der Kathedrale gelegen, begegneten sich ab 1791 französische und deutsche Jakobiner. Der mit einer prächtig verzierten Menschenrechtserklärung, einer Mirabeaubüste und Steinen von der Bastille dekorierte Saal war jedoch seit dem Winter 1791/92 auch Schauplatz enthusiastischer Begeisterung für einen Krieg gegen das Reich. Noch später, als die Mirabeaubüste durch das Abbild Marats, durch Piken und Jakobinermützen ersetzt war, erklangen aus den Sitzreihen, die rund um den Präsidentensessel gruppiert waren, auch wüste Beschimpfungen auf alle, welche sich der „Sprache der Tyrannei", also der deutschen Zunge bedienten. Stets betonten die Straßburger Clubbisten, daß die Augen der Deutschen auf sie gerichtet seien und daß sie umgekehrt jede Bewegung der Deutschen aufmerksam verfolgten. Entsprechend den guten Vorsätzen bei der Gründung nahm der Club also eine Schlüsselposition zwischen dem revolutionären Frankreich und dem Heiligen Römischen Reich deutscher Nation ein.

Die konzeptionellen Grundlagen für eine Beschäftigung mit dem Straßburger Club als Scharnier zwischen Frankreich und Deutschland wurden durch die Gruppe „Transferts" des CNRS (Paris) gelegt, die eine Untersuchung der Inhalte, Wege und Folgen des Austauschs zwischen beiden

1 Clubprotokoll vom 15. Jan. 1790 [Arch. Mun. Str., Reg. Adm. Mun. 245bis].

COMPARATIV 10 (2000), Heft 1, S. 62-80.

Ländern forderte.[2] Es waren vor allem Rolf Reichardt und Hans-Jürgen Lüsebrink, die die Anwendungsmöglichkeiten dieser Methode auf die Geschichte Deutschlands zur Zeit der Französischen Revolution ausloteten und so Wege aus der Krise wiesen, in die dieser Forschungszweig durch die wachsende Kritik an der Jakobinergeschichte geraten war.[3] Erich Pelzer und Roland Marx untersuchten Straßburg als Zentrum der revolutionären Propaganda nach Deutschland.[4] Die vorliegende Untersuchung knüpft an diese Arbeiten an, setzt jedoch andere Akzente. Nicht der Versuch der Beeinflussung, sondern vielmehr die gegenseitige Wahrnehmung steht im Mittelpunkt des Interesses. Ziel dieser Studie ist es erstens, eine inhaltliche Analyse der Debatten und Publikationen des Straßburger Jakobinerclubs vorzunehmen, um die vorherrschenden Deutschlandbilder der Jahre 1790 bis 1794 herauszuarbeiten. Insbesondere die Wahrnehmung des „deutschen Volkes" soll in den Blick genommen werden. In diesem Zusammenhang soll auch untersucht werden, ob es überhaupt eine kohärente Vorstellung des „deutschen Volkes" gab. Zweitens verfolgt diese Studie das Ziel, den

2 M. Espagne/M. Werner, Deutsch-französischer Kulturtransfer als Forschungsgegenstand. Eine Problemskizze, in: dies., Transferts. Les relations interculturelles dans l'espace franco-allemand, Paris 1988, S. 11-34. Dies., Deutsch-französischer Kulturtransfer im 18. Und 19. Jahrhundert. Zu einem neuen interdisziplinären Forschungsprogramm der CNRS, in: Francia 13 (1985), S. 502-510.

3 R. Reichardt, Die Französische Revolution und Deutschland. Thesen für einen komparatistischen, kulturhistorischen Neuansatz, in: K. O. Freiherr v . Aretin/K. Härter (Hrsg.), Revolution und konservatives Beharren. Das alte Reich und die Französische Revolution, Mainz 1990, S. 21-28; H.-J. Lüsebrink, Der „Transfer" des 14. Juli 1789. Methodische Überlegungen zur komparatistischen Rezeptions- und Symbolgeschichte historischer Ereignisse am Beispiel des Bastillesturms, in: ebenda, S. 37-44; R. Reichardt, „Freymüthigkeit, doch kein Sans-Cülotismus..." Transfer und Transformation der Französischen Revolution in Verdeutschungen französischer Revolutionsschriften, in: M. Espagne/M. Werner (Hrsg.), Transferts, S. 273-326. Neuere Forschungen auf diesem Gebiet: E. Botsch, La Révolution française et le transfert culturel politique: La Terreur à travers les textes révolutionnaires traduits en allemand 1789–1799, in: Francia 20,2 (1993), S. 109-132; M. Espagne/M. Werner (Hrsg.), Transferts, S. 273-326; Ch. Ingrao, War and Legitimation in Germany in the Revolutionary Age, in: H. Duchhardt/A. Kunz (Hrsg.), Reich oder Nation? Mitteleuropa 1780–1815, Mainz 1998, S. 1-19; Th. Höpel/K. Middell (Hrsg.), Réfugiés und Emigrés. Migration zwischen Frankreich und Deutschland im 18. Jahrhundert, Leipzig 1997; M. Jeismann, Das Vaterland der Feinde. Studien zum nationalen Feindbegriff und Selbstverständnis in Frankreich und Deutschland 1792–1918, Stuttgart 1992; E. Pelzer, Die Wiederkehr des girondistischen Helden. Deutsche Intellektuelle als kulturelle Mittler zwischen Deutschland und Frankreich während der Französischen Revolution, Bonn 1998; M. Wagner, Die „deutschen Jakobiner" im internationalen Vergleich. Anmerkungen zu einem vernachlässigten Forschungsgegenstand, in: Francia 24/2 (1997), S. 211-224.

4 E. Pelzer, Die französische Revolutionspropaganda am Oberrhein (1789–1799), in: H.-O. Mühleisen (Hrsg.), Die Französische Revolution und der deutsche Südwesten, Freiburg/München/Zürich 1989, S. 165-182; R. Marx, Strasbourg. Centre de la popagande révolutionnaire vers l'Allemagne, in: J. Voss (Hrsg.), Deutschland und die Französische Revolution, München/Zürich 1983, S. 16-25.

Wandel von Deutschlandbildern zu erklären. Während bislang die Vorstellung vorherrscht, Straßburg sei gleichsam ein neutraler Vermittler zwischen den Nachbarländern gewesen, soll hier gezeigt werden, daß sich der Wandel der Deutschlandbilder nicht ausschließlich, aber auch aus lokalen politischen Auseinandersetzungen erklärt.

Kosmopolitismus

Am 26. August 1789 verabschiedete die französische Nationalversammlung die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte, die wegen ihres globalen Anspruchs als erstes außenpolitisches Manifest der Französischen Revolution bezeichnet werden kann. Am 22. Mai 1790 wurde in der sogenannten „Déclaration de paix au monde" der Verzicht Frankreichs auf Angriffskriege gegen andere Völker festgeschrieben.[5] In die Verfassung von 1791 wurde das Recht der Völker auf politische Selbstbestimmung aufgenommen. Im gleichen Zeitraum traten jedoch auch die Feindseligkeiten zwischen Frankreich und seinem deutschen Nachbarn in eine neue Phase: Während Frankreich den deutschen Reichsfürsten vorwarf, den Gegnern der Revolution Asyl zu gewähren, nahmen die Fürsten Anstoß an der Enteignung deutscher Besitzungen im Elsaß.[6]

In der Zunftstube „Zum Spiegel" griff man dieses Doppelbild auf. Universalistische und kosmopolitische Ideen traten jedoch in der Zeit zwischen dem Sommer 1790 und dem Sommer 1791 deutlicher hervor als feindliche. Dies zeigt eine programmatische Rede des Clubpräsidenten Xavier Levrault vom August 1790. Levrault stellte die weltweite Ausbreitung der Revolution als Fortsetzung der globalen Wirkung der Aufklärungsphilosophie dar; die Revolution sei deshalb „le patrimoine du genre humain".[7] Er erinnerte an die kosmopolitische Initiative von Anarchasis Cloots, dem „orateur du genre humain", der zum Föderationsfest im Juli 1790 eine „Deputation des Menschengeschlechts", zusammengesetzt aus Vertretern aus der ganzen Welt, organisiert hatte. Dieses Ereignis habe sich in Straßburg in bescheidenem Umfang wiederholt. Bei der Föderation der Nationalgarden der östlichen Departements im Juli 1790 seien auch Revolutionsanhänger aus Deutschland anwesend gewesen, die ihre Begeisterung und ihre Opferbereitschaft für die Revolution beteuert hätten. Dies war für Levrault ein sicherer Beweis dafür, daß die „association de tous les

5 Archives parlementaires, Bd. XV, S. 661.

6 Zur französischen Deutschlandpolitik und zum Deutschlandbild: E. Buddruss, Die Deutschlandpolitik der Französischen Revolution. Zwischen Traditionen und revolutionärem Bruch, in: K. O. Freiherr v. Aretin/K. Härter (Hrsg.), Revolution und konservatives Beharren, Mainz 1990, S. 145-154. A. Mathiez, La Révolution et les étrangers. Cosmopolitisme et défense nationale, Paris 1918; S. Wahnich, L'impossible citoyen. L'étranger dans le discours de la Révolution française, Paris 1997.

7 Clubprotokoll vom 17. Aug. 1790 [Arch. Mun. Str., Reg. Adm. Mun. 245bis].

peuples à la gloire et aux succès de notre nation"[8] sich bereits vollziehe. Levrault griff auch die für den kosmopolitischen Diskurs typische Metapher der „grande famille européenne"[9] auf. Das Bild der Familie negierte die Differenzen und Unterschiede zwischen Franzosen und Deutschen und legte, ebenso wie die immer wieder beschworene internationale „Brüderlichkeit", gemeinsame Ziele und Interessen nahe. Darüber hinaus konstruierte Levrault, indem er von der „liberté que nos ancêtres communs connaissaient, mais imparfaits, dans les forêts de la Germanie"[10] sprach, eine gemeinsame Geschichte.

Doch die Straßburger Clubbisten taten mehr, als nur die Pariser Vordenker zu paraphrasieren. Auslöser für die eigenen Initiativen waren Zuschriften aus dem deutschen Reich. Im Sommer 1790 schrieb Friedrich Cotta, der Bruder des Stuttgarter Verlegers, und schilderte seine glühende Begeisterung für die Revolution:

„Je bénis le moment qui l'année passée a décidé de la liberté de toute une nation; et en même temps de la liberté future de toute la famille humaine."[11]

Der Brief wurde im Club verlesen, Cotta in Abwesenheit einstimmig zum Mitglied erklärt. Ein gewisser Wernhardt Hubert aus Basel schrieb wenig später:

„La Constitution de votre patrie ne force pas simplement l'admiration de tous les cosmopolites raisonnables; elle interesse plus particulièrement le cœur de chaque homme qui apprécie la dignité de sa nature. C'est cette constitution qu'il donneroit à l'univers s'il était l'autocrate."[12]

Auch Ludwig Leuchsenring, ein Arzt aus Karlsruhe, bat in einem begeisterten Brief darum, in den Club aufgenommen zu werden.[13] Ihm wurde der Status des *associé étranger* zugebilligt – ein Zeichen der Anerkennung und Bestätigung für Mitglieder außerhalb Frankreichs.[14] Solche und ähnliche Zuschriften und Kontakte, die auch den anderen Clubs in Frankreich weitergereicht wurden, waren gleichsam Beweise für die abstrakten Annahmen der kosmopolitischen Ideologie. Sie nährten die Illusion, daß in Deutschland tatsächlich die Voraussetzungen für eine Bruderrevolution gegeben waren.

---

8 Ebenda. Zu A. Cloots: A. Mathiez, La Révolution et les étrangers (Anm. 6), S. 48-57.
9 Clubprotokoll vom 17. Aug. 1790.
10 Ebenda.
11 Clubprotokoll vom 15. Juni 1790 [Arch. Mun. Str., Reg. Adm. Mun. 245bis].
12 Brief von Wernhardt Hubert aus Basel, in: Clubprotokoll vom 30. Juli 1790 [Arch. Mun. Str., Reg. Adm. Mun. 245bis].
13 Clubprotokoll vom 10. Aug. 1790 [Arch. Mun. Str., Reg. Adm. Mun. 245bis].
14 Die Mitgliederliste vom April 1791 nennt allerdings nur fünf ausländische Mitglieder. (Namensverzeichnis sämtlicher Mitglieder der am 15. Januar 1790 zu Straßburg gegründeten Constitutionsgesellschaft, Strasbourg 1790 [Bib. Nat. et Univ. Str., M 5941, 52]).

An dieses Bild des „deutschen Volkes" anknüpfend, baute der Straßburger Club eine Infrastruktur für den Kontakt nach Osten auf. Sein *Bureau de Correspondance* wurde im Dezember 1790 erweitert, um einen intensiveren Kontakt nach Deutschland zu ermöglichen.[15] Die Mitglieder verfaßten oder übersetzten Flugblätter für deutsche Leser, was wegen der Zweisprachigkeit des Elsaß ohnehin nötig war.[16] Der Club arbeitete mit den Straßburger Druckern Treuttel und Wurtz, Dannbach, Gleitz, Saltzmann und Ulrich zusammen, die ein Vertriebsnetz in Deutschland und auch Erfahrungen mit dem Druck in deutscher Sprache hatten.[17] Über die *affiliés étrangers* und anonyme Mitarbeiter wurden in Deutschland Schriften verbreitet, so wie dies ein Korrespondent in einem Brief beschrieb:

„Ich kann an meinem dermaligen Platze gar nichts weiter zur Förderung der guten Sache thun, als Ihre Schriften, die ich mir durch ganz besondere Umwege und mancherlei Ueberschlaege zukommen lasse, möglichst verbreiten."[18]

Es ist auch nachgewiesen, daß von Straßburg aus Emissäre nach Deutschland reisten, um dort Propaganda zu treiben.[19] Im Mittelpunkt der frühen

15 Clubprotokoll vom 24. Dez. 1790 [Arch. Mun. Str., Reg. Adm. Mun. 245bis]. Am 19. April 1791 wurden die Änderungen in einem Règlement pour la Composition et les travaux du Comité de Correspondance de la Société des Amis de la Constitution de Strasbourg festgeschrieben (Clubprotokoll vom 19. April [Arch. Mun. Str., Reg. Adm. Mun. 246].

16 Clubprotokoll vom 31. Aug 1790 [Arch. Mun. Str., Reg. Adm. Mun. 245bis]: „Un membre a fait lecture d'une adresse aux peuples d'Allemagne". Clubprotokoll vom 20. Aug. 1790 [Arch. Mun. Str., Reg. Adm. Mun. 245bis]: „Le président annonce à la Société qu'on lui envoit plusieurs exemplaires d'un imprimé ayant pour titre „Les français á tous les peuple de l'Europe". Il en fait lecture, il est vivement applaudit. à la demande de plusieurs membres l'assemblée décide qu'elle en enverra plusieurs exemplaires aux Sociétés des Amis de la Constitution à Paris, et de 1789, et un exemplaire seulement aux autres sociétés affiliés et associés étrangers."

17 Pelzer, Die französische Revolutionspropaganda (Anm. 4), S. 169. F. Barbier, Une librairie „internationale": Treuttel et Wurtz à Strasbourg, Paris et Londres, in: Revue d'Alsace 111 (1985), S. 111-123.

18 Art. „Schreiben eines Deutschen an der österreichischen Grenze an den Herausgeber des Argos", in: Argos Nr. 46, 7. Dez. 1792. Ähnlich schrieb ein Korrespondent aus Mainz: „Wenn ihre verdienstvolle Gesellschaft der Freunde der Konstitution die patriotische Handlung beginge, und (...) eine Anzahl solcher Erklärungen [der Menschenrechte] abdrucken ließe, so wäre ich und mehrere bereit, die Ausstreuung derselben mit dem größten Vergnügen für hiesige Stadt und umliegende Ortschaften zu besorgen." (Geschichte der Gegenwärtigen Zeit, 7. Januar 1792.).

19 So z. B. durch die Verordnung des Mainzer Kurfürsten vom 16. Juni 1790: „Eine aufrührerische Broschüre ist von Straßburg gekommen und wie im Speyerischen so auch an vielen anderen Orten verbreitet worden; desgleichen sind Emissaires in verschiedenen Staaten abgeschickt worden, auch sind sogar einige in der französischen Nationalgarde wirklich gediente deutsche Untertanen mit der Nationalkokarde oder gar mit dergleichen Uniform erschienen, um Rebellion und Aufruhr von auswärts zu bringen." Zit. nach: J. Hansen, Quellen zur Geschichte des Rheinlandes im Zeitalter der Französischen Revolution, Bd. I, Bonn 1931, S. 640. Weitere Belege in E. Pelzer, Die französi-

Propaganda des Clubs stand der Straßburger Bürgermeister und Clubbist Friedrich Dietrich.[20]

So entstanden verschiedene Kontakte zu deutschen Revolutionsanhängern. Manche von ihnen machten sich auf den Weg nach Straßburg.[21] Der Berliner Jurist und Publizist Carl Clauer, der Stuttgarter Staatsrechtler und Publizist Friedrich Cotta, der Mainzer Theologe und Philosoph Anton Dorsch, der Mönch und Professor Eulogius Schneider und der Mainzer Arzt Georg Wedekind waren die prominentesten Köpfe unter den deutschen Emigranten, deren Gesamtzahl auf weit über hundert geschätzt werden muß. Viele von ihnen bereiteten ihre Ankunft durch eine Korrespondenz mit dem lokalen Club vor und schlossen sich ihm, wenn sie in Straßburg angekommen waren, an.[22] Ihre Integration wurde durch die Tatsache erleichtert, daß der Club seit Juni 1790 Sitzungen in deutscher und in französischer Sprache abhielt und auch Publikationen in beiden Sprachen in Umlauf brachte.

Der größte Teil der Emigranten aus Deutschland waren Pfarrer, denn im Département Bas-Rhin hatten nur neun Prozent der Geistlichen den Verfassungseid geschworen,[23] und das Direktorium des Departements bemühte sich, die vakanten Stellen durch deutsche Emigranten zu besetzen.[24] Der

---

sche Revolutionspropaganda (Anm. 4), 170f. U. Schmidt, Südwestdeutschland im Zeichen der Französischen Revolution, Ulm 1993, S. 189f.

20 E. Pelzer, Die französische Revolutionspropaganda (Anm. 4), S. 169f.

21 Zur Emigration nach Straßburg: M. Gilli, Pensée et pratiques révolutionnaires à la fin du XVIIIe siècle en Allemagne, Paris 1983, S. 219-228; Hansen (Hrsg.), Quellen zur Geschichte des Rheinlandes, Bd. I, S.1035-1043. Zu einzelnen Emigranten: C. Betzinger, Vie et mort d'Euloge Schneider, ei-devant franciscain. Des lumières à la Terreur 1756–1794, Strasbourg 1997; H. W. Engels, Karl Clauer. Zum Leben und zu den Schriften eines deutschen Jakobiners, in: Jb. Inst. dt. Gesch. Tel Aviv 2 (1973), S.101-144; A. Kuhn, Revolutionsbegeisterung an der Hohen Karlsschule, Stuttgart 1989; H. Mathy, Anton Joseph Dorsch, in: Mainzer Zeitschr. 62 (1967), S.1-55; F. H. Müller, Johann Friedrich Butenschoen und die „Neue Speyerer Zeitung" 1816–1821, Speyer 1986; M. Neugebauer-Wölk, Revolution und Constitution. Die Brüder Cotta. Eine biographische Studie zum Zeitalter der Französischen Revolution und des Vormärz, Berlin 1989; M. Weber, G. C. G. Wedekind 1761–1831. Werdegang und Schicksal eines Arztes im Zeitalter der Aufklärung und der Französischen Revolution, Stuttgart/New York 1988; Franz Anton Zimmermann, Rede über die gegenwärtige Situation des Vaterlands (Strasbourg 1793), hrsg. und mit einer biographischen Skizze versehen von H. G. Haasis, Reutlingen 1992.

22 Vgl. z.B. die Protokollnotiz über den Brief an den Wormser Professor Böhmer: „On lit une lettre du Prof. Bohmer de Worms qui remercie la Société de l'interêt qu'elle prend à son sort, à la suite de cette lettre les commissaires nommés pour conférer sur les moyens de lui procurer de l'entretien en France font leur rapport à la société." (Clubprotokoll vom 4. Jan.1792 [Arch. Mun. Str., Reg. Adm. Mun. 246].)

23 T. Tackett, Religion, Revolution and Regional Culture, Princeton 1986, S. 351.

24 L. Kammerer, Les prêtres allemands dans le clergé constitutionnel en Alsace, in: Revue d'Alsace 116 (1989/90), S. 285; R. Epp, Le Bas-Rhin, département français au pourcentage de prêtres jureurs le plus faible, in: Revue d'Alsace 116 (1989/90), S. 237-244; L.

Club ließ am 26. Februar 1791 ein Pamphlet drucken, das deutsche Priester, die der französischen Sprache mächtig waren, aufrief, ins Elsaß zu kommen.[25] Er griff damit dem Dekret der Nationalversammlung vom 4. April vor, das die Eingliederung von zweisprachigen Deutschen in die konstitutionelle Kirche zuließ. Etwa hundert deutsche Pfarrer kamen dem Aufruf aus dem Elsaß nach, wobei der Club oft als Vermittler wirkte.[26]

Die Immigration aus Deutschland verstärkte den Einfluß der kosmopolitischen Ideologie und ließ die Zahl der für Deutschland verfaßten Propagandaschriften ansehwellen. Es entstanden Zeitungen der Emigration, von denen insbesondere Cottas *Straßburgisches Politisches Journal* und Eulogius Schneiders *Argos* für die Beeinflussung Deutschlands gedacht waren. Auch von Straßburgern gegründete deutschsprachige Zeitungen, wie die *Geschichte der Gegenwärtigen Zeit* von Johann Friedrich Simon und Andreas Meyer, waren ein Forum für deutsche Autoren und erreichten ein deutsches Publikum: „Von dieser Schrift sind seit gestern 2000 Exemplare nach Deutschland spediert worden, und es werden ihnen noch mehr nachfolgen."[27]

Durch die Beiträge der deutschen Jakobiner wurde die Propaganda offensiver. Man sprach nicht mehr abstrakt von einer Verbrüderung der Völker, sondern rief zur Revolution in den deutschen Fürstentümern auf. Das Flugblatt „Ein Wort von einem Vortheil, welcher Frankreichs Konstitution eigen ist", verfaßt von Friedrich Cotta, spielt die Möglichkeit der Übertragung der Verfassung auf Deutschland durch. Angefangen von Urwahlen in den Dörfern und Städten über die Bildung von Distrikten und Kantonen bis hin zu freien Wahlen beschreibt es schrittweise den Vorgang der Konstitutionalisierung. Es wird behauptet, daß „ohne die mindeste Unordnung, sich innerhalb eines oder zween Monate eine ziemlich wohl eingerichtete konstituierende Versammlung" bilden ließe. „Man sieht hieraus", folgert Cotta, „wie leicht es ist, daß ein Volk oder ein Theil des Volks Frankreichs Konstitution annehme."[28] Die direkte Ansprache und die konkreten Handlungsanweisungen, welche diese neue Form der Propaganda kennzeichne-

---

Kammerer, Le destin du clergé d'Alsace 1790-1803, in: Archives de l'Eglise d'Alsace (1987), S. 109-172.

25 F. C. Heitz, Les sociétés politiques de Strasbourg pendant les années 1790–1795, S. 127.

26 L. Kammerer, Les prêtres allemands (Anm. 24), S. 286. Zu einzelnen Pfarrern E. Dittler, Jakobiner am Oberrhein, Kehl 1976. Ebenfalls in J. Werner, Der Fall Fahrländer oder Über die Entwicklung vom Mönch zum Revolutionär, in: Ortenau 67 (1987), S.163-172; R. Schmitt, Simon Joseph (Gabriel) Schmitt (1766–1855). Mönch der Aufklärungszeit, französischer Funktionär, deutscher Beamter, Dozent der Philosophie und Gutsbesitzer, Lebensgeschichte, Vorfahren und Nachkommen. Zugleich ein Beitrag zur kurmainzischen und pfälzischen Landes- und Geistesgeschichte, Koblenz 1966; D. Varry/C. Mutler (Hrsg.), Hommes de dieu et Révolution en Alsace, Turnhout 1993.

27 Geschichte der Gegenwärtigen Zeit, 31. Aug. 1791.

28 Straßburgisches Politisches Journal, Mai 1792, 1. Heft, S. 484f.

ten, unterschieden sie deutlich von früheren Publikationen. Es ist jedoch auffällig, daß es kein Flugblatt gab, das zu gewaltsamen Aktionen gegen die fürstliche Autorität aufrief.

Durch die Immigranten und ihre Integration in die revolutionäre Bewegung wurde Straßburg ein Ort, an dem kosmopolitische Träume wahr wurden. Der Straßburger Club lieferte den Beweis für die These, daß eine Revolution in Deutschland kurz bevorstände und daß eine Verbrüderung der Völker sich bald vollziehen würde. Der Straßburger Jakobinerclub leistete also die Anwendung und praktische Umsetzung des kosmopolitischen Diskurses. Er entwarf ein Deutschlandbild, in dem Wunsch und Wirklichkeit ineinanderflossen. In den Publikationen für und über Deutschland schien es, als gäbe es jenseits des Rheins ein „deutsches Volk", das sich – außer durch eine andere Sprache – durch nichts vom französischen unterscheide. Es wurde der Eindruck erweckt, daß dieses Volk gerade dabei war, eine wegweisende Entscheidung über seine Zukunft zu fällen. Die Komplexität und Vielfalt der deutschen politischen Landschaft wurde in diesem Bild ebenso ausgeblendet wie die durch die Obrigkeiten gesetzten Grenzen einer deutschen Revolutionsbewegung.

Mit der Rezeption und Umsetzung des kosmopolitischen Diskurses ordnete sich der Straßburger Club den Vorgaben der Pariser unter; es gab jedoch lokalpolitische Gründe für eine Politik der Umarmung. Im Sommer 1790 begann ein heftiger Konflikt in der Stadt, der im darauffolgenden Winter seinen Höhepunkt erreichte. Ausgangspunkt war der Widerstand weiter Teile der Katholiken gegen die Zivilverfassung des Klerus und den Pfarrereid. Dieser Protest ermöglichte es dem alteingesessenen, protestantischen und deutschsprachigen Großbürgertum, die Vormachtstellung in der Stadt zu erringen.[29] Für deutschsprachige Protestanten lag es nahe, sich Verbündete auch jenseits des Rheins zu suchen und so die eigene Bedeutung als Anhänger einer Weltbewegung zu erhöhen. In den folgenden Monaten, als die konstitutionelle Kirche durch deutsche Pfarrer gestärkt wurde, entwickelte sich der symbolische Bund zu einem praktischen Bündnis zwischen Protestanten und deutschen Immigranten gegen die von der Revolution enttäuschten Katholiken.

Der Befreiungskrieg

Zwei Zäsuren prägten den französischen Diskurs über das Ausland in der zweiten Hälfte des Jahres 1791: die Flucht des Königs im Juni, welche die Furcht vor einer Verschwörung gegen die Revolution verstärkte, und die Erklärung von Pillnitz vom August, welche die Antipathien gegen den Kaiser und die Fürsten schürte. In Paris führten diese Ereignisse zu wachsender Begeisterung für einen Krieg gegen das Reich. Brissot und seine

29 R. Reuss, La Constitution civile du clergé et la crise religieuse en Alsace (1790–1795), Strasbourg 1922.

Anhänger propagierten seit Oktober einen Krieg Frankreichs gegen die Mächte des Ancien Régime.[30]

Der Straßburger Jakobinerclub hatte es seit der Gründung als seine Aufgabe verstanden, die Aktivitäten der Feinde der Revolution zu beobachten; damit waren auch die Aktivitäten der französischen Adelsemigration und der deutschen Fürsten gemeint.[31] Bereits im ersten Jahr erreichten den Club zahlreiche Schreiben aus Deutschland, welche – wie beispielsweise ein anonymer Brief aus Berlin – vor dem „complot concerté en Allemagne contre la nation française et ses représentants"[32] warnten. So berichtete beispielsweise ein deutscher Jakobiner von den verschwörerischen Plänen, welche die Fürsten beim Reichstag in Regensburg schmiedeten.[33] Beobachter meldeten Truppenbewegungen nahe der Grenze. In der *Geschichte der Gegenwärtigen Zeit* erschien eine „Nachricht über eine große Verschwörung gegen Frankreichs neue Constitution zwischen inneren und äußeren Feinden derselben"[34]. Wenig später setzte das Blatt die Berichterstattung unter der Überschrift „Die allgemeine Verschwörung gegen Frankreichs Constitution wird immer mehr offenbar" fort.[35] Die Herausgeber Simon und Meyer enthüllten in diesen Artikeln das „Komplott der Gegner Frankreichs" und warnten die Nation vor den Gefahren, die sie bedrohten. Seit dem August 1791 erschien in der *Geschichte* eine Artikelserie unter der Überschrift „Deutsche Despotereyen"[36]. Dort wurden Einzelfälle aus dem Alltag der deutschen Fürstenstaaten dokumentiert, in denen die Ungerechtigkeit aristokratischer Herrschaft deutlich wurde. Solche Informationen blieben langfristig nicht ohne Auswirkungen auf das Deutschlandbild. Je weiter das Jahr 1791 vorrückte, desto mehr Gewicht erhielt das Bild von einem feindlichen Deutschland, in dem das „deutsche Volk" allerdings keine Rolle spielte; positives und negatives Bild standen unverbunden nebeneinander.

Bereits in einem Rundschreiben des Clubs vom Februar 1791 hieß es:

---

30 Literatur zur Kriegspolitik Frankreichs: F. Attar, La révolution française déclare la guerre à l'Europe, Bruxelles 1992; T. C. W. Blanning, The Origins of the French Revolutionary Wars, London 1986; J. Godechot, La Grande Nation. L'expansion révolutionnaire de la France dans le monde de 1789–1799, 2 Bde., Paris 1956.

31 Beispiele für Berichte von Informanten und Spitzeln aus Deutschland: Brief aus Basel, in dem von der Vertreibung der adligen Emigranten berichtet wird. (Clubprotokoll vom 15. Feb. 1791 [Arch. Mun. Str., Reg. Adm. Mun. 245bis]. Brief aus Frankfurt vom 25. Nov. 1791 über die Unverschämtheiten der dortigen Emigranten [Arch. Mun. Str., Fonds des Jacobins 3/9/76].

32 Clubprotokoll vom 8. Juni 1790 [Arch. Mun. Str.; Reg. Adm. Mun. 245bis].

33 Clubprotokoll vom 16. Juli 1791 [Arch. Mun. Str.; Reg. Adm. Mun. 246]. Ein erstaunlich detaillierter Bericht dieses Spitzels findet sich im Briefarchiv des Clubs (Anonymer Brief vom 9.6. ohne Jahr [Arch. Mun. Str., Fonds des Jacobins 3/9/168].

34 Geschichte der Gegenwärtigen Zeit Nr. 218, 6. Brachmonath 1791.

35 Geschichte der Gegenwärtigen Zeit Nr. 265, 26. Heumonath 1791.

36 Geschichte der Gegenwärtigen Zeit, 31. Aug. 1791.

„Il est plus que probable que nous aurons la guerre au printemps avec l'Empire et l'Autriche: la politique de cette maison a toujours été aussi insidieuse que son ambition démesurée."[37]

Andere Publikationen wiesen auf die Notwendigkeit hin, der Gefahr durch einen Präventivschlag zuvorzukommen. Das vom deutschen Clubmitglied Carl Clauer im August 1791 verfaßte Flugblatt „Kreuzzug gegen die Franken" bildete das erste umfangreiche Stück der vom Straßburger Club ausgehenden Kriegspropaganda. Clauers Schrift war eine Drohung an die Fürstenstaaten und eine Ermahnung an das deutsche Volk, sich der Revolution anzuschließen:

„Ich glaube wohl, daß ihr euch vor den Kanonen und Bajonetten der Franken nicht fürchten werdet; sie sind tapfer – eure Heere sind es auch – aber ihre politischen Katechismen und Prediger, ihre Druckschriften an die Völker, welche sie sich in ganzen Wagen voll werden nachfahren lassen, die Buchdruckerpressen welche den Regimentern folgen werden – die sind es, welche ich fürchte (...) Ihr wollet diese Nation nötigen, mehr als hunderttausend bewehrte, von erfahrenen Feldherren angeführte Apostel über ihre Grenze gehen zu lassen, um ihr politisches Glaubensbekenntnis mit dem Schwerte in der Hand auszubreiten?"[38]

Die frühen Warnungen des Clubs und Publikationen wie Clauers Flugblatt könnten ein Indiz dafür sein, daß Straßburg keineswegs nur Impulse aus der Hauptstadt aufgriff, sondern auch selber Einfluß auf den nationalen Diskurs nahm. Die beunruhigenden Meldungen und die kriegerischen Parolen von der östlichen Grenze mögen ihren Teil zur Entstehung einer breiten Basis für das Kriegsprojekt der Brissotins beigetragen haben.

Als nun im Dezember auch in Paris die Kriegstrommeln gerührt wurden, schlug die Straßburger Kriegsbereitschaft in Begeisterung um. Die nationale Bewegung für den Krieg bedeutete, daß die Warnungen des Clubs endlich ernstgenommen wurden. Am 18. Dezember veröffentlichte der Club ein Flugblatt an die Bewohner Deutschlands, in dem der Feldzug Frankreichs bereits als sicher vorausgesetzt wurde:

„Les Français (...) attendent avec impatience l'occasion de combattre pour la liberté et d'exterminer leurs ennemis. Le moment approche où le drapeau tricolore flottera dans vos pays. Mais nous ne ferons point la guerre aux peuples, nous ne la ferons non plus pour faire des conquêtes, ce sera dans l'unique but de sauvegarder la liberté."[39]

---

37 Rundschreiben des Clubs vom 13. Feb. 1791 [Arch. Mun. Str., Fonds des Jacobins 4/11/44].

38 C. Clauer, Kreuzzug gegen die Franken, in: Geschichte der Gegenwärtigen Zeit, 18. Juni 1791.

39 Flugblatt des Clubs vom 18. Dez. 1791, in: Heitz, Les sociétés politiques (Anm. 25), S. 168f. Ähnliche Verlautbarungen finden sich in den deutschsprachigen Blättern aus dem Umfeld des Clubs; so z. B. in der Geschichte der Gegenwärtigen Zeit vom 17. Dez. 1791: „Wir kommen nach Deutschland nicht darum, um dieses benachbarte Reich oder

Ähnlich wie in Clauers „Kreuzzug" wurde hier das Programm eines Befreiungskrieges proklamiert. Der Kosmopolitismus der Frühzeit wurde durch dieses Programm, in dem das Bild vom guten mit dem vom feindlichen Deutschland zusammenfloß, modifiziert und erweitert. Es ging nun nicht mehr darum, die Freiheitsbewegungen anderer Länder zu ermutigen, sondern von Frankreich aus aktiv deren Befreiung zu erkämpfen. Während die kosmopolitische Ideologie davon ausging, daß die Völker der Welt selbst ihr politisches Schicksal in die Hand nehmen würden, basierte die Doktrin des Befreiungskrieges auf dem Bild eines passiven, eingeschüchterten und unselbständigen deutschen Volkes, das der Hilfe von Frankreich bedurfte. Die pädagogischen Ambitionen der ersten Stunde wurden so durch militärische ergänzt. Die Straßburger Jakobiner sahen sich als bewaffnete Missionare – und auch als Sturmspitze der Bewegung für den Krieg; es ist sicherlich kein Zufall, daß die *Marseillaise* gerade in Straßburg komponiert wurde.

Auch die Verbreitung der Ideologie des Befreiungskrieges war an innerstädtische Prozesse und Konflikte gekoppelt. Der im letzten Abschnitt beschriebene konfessionelle Konflikt im Club und in der städtischen Gesellschaft wurde in der zweiten Hälfte des Jahres 1791 zusehends von einer neuen Auseinandersetzung überlagert. Die starke Immigration aus Deutschland und Innerfrankreich begann das Mitgliederprofil des Clubs zu verändern. Neue Persönlichkeiten wie Eulogius Schneider, der im Sommer des Jahres 1791 aus Bonn gekommen war, und der Franzose Charles Laveaux führten eine Gruppe von Immigranten und Straßburger Handwerkern an, welche die Herrschaft des alteingesessenen, protestantischen und deutschsprachigen Bürgertums herausforderte. Sie machten die Kritik am König zum Ausgangspunkt ihrer Ideologie und warfen gleichzeitig der etablierten Straßburger Führungsschicht vor, bei der Durchsetzung der revolutionären Ordnung versagt zu haben. Der Konflikt entwickelte sich zu einem Kampf um die öffentliche Meinung und um Ämter in der städtischen Verwaltung.[40]

Beide Gruppen, gemäßigte protestantische Patrioten und radikale Immigranten, wollten den Krieg, weil sie sich von ihm eine politische Wende in ihrem Sinne versprachen. Die Gemäßigten teilten die Auffassung der Pariser Feuillantins. Sie gedachten, durch einen ersten Schlag gegen die äußeren Feinde freie Hand zu bekommen, um ihre inneren Gegner in die Schranken weisen zu können. Dies wiederum sollte die europäischen Großmächte beruhigen und einen größeren Krieg verhindern.[41] Das Kon-

irgend einen seiner Bürger zu beleidigen. Wir kommen bloß darum, um diejenigen anzugreifen, welche sich wider unser und ihr Vaterland zu Feindseligkeiten rüsten."

40 H. Gough, Politics and Power. The Triumph of Jacobinism at Strasbourg 1791–1793, in: Historical Journal 32, 2 (1980), S. 327-352.

41 Attar, La France déclare la guerre (Anm. 30), S. 92-121.

zept der jakobinischen Fraktion des Clubs kam in einer Rede des Mitglieds Gaspard Noisette gegen den feuillantinischen Kriegsminister Narbonne zum Ausdruck.[42] Noisette versuchte seine Gesinnungsgenossen zu überzeugen, daß die Narbonnesche Kriegskonzeption anti-jakobinische Züge trug. Er verlieh der Hoffnung Ausdruck, daß ein Krieg die revolutionäre Entwicklung vorantreiben und die jakobinische Partei an die Macht bringen würde.

Ein politischer Vorstoß des *Conseil général de la Commune* brachte das Faß zum Überlaufen. Das Gremium hatte darüber debattiert, ob es angesichts des nahenden Krieges sinnvoll sei, die östlichen Grenzstädte in den Kriegszustand zu versetzen.[43] Die Jakobiner interpretierten diese Maßnahme als Versuch, die innere Opposition zum Schweigen zu bringen. Sie protestierten lautstark gegen solche Pläne. Am 5. Februar 1792 brach der Club auseinander. Er spaltete sich in eine jakobinische und eine gemäßigte Fraktion, die sich in den folgenden Monaten erbittert bekämpften.

Ein Volk von Feinden

Der „Befreiungskrieg" begann offiziell mit der Kriegserklärung im April 1792; die „Befreiung" Deutschlands erst im September, als nach der Kriegswende in Valmy die französische Gegenoffensive unter General Custine anrollte. Custine eroberte in wenigen Wochen das Rheinland und drang sogar bis Frankfurt vor. In den besetzten Gebieten bemühte sich die Militäradministration, die politischen Strukturen nach revolutionären Grundsätzen umzugestalten.[44] Im gleichen Zeitraum entstand in Frankreich durch die „zweite Revolution" vom 10. August 1792 eine neues Regime und eine neue Machtkonstellation – dies galt auch für Straßburg. Die gemäßigte Stadtverwaltung unter dem Bürgermeister Dietrich hatte sich geweigert, den Regimewechsel mitzuvollziehen und war noch im August suspendiert worden. Auch wenn die radikalen Kräfte der jakobinischen Fraktion nicht sofort das Ruder in die Hand nehmen konnten, war doch die Macht der Gemäßigten vorerst gebrochen. Sie bemühten sich, in den folgenden Wahlen und durch verstärktes Engagement in den städtischen Sektionen zurück an die Spitze zu kommen. Dies scheiterte jedoch am wiederholten Eingreifen der Zentralgewalt, die dafür sorgte, daß die Jakobiner im Januar 1793 die Führung übernahmen.[45]

---

42 Clubprotokoll vom 27. Dez. 1791, in: Heitz, Les sociétés politiques (Anm. 25), S. 169.

43 Art. „Extrait des registres du conseil général de la Commune de Strasbourg", du 21 Janvier 1792, in: Courrier de Strasbourg Nr. 30, 4. Feb. 1792.

44 T.C. W. Blanning, Reform and Revolution in Mainz 1743–1801, London 1974; F. Dumont, Die Mainzer Republik von 1792/93. Studien zur Revolutionierung in Rheinhessen und der Pfalz, Alzey 1982.

45 H. Gough, Politics and Power (Anm. 40), S. 327-352.

Trotz des Ringens um die Vorherrschaft in Straßburg machten es sich die Straßburger Jakobiner zur Aufgabe, die Revolutionierung von Mainz mit ganzer Kraft zu unterstützen. Das Mitglied Daniel Stamm spielte bei der Einnahme und auch nach der Kapitulation von Mainz eine besonders wichtige Rolle. Im großen Saal des kurfürstlichen Schlosses zu Mainz rief er am 23. Oktober 1792 die konstituierende Sitzung des Mainzer Jakobinerclubs zusammen. Die Teilnehmer der ersten Sitzung, vor allem Studenten der Mainzer Universität, verfaßten einen Brief an den Straßburger Club, der die Bitte um Affiliation enthielt; gleichzeitig forderten sie eine Kopie des Straßburger Vereinsreglements an, das für die Mainzer Neugründung als Vorbild dienen sollte.[46]

Der Brief aus Mainz erreichte den Straßburger Jakobinerclub am 27. Oktober 1792, kurz nach der Nachricht von der Kapitulation der Stadt. In der Sitzung, die feierlich mit der Marseillaise eröffnet wurde, traf man Maßnahmen, um den Mainzer Club zu stützen. Zu Beginn des Monats November erschien eine Delegation aus Straßburg im Mainzer Tochterverein, der unterdessen mehrere hundert Mitglieder hatte. Die Gesandtschaft, der neben Anton Dorsch auch Friedrich Pape angehörte, übergab feierlich die Statuten. Dorsch hielt eine Rede, in der er die Mainzer an die Opfer erinnerte, die Frankreich im Krieg für ihre Befreiung erbracht hatte. Nun sei es an den Mainzern, die neugewonnene Freiheit zu gestalten:

„Ihre heiligste Pflicht ist es nun, Mitglieder dieser Gesellschaft, all Ihre Kräfte aufzubieten, um die wohltätigen Absichten der fränkischen Republik zu befördern, um der Freiheit Gedeihen und Wachstum in Ihrem Lande zu verschaffen."[47]

Dorsch und Pape entwickelten sich zu Leitfiguren der Mainzer Republik; sie gründeten in Worms und Speyer weitere politische Vereine nach Straßburger Vorbild.[48]

Die in Straßburg zurückgebliebenen Jakobiner unterstützten die Mainzer Revolution mit einer Flut von Veröffentlichungen. Die Schrift „Die Mainzer Gefangenen zu Belfort an ihre Landsleute" preist Frankreich als „die beste, die großmütigste aller Nationen"[49] und ruft die Mainzer auf, sich am Kampf gegen die Tyrannen zu beteiligen. Im *Argos* Nr. 36 vom 2. November 1792 veröffentlichte Schneider einen Aufruf „An die Freunde der Freiheit zu Speier, Mainz und Worms", in dem er erklärte, daß die Einnahme von Mainz keine Eroberung, sondern eine Befreiung war. Friedrich

46 H. Scheel (Hrsg.), Die Mainzer Republik, Bd. I: Protokolle des Jakobinerclubs, Berlin 1975, S. 51.

47 Ebenda, S. 115.

48 Die „Rede bei der Eröffnung der Gesellschaft der Freunde der Freiheit und Gleichheit in Worms , von Anton Dorsch, fränkischer Bürger und Komissär der Konstitutionsgesellschaft in Straßburg", die auch als Flugblatt verbreitet wurde findet sich bei H. Scheel, Die Mainzer Republik, Bd. I (Anm. 46), S. 242f.

49 Zit. nach H. Scheel. Die Mainzer Republik, Bd. II, S. 77.

Cotta hatte im November 1792, kurz nach seiner Anreise, eine Serie von Flugblättern verfaßt, welche die Mainzer mit der französischen Verfassung vertraut machen sollte.[50] Währenddessen wurde die Zahl der Mitglieder des Straßburger Jakobinerclubs, die sich für kürzere oder längere Zeit auf den Weg nach Mainz machten, immer größer.[51]

Trotz der intensiven propagandistischen Anstrengungen kam es in Mainz zum Konflikt zwischen der Bevölkerung und der französischen Besatzungsarmee. Das Konventsdekret vom 15. Dezember 1792, das die zwangsweise Demokratisierung der besetzten Gebiete anordnete, wies der Politik der Militäradministration eine neue Richtung. Die schlechte Versorgungslage und die Gefahr einer Rückeroberung der Stadt heizte die Stimmung an. Auch die Emissäre des Straßburger Jakobinerclubs gerieten in den Verdacht, durch Mißwirtschaft und persönliche Bereicherung der Stadt zu schaden. Am Anfang des Jahres 1793 kam es im Mainzer Jakobinerclub zum Eklat. Der Mainzer Jakobiner Hofmann verurteilte in einer langen Rede die politische Vorgehensweise der Protagonisten des Clubs und vor allem der von Straßburg ausgesandten Jakobiner[52]: „Ich muß nun öffentlich Euern Krebsschaden aufschneiden",[53] leitete er seine Ausführungen ein. Den aktivsten Clubmitgliedern Dorsch, Wedekind und Forster warf man vor, einen „Klub im Klub" betrieben und sich gegenseitig zu Präsidenten gewählt zu haben. Besonders hart waren jedoch die Vorwürfe gegenüber Anton Dorsch, dem man inkompetente Amtsführung als Vorsitzender der Allgemeinen Verwaltung von Mainz vorwarf. Dieser Konflikt stellte für die Straßburger Jakobiner, die davon ausgegangen waren, sich mit den Deutschen zu verbrüdern, eine herbe Enttäuschung dar.

Dorsch blieb bis zur Wahl eines „Rheinisch-deutschen Nationalkonvents" im März 1793, welche nur eine äußerst geringe Anzahl von Deutschen an die Urnen brachte, im Amt. Es dauerte jedoch nicht mehr lange bis er mit einigen der aktivsten Jakobiner Mainz verließ. Ihre heimliche Flucht nach Frankreich markierte den Anfang vom Ende der Mainzer Republik, das von inneren Spannungen und vom Herannahen der preußisch-österreichischen Truppen diktiert wurde. Friedrich Cotta blieb bis zum Abzug der französischen Truppen in Mainz. Er wurde nicht müde, auf die Feigheit seiner geflohenen Vereinsgenossen hinzuweisen. Er denunzierte später Dorsch, Haupt und Wedekind beim Straßburger Jakobinerclub und

50 M. Neugebauer-Wölk, Revolution und Constitution (Anm. 21), S. 164-214.

51 Besuch des Straßburger Clubmitglieds Dasil am 8. Nov. 1792 (H. Scheel, Die Mainzer Republik, Bd. I [Anm. 46], S. 152.) Besuch Carl Clauers am 16. Nov. 1792 (ebenda, S. 260.) Besuch des Straßburger Clubmitglieds Kuhn am 13. Nov. 1792 (ebenda, S. 215.) Beitritte von Friedrich Cotta und Andreas Meyer am 5. und 8. November 1792.

52 Wiedergegeben nach dem Augenzeugenbericht Joseph Schlemmers, in: H. Scheel, Die Mainzer Republik, Bd. I (Anm. 46), S. 504-508.

53 Ebenda, S. 504.

sorgte dafür, daß sie aus dem Club ausgeschlossen wurden.[54] Jedoch auch den Jakobinern, die bis zum Ende in Mainz ausgeharrt hatten, wurde in Straßburg kein triumphaler Empfang bereitet. Die Niederlage von Mainz wurde weniger als strategischer Fehler als vielmehr als Ergebnis mangelhaften Revolutionseifers der Besatzungsarmee interpretiert. Soldaten und Propagandisten mußten sich als „traîtres de Mayence"[55] beschimpfen lassen. So endete die Verbrüderung der Völker als Debakel. Die Straßburger Jakobiner hatten nun mit eigenen Augen gesehen, daß selbst die fortschrittlichen Deutschen nicht dem Bild entsprachen, das man sich von ihnen gemacht hatte.

Der Fall von Mainz im Juli und das Trauma von Frankfurt – dort war die deutsche Bevölkerung den französischen Besatzungstruppen beim Anmarsch des preußisch-österreichischen Heeres in den Rücken gefallen – führten zu einem erneuten Wandel im französischen Deutschlandbild.[56] Im März 1793, als in Mainz der rheinisch-deutsche Nationalkonvent gewählt wurde, war in Straßburg der Glaube an die Verbrüderung der Völker schwächer geworden, aber noch nicht völlig verschwunden. Im *Courrier de Strasbourg*, dem wichtigsten Organ der Straßburger Jakobiner, hieß es:

„Aujourd'hui toute l'Europe est conjurée contre nous (...) A la première conscription militaire aucun peuple voisin n'élevoit son cœur vers la liberté; aucune nation ne nous appeloit à son appui; mais aujourd'hui tous les peuples s'éclairent: déjà le Savoisien, le Belge, le Mayençois, le Rauraque, sont libres: L'Allemand, si attaché à ses préjugés, en sent toute la foiblesse, il nous attend en silence"[57]

Auch das deutsche Organ der Jakobiner, der *Argos*, äußerte sich noch vergleichsweise optimistisch:

„Ganz Europa hat uns angegriffen! ruft ihr, allein verbündet mit den Völkern, welche zwischen euch und dem Rhein wohnen, steht ihr (...) furchtbar und kühn

54 Cottas Brief an den Straßburger Jakobinerclub [Arch. Mun. Str., Fonds des Jacobins 5/15/388]: „Le citoyen Dorsch à présent à Paris, et le cit. Wedekind, Médecin, ont tous les deux quitté leurs postes de Représentants du peuple rhéno-germanique à Maience. Les deux déserteurs ne peuvent plus rester membres de la Société populaire de Strasbourg ou de Paris. Cotta." Cotta bestätigte seine Denunziationen gegen Haupt, Wedekind und Dorsch am 26. Okt. 1793 [Arch. Mun. Str., Fonds des Jacobins 5/15/46]. Daniel Stamm, der auch von der Mitgliederliste gestrichen worden war, bat am 5. Nov. um Wiederaufnahme [Arch. Mun. Str., Fonds des Jacobins 5/15/416 und 3/9/119].

55 F. C. Heitz, Les sociétés politiques (Anm. 25), S. 259.

56 F. Dumont, Befreiung oder Fremdherrschaft? Zur französischen Besatzungspolitik am Rhein im Zeitalter der Französischen Republik, in: R. Hüttenberger/H. Molitor, Franzosen und Deutsche am Rhein, S. 96ff.

57 Art. „Strasbourg. Société des Jacobins. Discours prononcé par un citoyen, après la lecture du décret de la convention sur les recrutements.", in: Courrier de Strasbourg Nr. 58, 8. März 1793.

vor den übrigen sehr verstreuten Nationen, sie kämpfen für Vorurteile und Despotismus, ihr kämpft für Menschenrechte und Freiheit."[58]

Nicht mehr mit allen Völkern, sondern nur noch mit dem besetzten Rheinland glaubte man sich jetzt verbunden. Das Zitat illustriert den Verfall des Glaubens an die internationale Gemeinschaft der Revolutionsanhänger.

Zu dieser Zeit wurde auch ein älteres Gedicht von Schneider erneut veröffentlicht, das der Enttäuschung über die mangelnde Beteiligung der aufgeklärten deutschen Eliten an Frankreichs Kampf für die Freiheit Ausdruck verlieh. Die gereimte „Epistel an Professor Feder zu Würzburg" beschreibt den deutschen Gelehrten als zu feige, die politischen Regungen, die er durchaus verspürt, in die Tat umzusetzen. Wichtiger als das Leben nach politischen Grundsätzen sind Professor Feder „Titel (...) Fürstengunst und Geld". Er beugt sich der Angst, beschränkt sich auf „Hände falten, mit tiefgesenktem Haupte gehen, gewissenhaft die Fasten halten, und niemand in die Augen sehen."[59]

Nach dem Ende der Mainzer Republik im Juli und gleichzeitig mit dem stetigen Vorrücken der preußisch-österreichischen Armeen auf französischem Gebiet häuften sich jedoch in den Debatten und Publikationen des Straßburger Jakobinerclubs zusehends Angriffe gegen Deutschland, in denen das kosmopolitische Denken keinen Platz mehr hatte. Den Anstoß für den neuen Diskurs gaben die inzwischen angereisten Pariser *Représentants du peuple en mission*, die im August 1793 zur *levée en masse* aufriefen und einen ganz neuen Ton anschlugen. Sie beschrieben den Deutschen nur noch als feindlichen Soldaten; sie bezeichneten ihn als „esclave armé"[60], dessen bloße Anwesenheit den heiligen Boden der Freiheit besudele. Die Deutschen sein „vils serpens"[61], die nicht durch ihre Kraft, sondern nur durch Betrug siegen können. Sie haben nichts Lebendiges, sondern seien „automates stipendiés"[62] die gefühllos zu Grausamkeiten in der Lage seien. Diese Tendenz, die Feinde zu entmenschlichen, verstärkte sich, je größer die Gefahr für Frankreich wurde. Bald waren die Soldaten des Reiches „brigands barbares", „autrichiens antropophages" und „cannibales effrénés", die in elsässischen Dörfern friedlichen Bürgern die Augen ausdrückten, die Hände abschnitten, stillende Mütter und Schwangere mordeten und Alte und Kinder niedermetzelten.[63]

58 Argos, Nr. 29, 23. März 1793, Bd. I, S. 226.
59 Argos Nr. 1, 24. Dez.1793, Bd. IV, S. 6.
60 J. B. Milhaud, Ruamps, Borie: Proclamation des Représentans du Peuple près l'armée du Rhin, 17 août 1793 [Arch. Nat. Paris, AF II 248, doss. 2114, Nr. 8].
61 Ebenda.
62 Ebenda.
63 J. B. Milhaud, Ruamps, Borie Proclamation du 22 Aout 1793, l'an second de la République Française. Aux armes républicains aux armes!, [Arch. Nat. Paris, AF II 248, doss. 2114, Nr. 35].

Berichte über die Behandlung der französischen Kriegsgefangenen in Deutschland bestätigten das Bild von den barbarischen Deutschen. Am 25. August 1793 erreichte die Gesellschaft ein Schreiben vom Hagenauer Distriktsdirektorium, das die Leiden der bei der Rückeroberung von Frankfurt gefangengenommenen Franzosen beschreibt:

„Ce n'est pas assez pour le barbare Autrichien de priver un Français de sa liberté, à l'esclavage il ajoute la cruauté et l'ignominie. Tigres dénaturés, frémissez!"[64]

Ein Unterschied zwischen deutschen Tyrannen und deutschem Volk wurde nicht mehr gemacht, sie wurden kollektiv als ein „un peuple sauvage et féroce" [65] bezeichnet. Als der *Argos* am 28. September 1793 den „Blick auf die gegenwärtige Lage Europens" richtete, war rundum kein Helfer mehr in Sicht, die feindliche Front um Frankreich war geschlossen: „Finsternis umhüllt uns."[66]

Diese Sprache hielt in der Zeit der Terreur, die im Oktober 1793 mit einem Crescendo „außerordentlicher Maßnahmen" einsetzte und mit der Ankunft von Saint-Just und Lebas ihren Höhepunkt erreichte, auch im Club Einzug. Bereits im Verlauf des Spätsommers traten zwei jakobinische Gruppen besonders zutage: Die erste bestand aus frankophonen Jakobinern, die sich vor allem durch ihre Loyalität zu den Volksvertretern auf Mission auszeichneten. Ihr Anführer war der jakobinische Bürgermeister von Straßburg, François Monet. Sein erbitterter Gegenspieler war der deutsche Jakobiner Eulogius Schneider, der eine kleine Gruppe von germanophonen Getreuen um sich versammelt hatte. Wegen seiner Präsenz im Club, wegen seines Journals *Argos* und wegen seiner Tätigkeit als *Accusateur public* gewann Schneider zunächst an Einfluß. Seine wachsendes Aufbegehren gegen die Volksvertreter brachte jedoch seinen Sturz mit sich.

Monet gelang es am Ende des Monats Vendemiaire, seine Partei entscheidend zu stärken. Sein Verbündeter Tétérel gründete die sogenannte *Propagande révolutionnaire*. Diese Gruppe von etwa sechzig Clubbisten aus den umliegenden Departements wurde zu einem wichtigen Werkzeug in der Hand Monets. Die Einführung eines *Gouvernement révolutionnaire* machte der Konkurrenz der beiden Einflußgruppen und auch den Zeiten des „wilden" Terrors ein Ende. Wenige Tage später, am 24. Frimaire wur-

64 F. C. Heitz, Les sociétés politiques (Anm. 25), S. 278.

65 Ebenda. Ähnlich der Aufruf vom 20. Sept. 1794 [Arch. Mun. Str., Fonds 5/15/350]: „Bürger! Wir haben euch vor einiger Zeit die Leiden geschildert, in welchen eine kaltblütige Grausamkeit eure Brüder, die Kriegsgefangenen zu Frankreich, versenkt hält. Dieses Gemälde hat in Euren Seelen den Abscheu vor den Tyrannen und ihren Sklaven befestigen müssen, deren feile Herden feiger Weise von dem Bajonette der Soldaten der Freyheit fliehen, und ihren ganzen Muth in der Rache bestehen lassen, die sie an wehrlosen Menschen ausüben."

66 Argos Nr. 39, 28. September 1793, Bd. III, S. 305.

den Eulogius Schneider und die Richter der Kommission des Revolutionstribunals gefangengenommen. Am 21. Nivôse ordneten die Repräsentanten Baudot und Lacoste die Internierung von elf Straßburger Jakobinern an, von denen drei nach Paris und neun nach Dijon verbracht werden sollten. Unter den elf Verhafteten waren nur wenige frankophone Jakobiner. Die meisten waren entweder Straßburger oder kamen aus Deutschland. Von jetzt an hatten die Frankophonen die wichtigsten Posten inne. Die deutsche Sprache war im Club und auch in der städtischen Politik verpönt. Der Zusammenhang zwischen dem Aufgreifen des Feindbildes vom Deutschen und dem politischen Konflikt zwischen frankophonen und germanophonen Jakobinern im Club ist nur zu offensichtlich.

Zusammenfassung

In den Debatten des Clubs gab es weniger ein Bild von Deutschland als vielmehr ein Bild der Deutschen, das vor allem ihre Haltung zu Frankreich berücksichtigte. In den Jahren zwischen 1790 und 1794 wurden drei verschiedene Gruppen als repräsentativ für das „deutsche Volk" verstanden: erstens die deutschen Jakobiner, zweitens die deutschen Untertanen, welche sich nicht an der revolutionären Bewegung beteiligten, und drittens die deutschen Soldaten. Es waren also jeweils die eindrucksvollsten und politisch relevantesten Erfahrungen mit Deutschen, die das Bild prägten.

Lag diesen drei Bildern eine allgemeine Definition des „deutschen Volkes" zugrunde? Nach den hier ausgewerteten Quellen, war dies nicht der Fall. Eine politische Definition des Deutschen läßt sich nicht finden, denn gerade die politischen Haltungen, die man den Deutschen zuschrieb, wandelten sich ja ständig. Das Bild vom „deutschen Volk" erhielt auch erst spät eine kulturelle Dimension: In der Zeit des Kosmopolitismus war der Sprachunterschied unwichtig; erst in der Zeit des Terrors ging man davon aus, daß alle, welche die deutsche Sprache verwandten – also Deutsche, aber auch Elsässer – als Feinde anzusehen waren. Diese vagen Definitionen des Deutschen waren von einem nationalen Feindbild noch weit entfernt.

Welche Rolle spielte der Straßburger Jakobinerclub bei der Konstruktion der sich wandelnden Deutschlandbilder? Die genauere Untersuchung hat gezeigt, daß der Beitrag des Clubs und das Zusammenspiel zwischen Zentrum und Peripherie in verschiedenen Phasen des Prozesses unterschiedlich war. Die protestantischen Patrioten waren zwischen dem Sommer 1790 und dem Sommer 1791 auf der Suche nach Verbündeten. Sie griffen daher den kosmopolitischen Diskurs auf und formten nach dessen Regeln ein optimistisches Deutschlandbild. Der Beitrag des Clubs bestand in dieser Phase darin, allgemeine Überzeugungen in konkrete Bilder, praktische Erfahrungen und politische Arbeit umzusetzen.

In der zweiten Phase, die unter den Vorzeichen des „Befreiungskrieges" stand, war der Einfluß der Straßburger Jakobiner auf den landesweiten Diskurs deutlicher. Sie waren es, die mit immer neuen Meldungen über die Aktivitäten der Feinde jenseits der Grenze und mit sehr frühen Forderungen nach einem Krieg mit dem Reich die Debatte über einen französischen Angriff anstachelten und vorwärtstrieben.

Zusammen mit den Soldaten und Offizieren der revolutionären Truppen erlebten die Straßburger Jakobiner, wie es in Wirklichkeit um den deutschen Willen zur französischen Freiheit bestellt war. Sie mußten die Erfahrung machen, daß selbst mit den aufgeklärten Deutschen keine Partnerschaft möglich war. Das Scheitern der Mainzer Republik, das unter anderem durch die Berichte der Straßburger Jakobiner dokumentiert und nach Frankreich getragen wurde, trug so zum Verblassen der kosmopolitischen Träume und des Bildes vom guten Deutschland bei. Das Aufkommen des Feindbildes vom Deutschen hatte seine Wurzeln dennoch nicht in Straßburg. Die Repräsentanten aus Paris brachten sie in ihrem Reisegepäck mit. Im Straßburger Club waren es die Frankophonen, die sie aufgriffen und für die Auseinandersetzung mit den Germanophonen instrumentalisierten.

Straßburg und sein Jakobinerclub waren also durchaus aktiv an der Verfertigung der Deutschlandbilder beteiligt, ohne daß man deshalb sagen könnte, daß diese von der Peripherie her bestimmt wurden. Es gab offenbar eine Wechselwirkung zwischen einer allgemeinen Haltung zum Ausland und konkreten Bildern und Berichten, für die vornehmlich die Straßburger zuständig waren. Sie wurden von den Parisern als Spezialisten für Deutschland anerkannt. Straßburg war der Ort, an dem Frankreich seine konkreten Erfahrungen mit Deutschland sammelte, und das gab den dortigen Jakobinern Gestaltungsmöglichkeiten. Sie nutzten sie, weil und wenn die Produktion von Bildern für sie auch innenpolitische Bedeutung hatte.

Céline Trautmann-Waller

Deutsche Literatur zwischen Kulturtransfer und Mythologisierung. Georg Witkowski, ein jüdischer Germanist in Leipzig?

Kurz gefaßt könnte man sagen, daß Georg Witkowski ein in Berlin geborener, größtenteils in Leipzig aufgewachsener und ausgebildeter Germanist war, der, nach einer alles andere als glanzvollen Karriere an der Leipziger Universität, 1933, als Jude, ohne Rente in den Ruhestand versetzt wurde und 1939 sechsundsiebzigjährig im Exil in Holland starb. Die Gegenüberstellung Kulturtransfer und Mythos verweist auf eine für mich herausragende Spannung in seiner wissenschaftlichen Arbeit. Einerseits hat er durch seine Arbeiten über die deutsche Literatur des 17. Jahrhunderts – das heißt über Martin Opitz, über die Übersetzungen Diederichs von dem Werder und über die Vorläufer der Anakreontiker – gezeigt, wie sehr die deutsche Literatur, und man könnte darüber hinaus wohl die deutsche Kultur sagen, durch die Nachbildung fremder Muster von einer gewissen Roheit bis zur wahren Poesie aufstieg. Weit von Betrachtungen über Volksgeist oder germanische Vergangenheit entfernt, ohne aus den Dichtern mythologische Gestalten zu machen, verfolgt seine äußerst historische Betrachtungsweise die Verflechtungen des historischen Geschehens, der Gesellschaft und des literarischen Lebens, letzteres auch in seiner Materialität. Seine Arbeiten haben einen ganz eigenen Ton, der unter anderem durch eine gewisse Ironie gekennzeichnet ist, die weder vor der Darstellung der Anbiederung der Hofdichter noch der des hemmenden Einflusses der katholischen oder protestantischen Orthodoxie für das geistige Leben zurückschreckt. Zu den damals üblichen Betrachtungsweisen der Literatur, besonders in der akademischen Produktion, bilden seine Texte einen relativ starken Kontrast.

Ein anderes Feld seiner Arbeit waren, wie oft hervorgehoben wurde, das 18. und das 19. Jahrhundert. Hier erscheint Witkowskis Stellung ganz anders. Seine wissenschaftliche Tätigkeit in diesem Bereich besteht vor allem aus wissenschaftlichen Ausgaben (Lessing, Schiller, Goethe) und populärwissenschaftlichen Schriften (eine Biographie Goethes[1], eine Geschichte des deutschen Dramas im 19. Jahrhundert[2]) und ist vor allem volkspäda-

1 G. Witkowski, Goethe, Leipzig 1899.

2 G. Witkowski, Das deutsche Drama des neunzehnten Jahrhunderts in seiner Entwicklung dargestellt, Leipzig 1904.

COMPARATIV 10 (2000), Heft 1, S. 81-94.

gogischen Zielen gewidmet. Die Klassiker bleiben für ihn der die Zeit überdauernde Schatz, an dem sich das deutsche Volk fortbilden könne und müsse. So hat Witkowski durch manche seiner Arbeiten an der Errichtung des literarischen Mythos der deutschen Klassik eifrig mitgearbeitet.

Der Untertitel meines Beitrags mit dem Fragezeichen verweist auf den wesentlichen Einschnitt, den die Machtübernahme der Nationalsozialisten für Witkowski bedeutete. Er selbst führte seine verhinderte Karriere in persönlichen Aussagen auf seine jüdische Abstammung zurück, er scheint sich jedoch nie öffentlich gegen antijüdische Ressentiments gewehrt zu haben. Nie treten Juden oder jüdische Themen in seinen Arbeiten auf, nie hat er öffentlich zu dem Antisemitismus in Deutschland Stellung genommen. Wer weiß, ob er sich selbst überhaupt als Jude verstanden hat?

Aus seinen Versuchen, sich trotz der Benachteiligung in der akademischen Welt eine wissenschaftliche Existenz zu sichern, wobei über Buchkritik, öffentliche Vorträge, Herausgebertätigkeit und Vereinswesen auch andere Wege gesucht wurden, um der eigenen Auffassung der Literatur eine Wirkung in der Öffentlichkeit zu ermöglichen, ergibt sich ein Profil, das er mit anderen Germanisten jüdischer Abstammung vom Ende des 19. und dem Anfang des 20. Jahrhunderts gemeinsam hat. Ich denke hier trotz der Unterschiede in der Spezialisierung, der Methode oder der Zugehörigkeit zu einer Schule zum Beispiel an Ludwig Geiger, Richard Moritz Meyer oder Eduard Behrend.

Witkowskis eigenen Weg möchte ich nun in drei Etappen verfolgen: Witkowski der Schüler Michael Bernays', Witkowski und Leipzig, Witkowski der Jude.

1. Die Beziehung zur deutschen Literatur oder: der Schüler von Michael Bernays

Wieso Witkowski Germanist wurde, können wir heute nur noch schwer bestimmen. Sicher ist, daß dies nicht von Anfang an seine Absicht war und daß er sich erst während der fünf Semester, die er in München verbrachte, als begeisterter Germanist erwies. Hier studierte er alte und neue Philologie, vor allem bei Conrad Hofmann und Michael Bernays, die sich beide durch ihre europäische Vision der deutschen Literatur auszeichneten. Als Professor der altdeutschen und altromanischen Sprachen verlangte Hofmann, daß die mittelhochdeutsche Dichtung im engsten Anschluß an die altfranzösische erforscht werde. Sein Leitgedanke war der Nachweis der Wechselbeziehungen zwischen Deutschen und Franzosen im Mittelalter. Bernays interessierte sich für die Übersetzungen, durch die die Deutschen mit anderen Literaturen Europas in Kontakt gekommen waren, und für die „Aneignungsprozesse" des Fremden im allgemeinen. War es ein Zufall, daß Bernays, der dann Witkowskis Doktorvater wurde, ebenfalls jüdischer Abstammung war, und hat dies die Identifikation mit ihm, die man bei

Witkowski deutlich bemerkt, vielleicht erleichtert? Auch das ist heute nicht mehr nachzuweisen. Fest steht nur, daß der Sohn des orthodoxen Hamburger Rabbiners und Bruder des großen Altphilologen Jacob Bernays, der sich durch seine Taufe mit seiner Familie verfeindet hatte und der 1873 in München als erster in Deutschland zum Professor für neuere Sprachen und Literaturen ernannt wurde, für Witkowski zu einer Vaterfigur in der Forschung wurde.

Wie sehr diese Wahl mehr als Karriereüberlegung oder reiner Zufall war, beweist die Mühe, die sich Witkowski nach Bernays Tod gegeben hat, um das Andenken seines ehemaligen Lehrers zu wahren. Nach dem Tode Bernays hatte der Berliner Germanist Erich Schmidt die Fortführung der Ausgabe von dessen Schriften übernommen, diese aber bereits mit dem zweiten Band beendet. Indem er auch die Reaktion anderer Kollegen aufgriff, wehrte sich Witkowski gegen das, was er als ein geschmälertes Bild des großen Germanisten Bernays und eine verschlampte Huldigung ansah, und gab zwei weitere Bände der Schriften heraus.[3] Seine Einführung und die Wahl der Texte zeigen, wie sehr er versucht hat, die schwierige Synthese, die das Wesen dieses Mannes begründete, und die er wohl selbst in seinem Leben nachvollziehen wollte, aufrechtzuerhalten: auf der einen Seite Philologie als strenger Dienst am Wort, Einbindung der deutschen Literatur in den europäischen Kontext, Begründung einer wissenschaftlichen Germanistik gegen den Dilettantismus, und auf der anderen Seite ein nationales Pathos, das eine Beteiligung an der Errichtung der Germanistik als Dienst an der Nation bedeutete.

Die rege Editionstätigkeit von Bernays, die in einem ähnlichen Geist von Witkowski weitergeführt wurde, ließ sich besonders gut als Dienst am Werk definieren.[4] Was Witkowskis Volkspädagogik betrifft, so war sie eine modernere Version von Bernays glühendem Patriotismus und von seiner Auffassung der philologischen Arbeit als „vaterländische Pflicht"[5], ein Ausdruck, den Witkowski übernommen hat. Michael Bernays Samm-

3 M. Bernays, Schriften zur Kritik und Literatergeschichte, Bd. I (Hrsg. M. Bernays), Stuttgart 1895, Bd. II (Hrsg. E. Schmidt), Leipzig 1898, Bde. III-IV (Hrsg. G. Witkowski), Leipzig 1899.

4 Sie scheint somit eine Anekdote von Viktor Klemperer zu bestätigen. Dieser beschreibt die seltsame Taktik, mit der die jüdische Germanistin Elsa Glauber im nationalsozialistischen Deutschland ihre Bibliothek vor der Konfiszierung nicht-jüdischer Bücher durch die Polizei rettet: „Hieß der Herausgeber eines Bandes Richard M. Meyer, so hob Elsa Glauber den Schleier des M. und setzte für die Abkürzung den Vornamen ein, oder sie machte auf das Judentum des Germanisten Pniower aufmerksam, oder sie belehrte die Suchenden darüber, daß der eigentliche Name des berühmten Gundolf der Judenname Gundelfinger sei. Es gibt unter den Germanisten so viele Nichtarier, daß unter dem Schutz dieser Herausgeber sich Goethes und Schillers Werke und viele andere in ‚jüdische Bücher" verwandelten.", in: V. Klemperer, LTI. Die unbewältigte Sprache. Aus dem Notizbuch eines Philologen (Ausg. München 1969, S. 193).

5 M. Bernays, Über Kritik und Geschichte des Goetheschen Textes, Berlin 1866, S. 89.

lertätigkeit (er besaß zu seiner Zeit eine der größten Privatbibliotheken in Deutschland) fand in Witkowskis eigener Leidenschaft für Bücher eine Fortführung, wobei dessen Beteiligung an der deutschen Bibliophilie sie durch eine modernere Form der Buchgeschichte erweiterte. In der Wahl seines Dissertationsthemas stand Witkowski Bernays ebenfalls sehr nah. Dieser hatte seinerzeit die Shakespeare-Übersetzung von A. W. Schlegel bearbeitet. Witkowski arbeitete über die Übersetzungen aus dem Italienischen des Mitglieds der Fruchtbringenden Gesellschaft, Diederich von dem Werder, der sich zur Zeit von Opitz die Hebung und Reinigung der Literatur zum Ziel gesetzt hatte. Daß Witkowski somit äußerst bewußt über eine Zeit arbeitete, in der die deutsche Literatur sich noch in einer Entstehungsphase befand, beweist folgender Satz seiner Einleitung: „Am spätesten von allen Kulturvölkern Europas erhielt das deutsche eine geregelte Form seiner Kunstdichtung."[6] Und weiter

„In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts ging in Deutschland beklagenswerter poetischer Impotenz das Streben zur Seite, eine höhere Literatur zu schaffen, und das einzige Mittel, welches sich hierzu darbot, war Nachbildung fremder Dichtungen, fremder Formen."[7]

Er skizziert somit die höchst europäische Konstellation (Frankreich, England, Spanien und Italien), in der die deutsche Literatur entstand. Vielleicht könnte man sagen, daß sowohl Bernays als auch Witkowski besonders aufmerksam waren gegenüber solchen Phänomenen der Übersetzung und „Aneignung" (man vergleiche, wie Bernays die Rolle Shakespeares für die deutsche Kultur analysiert), die nach einem Schema funktionierten, das auch ihre eigene Akkulturation oder die der ihnen vorhergehenden Generationen deutscher oder osteuropäischer Juden erklären konnte.

Die europäische Einbindung der deutschen Literatur, die damit erzielt wurde, steht ziemlich deutlich im Gegensatz zur immer stärker germanisierenden Tendenz der Literaturwissenschaft und erinnert auch an die komplexe Konstellation der Forschungen über die Literatur des Barock, in der Richard Alewyns Projekt einer europäischen Barockforschung einige Jahre später „ein Gegenbild zur deutsch-nationalen, preußisch-protestantischen Ideologie darstellt".[8] Für Germanisten wie Alewyn wurde Opitz, als wirklicher Gründer der deutschen Sprache, dann ein positiver Gegenpol zu Luther, der für den sinnesfeindlichen, strengen Protestantismus stand. Bei Witkowski hingegen wirkt es so, als hätte er im voraus gegen den Gründungsmythos Opitz angekämpft, vielleicht manchmal etwas unobjektiv. Er

6 G. Witkowski, Diederich von dem Werder. Ein Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte des 17. Jahrhunderts, Leipzig 1887, S. 1.

7 Ebenda, S. 68.

8 R. Weber, Richard Alewyns Projekt einer europäischen Barockforschung. Ich danke Frau Regina Weber, die mir ein Exemplar ihres im Druck befindlichen Beitrags zu einer Festschrift gab.

macht ihn nicht zum Helden, zur mythischen Figur, sondern unterstreicht einerseits die Mängel seiner dichterischen Produktion, andererseits die Schwächen seiner Persönlichkeit:

„Als Martin Opitz mit seinen ersten Gedichten hervorgetreten war, erscholl zum ersten Male in ganz Deutschland der freudig begeisterte Ruf: Habemus poëtam, jener Ruf, der das glühende nationale Verlangen, am Wettbewerb der Völker um die Palme poetischen Ruhmes teilzunehmen, bezeichnete. Über ein Jahrhundert hindurch ward er immer wieder dem Ausland entgegengetragen, ohne daß wirkliche Leistungen ihm tatsächliche Berechtigung verliehen hätten (...)"[9]

Der Erfolg von Opitz lasse sich demnach nicht durch seine dichterischen Leistungen erklären, sondern dadurch,

„daß er sich als Dichter mit einer nie zuvor gesehenen Geschicklichkeit eine soziale Stellung innerhalb der höchsten Kreise der Gesellschaft, des Adels und der Gelehrten, zu verschaffen gewußt hatte. Er schuf seine Theorien recht eigentlich für diese Kreise, er kam mit denselben dem Dilettantismus (...) entgegen."[10]

Mit der Wahl des Themas seiner Habilitationsschrift, *Die Vorläufer der anakreontischen Dichtung in Deutschland und Friedrich von Hagedorn*, führt Witkowski diese Analyse des Ursprungs der modernen deutschen Literatur fort. Wieder einmal geht es um Nachahmung, um Nachbildung und ihre konstitutive Rolle für die deutsche Literatur, wobei die Beschreibung des Prozesses hier zum Teil noch verfeinert wird. Wieder einmal zeigt Witkowski,

„wie wenig es den deutschen Dichtern des 17. Jahrhunderts gelang, die fremden Gedanken und Formen, deren Nachbildung sie nun einmal als ihre Aufgabe betrachteten, wiederzugeben (...)"[11]

Erst mit dem Anfang des 18. Jahrhunderts habe sich diese Lage verändert, und dies aber, seiner Analyse nach, vor allem dank des französischen Einflusses. Trotzdem blieb die Nachbildung

„lange eine äußerliche, denn während in Frankreich die leichten Verse von Weltleuten in Spitzenjabot und Soutane ohne Mühe hingeworfen wurden, weil sie durch Inhalt und Sprache den Ton der Kreise, in denen sie entstanden, wiedergaben, war in Deutschland der mittlere, in streng ehrbarer Sitte gefestigte Bürgerstand seit langem der Träger der Poesie, ihre Förderer waren Gelehrte und einzelne Adelige, die sich zu einer flüchtigen Liebschaft mit der deutschen Muse herabliessen."[12]

9 G. Witkowski, Diederich von dem Werder (siehe Anm. 6), S. 59.
10 Ebenda, S. 59.
11 G. Witkowski, Die Vorläufer der anakreontischen Dichtung in Deutschland und Friedrich von Hagedorn, Leipzig 1889, S. 17.
12 Ebenda, S. 37.

Erst mit Hagedorn sei es der deutschen Dichtung gelungen, durch die Nachbildung eine neue deutsche Dichtung zu schaffen, „die durch die Vereinigung der bei den Vorbildern vereinzelt vorhandenen Eigenschaften ein eigenartiges nationales Gepräge erhält."[13]

Um solch eine reiche Darstellung der komplexen Verflechtungen und Aneignungsprozesse zu geben, brauchte Witkowski nicht nur eine tiefe Kenntnis der deutschen Literatur und des ganzen europäischen Kontextes, sondern auch eine relativ große Vorurteilslosigkeit, die den zum Teil mythologisierenden Ergebnissen der Erforschung des deutschen Mittelalters und der Errichtung eines literarischen Pantheons zuwiderlief. So beschreibt er zum Beispiel das Scheitern mancher durch deutsche Dichter geleisteten tölpelhaften Nachbildungen mit einer besonders humorvollen Respektlosigkeit und schreckt nicht daver zurück, ein urdeutsches Symbol wie das Biertrinken im Vergleich zum vergeistigten Weingenuß zu verulken:

„(...) in der Dichtung eines Finkelthaus, eines Berehme waltet die Roheit und die Zote, wenn sie lieben, die dicke tabakgeschwängerte Kneipenluft, wenn sie trinken. Es ist in der That wahr, was Johann Friedrich Löwen, der selbst zu den Anakreontikern gehört, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von den Dichtern dieser Art urteilt: ‚Ihre Weinlieder waren keine begeisterten Lieder des Bacchus, es waren deutsche Bierchansons. Man sahe es den Liedern gar nicht an, daß den Dichter der flüchtige Geist des Weins erhitzt hatte. Seine Verse taumelten und stolperten ebenso schwer, wie ein guter Bauernlimmel, der sich mit zu vielem Merseburger überladen hat.'"[14]

Keine Aussage von Witkowski gibt Anlaß dazu, hierin eine bewußte Herausforderung zu sehen, und doch muß man versuchen sich vorzustellen, wie sehr diese ironische Nüchternheit 1889 einer Provokation gleichkam. Ich glaube deshalb, daß man die Beschuldigung des Dresdener Ministeriums von 1933, Witkowski habe in seinen Vorlesungen „eine Art Literaturbetrachtung gepflegt (...), die das nationale Empfinden der Hörer erheblich verletzt hätte",[15] durchaus ernst nehmen muß, daß heißt nicht als Ausrede, um die Ausweisung des Juden zu legitimieren, sondern als Vorgehen gegen eine Literaturauffassung, die in ihrer nüchternen, harmlos wirkenden, aber präzisen Art durchaus als gefährlich empfunden werden konnte.

Wie läßt sich nach all dem erklären, daß Witkowskis Arbeiten über das 18. und 19. Jahrhundert so versöhnlich, so klassisch ausfallen? Die Einsichten in das höchst gemischte Wesen der deutschen Literatur des 17. Jahrhunderts übertrug er nicht auf die Klassiker, von deren Faszination er sich nie ganz los machte, wie es in folgender Aussage deutlich zum Ausdruck kommt:

---

13 Ebenda.

14 Ebenda, S. 7.

15 Zitiert in: Ch. Foerster, Nachwort, in: G. Witkowski, Geschichte des literarischen Lebens in Leipzig, Leipzig 1909, Nachdruck München 1994, S. IX.

„Mag in der Tat manches in den Anschauungen vor hundert Jahren anders gewesen sein und heute überlebt erscheinen, die große Gesinnung, die feurige Begeisterung für alles Edle und Hohe und die reine, leicht verständliche Form lassen die Werke unserer Klassiker noch immer als die beste, als die unentbehrliche geistige Nahrung für das deutsche Volk erscheinen."[16]

Es ist in diesem Zusammenhang interessant, daß Witkowskis Biographie Goethes im Unterschied zu seinen anderen Werken als vollkommen veraltet, „unlesbar" wie Walter Dietze sagt, erscheint. Es wirkt so, als spräche er hier nicht die eigene Sprache, als habe er hier eine symbolische „Pflichtübung" geleistet, allerdings mit großer Überzeugung. Bei Witkowski wie bei Bernays scheint die Goethe-Biographie, und darüber hinaus die Bearbeitung der deutschen Klassiker, vor allem als Indikator der Beziehung zur deutschen Nation zu funktionieren.

2. Witkowski und Leipzig

Wenn das Jüdische in Witkowskis Arbeiten nicht als solches auftritt, so sind seine Arbeiten hingegen oft eng mit der Stadt Leipzig verbunden. Einerseits läßt sich diese Tatsache dadurch erklären, daß die Erkundung literarischer Bezüge durch Funde in den Leipziger Bibliotheken oder Archiven von dem dort lebenden Witkowski mit Leichtigkeit geleistet werden konnten. Dies erklärt seine Forschungen zu Lessings Leipzig, zu Goethes Leipziger Zeit oder zu Christian Reuters Biographie. Darüber hinaus erscheint Witkowskis Werk jedoch noch tiefer durch Leipzig geprägt.

Was die Stimmung an der Universität Leipzig betrifft, so scheint Witkowski sich hier relativ gut eingelebt zu haben. Zwei leitende Figuren dieser Universität am ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert, der Historiker Karl Lamprecht und der Psychologe Wilhelm Wundt, werden von ihm in seinen Vorträgen erwähnt, und das Buch über die Geschichte des literarischen Lebens in Leipzig bedeutete die Mitarbeit an einem durch Lamprecht geführten Projekt. Leipzig war, was die Medizinische Fakultät betraf, zwar als eine der deutschen Universitäten bekannt, in denen die Rückstellung jüdischer Dozenten am ungehemmtesten durchgeführt wurde, doch im germanistischen Bereich scheint Witkowski oft durch Studenten und Kollegen unterstützt worden zu sein. Über die Universität hinaus war Witkowski durch eine Reihe von Vereinen, Schulen und Zeitschriften eng am literarischen und kulturellen Leben der Stadt beteiligt. Seine Verehrung für die deutsche Klassik erklärt, daß er jahrelang der Vorsitzende des Schiller-Vereins war, seine volkspädagogische Einstellung, daß er zu den ersten Dozenten der Volkshochschulbewegung gehörte und, wie viele jüdische und nicht-jüdische Professoren der Universität, an der von der

16 Georg Witkowski, Was sollen wir lesen und wie sollen wir lesen, Vortrag gehalten im Auftrag des Vereins für Volksunterhaltungen in der Alberthalle zu Leipzig, Leipzig o.J., S. 17.

Frau des liberalen Leipziger Rabbiners, Henriette Goldschmidt, 1911 gegründeten Hochschule für Frauen teilnahm.[17] Einblick in diese verschiedenen Tätigkeiten liefern sein Buch über die Geschichte des deutschen Dramas im 19. Jahrhundert, das direkt aus öffentlichen Vorträgen hervorgegangen ist, oder die gedruckte Fassung des Vortrags „Was sollen wir lesen und wie sollen wir lesen".[18]

Bekannt ist vor allem Witkowskis Rolle in dem Leipziger Bibliophilen-Abend, den „Leipziger Neunundneunzig", deren Geschichte – von der Kameradschaft der Anfänge bis zum übertriebenen Prunk der letzten Jahre – er in seinen Erinnerungen festgehalten hat. Über Liebhaberei, Sammlermacken und Technizität hinaus betraf die beginnende Bibliophilie das Buch in seiner Herstellung, an der Verleger, Drucker, Buchbinder und Illustratoren beteiligt sind, das Buch als Ware, die durch Buchhändler und Buchmessen an das Lesepublikum kommt und durch Buchkritik, Rezensionen und Reklame gefördert wird. Dies mag dazu verleitet haben, das Buch nicht nur als geistiges, sondern auch als gesellschaftliches Produkt zu sehen, was Witkowski in manchen seiner Analysen versuchte. In diesen Rahmen gehört auch die lange Zeit von Witkowski herausgegebene *Zeitschrift für Bücherfreunde*, die sich neben ihrem Spezialgebiet der Bibliophilie auch der Buchkritik widmete.

Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß Witkowski durch die Stimmung dieser Stadt seinen Sinn für die Materialität des Buches und überhaupt des literarischen Lebens als Handel mit Büchern entwickelte. Vielleicht wurde selbst seine kritische Auseinandersetzung mit den verschiedenen Formen wissenschaftlicher und nicht-wissenschaftlicher Editionen durch den Umgang mit Verlegern veranlaßt.[19] So gehörten zu Witkowskis Freundeskreis neben Bibliophilen (wie Fedor von Zobeltitz oder Carl Schüddekopf) auch viele Leipziger Verleger, so der Seemann-Verleger Gustav Kirstein, der Verleger und Goethe-Sammler Anton Kippenberg, der 1905 die Leitung des Insel-Verlages übernahm und mit seinen Projekten ein neues Kapitel der deutschen Verlagsgeschichte eröffnete. Der Verlagsleiter und Schriftsteller Friedrich Michael war ein ehemaliger Student von Witkowski und lebte eine Zeitlang in dessen Wohnung, so daß wir ihm einige Aufzeichnungen über das Privatleben Witkowskis verdanken. Durch Witkowski wurde er mit Anton Kippenberg bekannt, der ihn dann in den Insel-Verlag aufnahm.

17 Siehe A. Kemp, Henriette Goldschmidt. Vom Frauenrecht zur Kindererziehung, in: Judaica Lipsiensia. Zur Geschichte der Juden in Leipzig, hrsg. von der Ephraim Carlebach Stiftung, Leipzig 1994, S. 33-53, hier S. 45 u. 49.

18 Siehe Anm. 16.

19 Siehe G. Witkowski, Textkritik und Editionstechnik neuerer Schriftwerke. Ein methodologischer Versuch, Leipzig 1924.

Witkowski hat in dem regen Buchhandel der Stadt einen ihrer Pluspunkte gesehen, von dem die Bewohner nicht genug Nutzen ziehen würden. Ihr geringer Sinn für Literatur schien ihm um so erstaunlicher,

„da in Leipzig eine Reihe günstiger Umstände für das Verständnis des Wesens literarischer Produktion zusammentrafen und das Walten eines liberalen Geistes zu begünstigen schienen. Leichter und schneller als an irgendeinem andern Orte waren neue Werke hier zu erlangen. Die regelmäßige Berührung mit den jährlich dreimal die Stadt überflutenden Scharen von Kaufleuten aus aller Herren Ländern konnte den Sinn der Einwohner weiten, und der ausgebreitete Großhandel schuf Reichtum und Freude an allem Schmuck des Daseins."[20]

Er selbst hat diese Atmosphäre der Stadt in seinem eigenen Leben dann fruchtbar gemacht, denn das, was er hier für das 15., 16. und 17. Jahrhundert beschrieb, gah durchaus auch noch für seine Zeit und bedeutete zum Teil eine Projizierung des persönlich Erlebten in die Vergangenheit.

Die kritische Identifikation mit Leipzig zeigt sich besonders deutlich in dem 1909 erschienen Buch *Geschichte des literarischen Lebens in Leipzig*, in dem Witkowski den Ton seiner Arbeiten über das 17. Jahrhundert wiederfand. Dieses Buch wurde zwar aus Anlaß des fünfhundertjährigen Jubiläums der Universität Leipzig im Auftrag der Historischen Kommission als Teil eines Gesamtprojektes „Geschichte des geistigen Lebens in Leipzig" geschrieben, war also gewissermaßen eine Auftragsarbeit, doch es wird stets hervorgehoben, mit welchem Eifer Witkowski sich hier ans Werk machte. Dies erklärt das beeindruckende Ergebnis und die Tatsache, daß man hierin eine Leistung gesehen hat, die „ganz und gar seinem ureigensten Wesen entsprungen" sei.[21]

Witkowski muß dieses Projekt, ein Kapitel der Literaturgeschichte aus der Sicht einer Stadt zu schreiben, als sehr anspruchsvoll empfunden haben. Er bewies somit, daß es durchaus einen Sinn hatte, eine Stadt als eine Einheit des literarischen Lebens zu betrachten, und nicht nur ein Werk, eine Biographie oder eine Nation. Interessant ist, daß der Berliner Germanist Ludwig Geiger, der Sohn des liberalen Rabbiners Abraham Geiger, als Ergebnis eines ähnlichen, aber aus persönlicher Initiative entstandenen Unternehmens, 1892 sein Buch *Berlin 1688–1840. Geschichte des geistigen Lebens der preußischen Hauptstadt* herausgegeben hatte, mit deutlichem Hinweis auf die Rolle der Juden für dieses geistige Leben. Beide scheinen als „Neuankömmlinge" besonders empfindlich gewesen zu sein für den mehr oder weniger fruchtbaren Boden, den diese Städte in ihrem eigentümlichen Wesen für das Entstehen eines geistigen, literarischen Lebens bildeten.

20 G. Witkowski, Geschichte des literarischen Lebens in Leipzig (siehe Anm. 15), S. 2.

21 W. Dietze, Georg Witkowski (1863–1939), in: Bedeutende Gelehrte in Leipzig, Leipzig 1973, S. 197-208, hier S. 205.

Wie so viele seiner Arbeiten beginnt auch dieses Buch Witkowskis mit einer lapidaren, halb ironischen Behauptung: „Was Leipzig geworden ist, verdankt es dem Handel."[22] Und ironisch wird die Beschreibung Leipzigs oft genug ausfallen. So habe die Stadt in dem Bereich der Dichtung nichts Großes geleistet, weil „der genius loci Leipzigs aller Phantasiebetätigung widerstrebt".[23] Manchmal scheint Witkowski sogar mit einem fast bitteren Ton auf eigene Erlebnisse und Enttäuschungen hinzuweisen:

„(...) das literarische Interesse und Verständnis der Bevölkerung hat nie einen gewissen Durchschnittsgrad überstiegen. Leipzig verhielt sich neuen geistigen Bewegungen gegenüber stets ängstlich zurückhaltend oder gar feindselig. Staatsbehörden, Bürgerschaft und Universität waren jedem kühnen Wagnis abhold und begegneten den selbständigen Geistern und den Neuerern mit verbissenem Ingrimm, zwangen sie, aus der Stadt zu weichen, oder machten ihnen wenigstens das Leben darin schwer."[24]

Auf diesem Hintergrund rollt Witkowski dann die Geschichte des literarischen Lebens auf. Den Anfang bildet die Leipziger Universität, die in den „Epistolae obscurorum virorum" von den Erfurter Poeten als Hochburg der Scholastik verspottet wurde. Diese Zeit war gekennzeichnet durch die Kämpfe zwischen den Vertretern des Humanismus und der auf katholischen Grundlagen beruhenden Bildung und durch die Anfänge des Bücherverkehrs auf der Leipziger Messe. Wenn am Anfang alles getan wurde, um der lutherischen Lehre den Eingang in Leipzig zu verwehren, so gelang dieser schließlich doch und eröffnete ein Zeitalter der lutherische Orthodoxie. Diese habe

„seitdem bis zur Gegenwart (...) ihre Alleinherrschaft im Kurfürstentum und späteren Königreich Sachsen behauptet, eisern am starren Bibelglauben festgehalten, von Kirchenregiment, Universität und Schule die freie Forschung ausgeschlossen und das ganze wissenschaftliche Leben ihrer Macht unterworfen."[25]

Trotzdem sei es Leipzig nicht gelungen, die Vorherrschaft im protestantischen Deutschland zu erlangen. Die geschichtliche Durchdringung des Stoffes wird auch hier die wichtige Rolle der äußeren Einflüsse beweisen. Unter diesem Zeichen steht zum Beispiel die nach dem Westfälischen Frieden beginnende glänzendste Zeit der sächsischen Kultur und Leipzigs, das vom letzten Viertel des 17. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts als literarische Hauptstadt galt. Mit dem Aufkommen einer „großen deutschen Kultur" habe Leipzig diese Stellung allerdings scheinbar endgültig verloren.

22 Ebenda, S. 1.
23 Ebenda, S. 23.
24 Ebenda, S. 2.
25 Ebenda, S. 61.

Begleitet wird diese chronologische Darstellung von durchaus anregenden Einsichten in die Beziehungen zwischen Literatur und Gesellschaft, die Witkowski vielleicht unter anderem dem wenig beachteten Samuel Lublinski und seinem Ende des Jahrhunderts erschienenen Werk *Literatur und Gesellschaft im 19. Jahrhundert* verdankt, das er in seinem Vortrag „Was sollen wir lesen und wie sollen wir lesen" als wichtige Referenz im Bereich der Literaturgeschichte auflistet. Wenn er, durchaus im Sinne von Lublinski, in seinem Buch über die Geschichte des Dramas schreibt, man müsse für diese als wichtigen Bestandteil das Publikum beachten, so bleibt er doch in dieser Hinsicht weit hinter Lublinski zurück. Wir haben bereits gesehen, wie Witkowski versuchte, in seinen Arbeiten über das 17. Jahrhundert die soziale Stellung des Dichters in diesem Zeitalter als Günstling, Hofdichter oder Dilettant und ihren Einfluß auf die dichterische Produktion zu berücksichtigen. Dies führt er nun auf der Ebene einer Stadt aus, bleibt aber in seiner Betrachtungsweise doch mehr Historiker als Soziologe.

3. Witkowski, der Jude

In der Stigmatisierung als Jude und in der antisemitischen Hetze steht der Name oft im Vordergrund. So wurde damals beispielsweise ironisiert über den Namen des bereits zitierten Germanisten Richard M. Meyer, weil man fälschlich meinte, das gekürzte M. verstecke den jüdischen Vornamen Moses. Äußerst ungünstig war für Witkowski in dieser Hinsicht die Tatsache, daß der Publizist Maximilian Harden, was damals relativ bekannt war, in Wirklichkeit Maximilian Felix Ernst Witkowski hieß.[26] Wenn die beiden auch keine Brüder waren, wie oft fälschlich behauptet wird, so verwies die vermutete Verwandtschaft doch mit Recht auf den gemeinsamen Ursprung der aus Polen nach Berlin eingewanderten jüdischen Familien. Witkowski bemerkte dazu nur, der gemeinsame Name störe ihn wegen der publizistischen Skandale, in die Maximilian Harden verwickelt gewesen sei.

Die Untersuchungen zu den Hindernissen, auf die jüdische Akademiker in Deutschland in ihren Karrieren stießen, werden immer häufiger und beweisen jedesmal, wie schwierig es ist, beispielsweise die genauen Gründe für eine verweigerte Habilitation oder für ein verweigertes Ordinariat zu bestimmen. In den Akten fällt meistens nur das Unklare der Begründung auf. Die schwierige Karriere Witkowskis läßt sich folgendermaßen zusammenfassen. Seine Habilitation gelang erst nach einem zweiten Anlauf, nachdem man ihn beim ersten Mal monatelang auf eine Entscheidung hatte

26 In den Archiven der Universität hat Walter Dietze zwei antisemitische Hetzbriefe gegen Witkowski aus den Jahren 1924 und 1927 gefunden. Der zweite endet folgendermaßen: „Ich gratuliere der Universität zu so einem Mitglied, das auffallenderweise mit dem Gesinnungslumpen Max Harden Namen, Rasse und noch etwas mehr gemein hat. Nomen est omen!"

warten lassen, was von jüdischen Habilitanten als typisch empfunden wurde. Ob die 1896 erfolgte Taufe dazu dienen sollte, den Eintritt in die akademische Welt zu vereinfachen, läßt sich heute nur schwer ermitteln. Auf jeden Fall blieb Witkowski nach seiner Habilitation sieben Jahre lang unbezahlter Privatdozent, dann 26 Jahre lang außeretatmäßiger Extraordinarius. Durch eine Petition der Studenten wurde diese Stellung dann zum etatmäßigen Extraordinariat gewandelt. Im August 1930 bedurfte es noch des Drucks der Leipziger Kollegen, um daraus, ein Jahr vor der Emeritierung, ein persönliches Ordinariat zu machen. In einem Brief an seinen Freund Max Marterstein erklärte Witkowski, warum er keine Chance hatte, der Nachfolger von Albert Köster auf dessen Lehrstuhl zu werden:

„Ich selbst kann unter heutigen Umständen nicht in Betracht kommen; die Aussicht darauf ist mir acht Tage nach der Geburt abgeschnitten worden."[27]

Allerdings ermöglicht uns die heutige Kenntnis der Einflußsphären in der Leipziger Universität die Feststellung, daß dies auch ohne jüdische Abstammung für ihn als mit den Historikern und Psychologen sympathisierender Germanist unmöglich gewesen wäre. Es mag sein, daß Witkowskis journalistische Tätigkeit und seine Beteiligung an Vereinen eine Reaktion auf diese Lage bedeuteten. Hier würde sich der Vergleich mit Richard Moritz Meyer anbieten, der dem Scherer-Schüler Roethe erklärte:

„Ich würde, was Katheder und Ort angeht, mit Ihnen nur zu gern tauschen oder getauscht haben, denn jetzt ist es zu spät. All meine Schreiberei ist ja nur Notbehelf (...)"[28]

1933 begann dann die Reihe der Ausweisungen; wir haben bereits den Brief des Ministeriums zitiert mit der Anklage, Witkowski habe in seinen Vorlesungen nationale Gefühle verletzt. Als Verteidigung führte Witkowski seine vaterländische Gesinnung an und bewies somit, daß er die Lage in ihrer Unausweichlichkeit vielleicht in diesem Moment noch nicht erkannt hatte. Im September desselben Jahres wurde er dann wie viele andere jüdische Akademiker in den Ruhestand versetzt, erhielt aber ab Januar 1934 kein Ruhegehalt mehr.

Was in diesem Augenblick in Witkowski vor sich ging ist äußerst schwer zu rekonstruieren. Der ehemalige Schüler Friedrich Michael zählt die böswilligen Kränkungen auf, vom Verbot der Bibliotheksbenutzung bis zu Freiheitsberaubung und Mißhandlung, und kommentiert:

---

27 Zitiert von Ch. Foerster, Nachwort, in: G. Witkowski, Geschichte des literarischen Lebens in Leipzig (siehe Anm. 20), S. VIII.

28 Zitiert in H.-H. Müller, „Ich habe nie etwas anderes sein wollen als ein deutscher Philolog aus Scherers Schule. Hinweise auf Richard Moritz Meyer", Beitrag zum Marbacher Symposion „Jüdische Intellektuelle und die Philologien in Deutschland. 1871–1933", Juni 1999 (im Druck).

„Was er bis dahin [d. h. bis zum Exil] gelitten hatte (...), läßt sich nur ahnen, denn er selbst sprach nicht davon, er zeigte dem Besucher – wenn er ihn nicht gar vor solchen 'kompromittierenden' Besuchen warnte – immer das alte gütige Gesicht und lenkte das Gespräch mit weiser Mäßigung in die Bezirke seiner literarischen Welt."[29]

Fassungslos muß er gewesen sein. Das spürt man dann auch noch an dem Ton der Erinnerungen *Erzähltes aus sieben Jahrzehnten (1863–1933)*, die er im Jahre 1938 verfaßte, wie Friedrich Michael berichtet. In dem einzigen Kapitel dieser Erinnerungen, das veröffentlicht wurde, spricht Witkowski von dem „grausamen Geschick", das ihm viele Freunde von sich entfernt hätte, und meint hiermit wahrscheinlich sowohl Emigration als auch Verfolgung:

„Auch in dieser Hinsicht bedeutet für mich das Jahr 1933 einen Abschluß. Aber während ich so vieles, was ich bis dahin besaß, eingebüßt habe, haben meine Bücher damit zugleich noch höheren Wert als zuvor gewonnen. Sie trösten mich, sie schenken mir immer neue Freuden. Indem ich sie zur Hand nehme, steigen manche liebe Schatten auf, nicht nur, die mir hinweggeschwunden, auch viele, die mir ein grausames Geschick vorzeitig entfremdete."[30]

Diese Bücher, die ihn trösteten, mußte Witkowski dann allerdings kurz danach hinter sich lassen.

Auffallend ist, daß Witkowski im April 1935 mit einem Vortrag über „Das Amsterdamer Theater und Rembrandt", d. h. bemerkenswerterweise über ein nicht-deutsches Thema, an den Veranstaltungen des *Jüdischen Kulturbundes* in Leipzig, zu dessen Mitgliedern er gehörte, teilnahm.[31] Ob es weitere Vorträge gab und wie Witkowski zu dieser Beteiligung kam, müßte noch erforscht werden. Interessant ist jedenfalls, daß er sich zu diesem Zeitpunkt bereiterklärte, indirekt gegen die Diskriminierungspolitik aufzutreten und dies mit einer deutlich jüdischen Etikette. Die Beteiligung Witkowskis ist sicherlich auf Beziehungen zu jüdischen Kreisen zurückzuführen, läßt sich allerdings nicht unbedingt als Rückbesinnung auf die jüdische Abstammung oder als Beginn einer jüdischen Identitätssuche interpretieren, sondern wahrscheinlich eher als Solidaritätsbekundung und Unterstützung der Versuche jüdischer Einwohner Leipzigs, überhaupt noch an Formen eines kulturelles Lebens teilzunehmen in der einzigen Form, in der es ihnen zu diesem Zeitpunkt erlaubt war. Darauf folgte dann im Mai 1939 die Umsiedlung nach Holland, wo Verwandte seiner Frau ihre Hilfe anboten. Die Emigration war wahrscheinlich nach der Pogromnacht von

29 F. Michael, Bibliophilen. Aus den Erinnerungen von Georg Witkowski, in: Börsenblatt für den deutschen Buchhandel, 75/1965, S. 1853-1861, hier S. 1853.

30 G. Witkowski, Bibliophilie. Aus den unveröffentlichten Erinnerungen, in: Imprimatur. Ein Jahrbuch für Bücherfreunde, 1967, S. 9-19.

31 Siehe M. Unger, Der jüdische Kulturbund in Leipzig 1934–1938, in: Judaica Lipsiensia (Anm. 17), S. 183-184.

November 1938 beschlossen worden. Ein paar Monate nach dieser Umsiedlung, im September 1939, starb Witkowski in Amsterdam an Bronchialkrebs.

Die Rückstellung jüdischer Dozenten ist ein nachweisbares Kapitel der Geschichte der deutschen Universitäten. Der Fall Witkowski gehört dazu. Der Vergleich zwischen Michael Bernays und Georg Witkowski zeigt, wie sehr sich die Lage in dieser Hinsicht im Laufe des 19. Jahrhunderts verändert hat. Michael Bernays standen nach seiner Taufe die Türen weit offen, im Gegensatz zu seinem Bruder, dessen Festhalten am jüdischen Glauben in den Augen seiner Kollegen eine völlige Integration in die deutsche Nation unmöglich machte. Von dieser Sicht der Juden als Vertreter einer Religion kommt man im Falle Witkowskis zu einer Sicht der Juden als Vertreter einer Rasse, an deren biologischer Realität weder Assimilation noch Taufe etwas ändern könnten.

Vertraten jüdische Germanisten eine eher europäische Vision der deutschen Literatur, die den streng nationalistischen Interpretationen zuwiderlief, so beschuldigte man sie in diesem antisemitischen Kontext des Kosmopolitismus oder der feindlichen Einstellung gegenüber Deutschland. Beteiligten sie sich an der Errichtung des deutschen literarischen Pantheons, wurde dies oft genug als eine Entweihung durch Unberechtigte aufgefaßt. Bei Witkowski verbanden sich, wie wir gesehen haben, beide Tendenzen. Seine eigentümliche Stellung als Jude in Deutschland und als Jude in einer deutschen Universität mag der Ursprung für diese entgegengesetzten, scheinbar widersprüchlichen Tendenzen seiner Arbeit gewesen sein: einerseits eine durch den Zeitgeist und den Assimilationswillen bestimmte Verehrung der mythischen Figuren der deutschen Literatur, andererseits eine besondere Empfindlichkeit für das „Uneinheitliche", das den Werdegang der neuen deutschen Literatur bestimmt hat, die im 18. Jahrhundert, mehr noch vielleicht als andere europäische Literaturen, durch eine Reihe von Kulturtransfers entstand.

FORUM

Alexander C. T. Geppert/Andreas Mai

Vergleich und Transfer im Vergleich

Sommerkurs „Zivilgesellschaft in Ost und West. Methoden und Themen von Vergleich und Transfer" des Zentrums für Vergleichende Geschichte Europas. Berlin, 24.-31. August 1999.*

1. „*Die möglicherweise eindeutigste und zwingendste Erkenntnis, die uns die vergleichende Geschichte vermittelt, besteht darin,*" stellte Marc Bloch bereits 1927 fest, „*daß es tatsächlich an der Zeit ist, die überholten topographischen Einteilungen aufzubrechen, in die wir die sozialen Realitäten einzusperren pflegen: sie passen nicht zu den Inhalten, die wir in sie hineinzupressen suchen.*" Selbst nach mehr als siebzig Jahren hat seine Aussage nur wenig an Aktualität eingebüßt. Zwar nehmen Anzahl wie thematische Breite komparativer Studien stetig zu, doch kann von einer „Bekehrung" der Historiker wohl genauso wenig die Rede sein wie Ende der zwanziger Jahre: „*Sie stimmen höflich zu,*" beklagte Bloch sich denn auch über seine Kollegen, „*und wenden sich wieder ihrer Arbeit zu, ohne ihr Herangehen in irgendeiner Weise zu ändern*".[1] Zugleich scheint heute eine zweite Lesart möglich. Seine Kritik kann gleichermaßen als direkte Aufforderung an die historischen Komparatisten verstanden werden, auf die Veränderungen in Europa zu reagieren. Obzwar als Thema inzwischen fest etabliert, täuscht die Bewegung auf dem Buchmarkt wohl. Die Mehrzahl der vorgelegten Arbeiten sind eben keine vergleichenden.

Grund genug, das mit großem Nachdruck ins Blickfeld geratene Europa zum Thema einer Tagung zu machen und zu fragen, welche Konsequenzen ein gesamteuropäischer Blick für die vergleichende Geschichtsschreibung haben sollte. „Zivilgesellschaft in Ost und West. Methoden und Themen von Vergleich und Transfer" war der Sommerkurs überschrieben, der unter der Leitung von Sebastian Conrad und Philipp Ther vom 24. bis zum 31. August 1999 am erst 1998 gegründeten Zentrum für Vergleichende Geschichte Europas (ZVGE) in Berlin stattfand. Die Tagung knüpfte direkt an

* Für die kritische Lektüre früherer Fassungen dieses Aufsatzes danken wir herzlich Uffa Jensen.

1 M. Bloch, Für eine vergleichende Geschichtsbetrachtung der europäischen Gesellschaften, in: M. Middell/S. Sammler (Hrsg.), Alles Gewordene hat Geschichte: Die Schule der *Annales* in ihren Texten 1929–1992, Leipzig 1994, S. 121-67, hier: S. 153, S. 121.

die Tradition der Sommerkurse an, die von der Arbeitsstelle für Vergleichende Gesellschaftsgeschichte wiederholt organisiert worden waren.[2]

Dabei deutete bereits der Tagungstitel eine grundsätzliche konzeptionelle Schwierigkeit an, mit der sich womöglich auch das veranstaltende Zentrum auf Dauer wird auseinanderzusetzen haben: eine gewisse methodologische Orientierung (Vergleich) soll unter bestimmten wissenschaftspolitischen Vorzeichen (Öffnung nach Osteuropa und stärkere Integration der osteuropäischen in die sogenannte allgemeine Geschichte) mit einer thematisch-inhaltlichen Ausrichtung (Zivilgesellschaft) verknüpft werden, ohne daß die Möglichkeit des reibungslosen Zusammengehens dieser drei Konzepte im einzelnen als bereits erwiesen gelten könnte. Wie noch zu zeigen sein wird, wirft dabei gerade die letztgenannte Vorgabe die komplexesten Probleme konzeptioneller, aber auch thematischer Natur auf.

Die insgesamt zehn Vorträge und die lebhaften Diskussionen zeichneten sich vor allem durch ein kritisches Erörtern der beiden Ansätze „Transfer" und „Vergleich" im Hinblick auf eine gesamteuropäische Perspektive aus. Daß dabei vorrangig die prinzipielle Vergleichbarkeit von Ost und West im Vordergrund stand, hatte seine Ursache nicht zuletzt in der Zusammensetzung des Plenums. Insgesamt 31 Teilnehmerinnen und Teilnehmer waren aus verschiedenen ost- und westeuropäischen Staaten angereist.

2. Galt der Vergleich zumindest unter deutschen Wirtschafts- und Sozialhistorikern über lange Zeit hinweg als ebenso innovative wie progressive Verfahrensweise, hat er sich inzwischen zu einem gemeinhin akzeptierten Standardverfahren entwickelt, das von Vertretern verschiedener historischer Ansätze nutzbringend angewendet wird, anderslautenden Beteuerungen entsprechender Protagonisten zum Trotz, die nicht müde zu werden scheinen, ihre minoritäre – gemeint ist wohl eher avantgardistische – Position immer wieder aufs Neue hervorzuheben. Deutlich wurde dies etwa in den beiden allgemein gehaltenen Vorträgen von *Heinz-Gerhard Haupt* (Bielefeld) *Zur Einführung in die Vergleichende Geschichte* und *Hartmut Kaelble* (Berlin) *Historischer Vergleich und Transfergeschichte.*

Obzwar Haupt im Eröffnungsvortrag etwa bereitwillig die Notwendigkeit einer kontrollierten Erweiterung des Instrumentariums konzedierte, wenn er entschieden dafür plädierte, sich von der alleinigen Orientierung an nationalen Einheiten zu trennen und die gegenseitige Beeinflussung der jeweiligen Entitäten stärker einzubeziehen, wollte er ansonsten die vor al-

2 Das von der VW-Stiftung geförderte Zentrum wird gemeinsam von der Freien Universität und der Humboldt-Universität Berlin getragen und von Manfred Hildermeier, Hartmut Kaelble, Jürgen Kocka und Holm Sundhaussen geleitet. Zum Sommerkurs 1995 vgl. auch den ausführlichen Tagungsbericht von O. Janz, Probleme und Perspektiven des historischen Gesellschaftsvergleichs, in: Comparativ 6 (1995), S. 135-55.

lem von Transferhistorikern geübte, weiterreichende Kritik an der vergleichenden Perspektive und ihrem Leistungspotential nicht gelten lassen. Für eine Revision des Ansatzes, wie er ihn zusammen mit Jürgen Kocka vor einigen Jahren in einem wichtigen, von Christoph Conrad mit einem Augenzwinkern auch als „Katechismus" der Einrichtung bezeichneten Sammelband vorgelegt hatte, sah er keinen Anlaß, schließlich habe sich diese Betrachtungsweise als überaus fruchtbar und forschungsförderlich erwiesen.[3] Gerade der kontrastierende Vergleich zwinge zur schärferen Argumentation und mache fast zwangsläufig auf existierende Berührungspunkte und Beziehungsgeflechte aufmerksam, womit er unmittelbar zur Internationalisierung der Geschichtswissenschaft beitrage und sie so erst in die Lage versetze, informiert der wachsenden öffentlichen Nachfrage an nichtnationaler, europäischer Geschichte beizukommen. Prinzipielle Probleme und Schwierigkeiten sah Haupt denn auch eher in Fragen forschungspraktischer Natur begründet: Faktoren wie der erhebliche Mehraufwand gegenüber nationalgeschichtlich orientierten Arbeiten, sprachliche Barrieren oder historische Ungleichzeitigkeiten der nationalen Forschungslandschaften führten zu häufig dazu, daß eine Vielzahl begonnener Vergleichsstudien letztlich doch rein nationalgeschichtlich beendet werden würden. Schließlich warnte Haupt eindringlich davor, auf die nationalstaatliche Verengung nunmehr eine begriffliche folgen zu lassen und damit der direkten Abhängigkeit jedweden Vergleichs von den jeweiligen Historiographien nicht ausreichend gerecht zu werden. Übertrage man nämlich spezielle Termini aus hochgradig differenzierten Theoriekontexten schlicht auf andere „Fälle", unterliege man zu leicht der Gefahr, uns historiographischen Unterschieden wirkliche werden zu lassen.

Daß sich die Vergleichshistoriker schon lange nicht mehr in der von ihnen selbst immer wieder herausgestellten Minderheitenposition befinden, betonte auch Hartmut Kaelble im Schlußvortrag. Ähnlich wie Haupt sprach er von einer relativen Erfolgsgeschichte des Vergleiches, die zwar erstaunlich, aber keineswegs unbegründet sei. Indes sah er dem Vergleich noch immer enge Grenzen gesetzt, sowohl in geographischer als auch in thematischer Hinsicht: Im wesentlichen würden Deutschland, England, Frankreich und die USA miteinander verglichen, und selbst hierbei gebe es nur eine geringe Zahl von direkt vergleichenden Arbeiten im Bereich von

3 H.-G. Haupt/J. Kocka (Hrsg.), Geschichte und Vergleich: Ansätze und Ergebnisse international vergleichender Geschichtsschreibung, Frankfurt a. M./New York 1996. Für Kritik und Erweiterungsversuch gleichermaßen siehe T. Welskopp, Stolpersteine auf dem Königsweg: Methodenkritische Anmerkungen zum internationalen Vergleich in der Gesellschaftsgeschichte, in: Archiv für Sozialgeschichte 35 (1995), S. 339-367 sowie J. Paulmann, Internationaler Vergleich und interkultureller Transfer: Zwei Forschungsansätze zur europäischen Geschichte des 18. bis 20. Jahrhunderts, in: HZ 267 (1998), S. 649-685. Vgl. ebenfalls die Rezension des genannten Bandes von Welskopp, in: Archiv für Sozialgeschichte 37 (1997), S. 624.

Werten, Normen, Mentalitäten oder aber auf dem Gebiet der Arbeitergeschichte. Darin wiederum Haupt ähnlich forderte auch Kaelble wiederholt die Verbindung von Transfer- und Vergleichsgeschichte; anders als dieser betonte er jedoch weniger den (allerdings umstrittenen) theoriebildenden Beitrag des Vergleichs oder die Möglichkeit, mit seiner Hilfe vermeintlich feste historische Größen auflösen zu können, sondern verwies alternativ auf zukünftig wohl stärker interessierende Themen wie Zivilisations-, Diskurs- und Transfervergleiche. Mitunter erschienen Vergleich- und Transfergeschichte so fast als *per se* erstrebenswerte Dinge, die es lediglich gelungen umzusetzen gelte.

Kaelble stellte insbesondere zwei unterschiedliche Formen der Transferforschung vor: einmal die von den Germanisten Michel Espagne und Michael Werner initiierten Arbeiten vor allem zum deutsch-französischen *transfert*, zum anderen Jürgen Osterhammels Untersuchungen zur Begegnung zwischen Zivilisationen.[4] Begriff und Methode Transfer seien, so Kaelble mit Blick auf Espagne und Werner, somit selbst ein Transfer. Im Gegensatz zur Beziehungsgeschichte sei dieses Konzept *erstens* stärker bilateral orientiert, konzentriere sich *zweitens* bewußt auf literarische Quellen und stelle *drittens* zumeist die Perspektive des Übernehmenden ins Zentrum, wohingegen in Osterhammels stark kontextbezogener Diskursgeschichte Fragen von soziokultureller Suprematie sehr viel ausführlicher Platz eingeräumt werde. Allerdings, so hätten Transferhistoriker an dieser Stelle vermutlich eingeworfen, arbeitete Kaelble hier mit einem eher engen, auf die geographische Verschiebung von „Gütern" verkürzten Begriff von *transfert*, den er primär in sein Konzept von Vergleich zu integrieren suchte. So konnte es kaum überraschen, daß Kaelble ihm größere Zukunftschancen letztlich nur als eine Spielart des Vergleiches neben anderen einzuräumen schien.

Generelle Bemerkungen machten darüber hinausgehend ebenfalls *Gunilla Budde (Berlin/Bielefeld)* und *Miroslav Hroch (Prag)* in ihren Beiträgen. Die Hauptthese von Gunilla Buddes Vortrag, Geschlechtergeschichte sei, obgleich es bislang nur wenig international vergleichende Arbeiten gebe, bereits „in ihrem Kern komparativ konzipiert" und damit beinahe unweigerlich Vergleichsgeschichte *par excellence*, stieß auf starken Widerstand im Plenum. Dies trage, so wurde argumentiert, nicht nur zu einer ungerechtfertigten Ausdehnung und Aufweichung des Begriffes „Vergleich" bei, sondern werfe ebenfalls die grundsätzliche Frage nach Größe und Beschaffenheit von Vergleichsgegenständen und -einheiten auf, die in diesem Fall schlichtweg nicht ausreichend scharf umrissen seien. Auf unzulässige Weise werde somit ein methodologischer Anspruch in den Ge-

4 Siehe hierzu zuletzt M. Espagne, Les transferts culturels franco-allemands, Paris 1999 bzw. J. Osterhammel, Sozialgeschichte im Zivilisationsvergleich: Zu künftigen Möglichkeiten komparativer Geschichtswissenschaft, in: GG 22 (1996), S. 143-64.

genstandsbereich der Geschlechtergeschichte als dem historischen Wandel von Mann/Frau-Beziehungen verlagert, was in letzter Konsequenz hieße, nicht-vergleichende Geschlechtergeschichte für unmöglich zu erklären. Im empirischen Teil ihres Vortrages *Geschlechtergeschichte als Vergleichsgeschichte* Ergebnisse ihrer Dissertation ausführend, argumentierte Budde, daß sich im deutsch-englischen Vergleich ein von der Sonderwegsthese prognostiziertes deutsches Defizite an Bürgerlichkeit in den Vater-Kind-Beziehungen nur schwer direkt nachweisen lasse, ein stärkeres Autoritätsgefälle und ein höherer Stetigkeitsgrad aber sehr wohl festgestellt werden könnten.[5]

Budde plädierte in der anschließenden Diskussion zudem dafür, den von ihr für überflüssig erachteten Begriff Transfer schlicht durch Beziehung und/oder Austausch zu ersetzen. Den Gedanken weiterführend wurde angemahnt, zwischen Transfer und Rezeption zu unterscheiden, um den Prozeß des Transfers eines kulturellen „Gutes" vom Ausgangs- zum Zielpunkt einerseits, und den Prozeß der Annahme, Ablehnung oder Aneignung am Zielort andererseits klar begrifflich voneinander trennen zu können. Christoph Conrad, der in der Debatte häufig den Part der abwesenden Transferforscher übernahm, argumentierte indes, daß sich diese beiden „Stufen," Transfer im Sinne eines Übertragungsprozesses und Rezeption im Sinne einer Aneignung an anderer Stelle als dem Ursprungsort nicht gegenseitig ausschließen müßten, vielmehr sei es notwendig, die Veränderungen sowohl am Ausgangs- als auch am Zielpunkt inklusive etwaiger Rückwirkungen zu thematisieren.[6] Als eingängiges Beispiel wurde in diesem Zusammenhang die Geschichte der Freudrezeption im angelsächsischen Sprachraum angeführt. Aufgrund einer entsprechenden Übersetzung sei Freud dort von vornherein als Naturwissenschaftler wahrgenommen. Damit dürfte das Werk Freuds als ein fast „typischer" Fall dafür gelten, wie transferierte Kulturgüter bereits „auf dem Weg" ihre ursprüngliche Form einbüßen und nach Ankunft in ein gänzlich anderes soziokulturelles System eingepaßt werden. Besonders deutlich zeigte dieses Beispiel, wie die Transferforschung mit Hilfe von Kulturvermittlern (Übersetzern, Korrespondenten, Migranten) die relative Nähe und Ferne von Gesellschaften zu thematisieren vermag. So könnten etwa die relativen Unterschiede in der Geschichte der Freudrezeption in Deutschland und den angelsächsischen Ländern thematisiert und seine Wirkungsgeschichte unter einem neuen, übergreifenden Blickwinkel betrachtet werden.[7]

---

5 Vgl. G.-F. Budde, Auf dem Weg ins Bürgerleben: Kindheit und Erziehung in deutschen und englischen Bürgerfamilien 1840–1914, Göttingen 1994.

6 Siehe für diesen Begriff etwa A. Lüdtke/R. Sieder, Alltagsgeschichte: Zur Aneignung der Verhältnisse: Ein Gespräch mit Alf Lüdtke, in: ÖZG 2 (1991) 2, S. 104-13.

7 Charakter, Qualität und konzeptionelle Spezifika insbesondere der unter James Stracheys Leitung entstandenen The Standard Edition of the Complete Psychological Works of Sigmund Freud (1953–1975) werden seit über dreißig Jahren diskutiert. Den

Eine Vielzahl weiterreichender Differenzierungen von Begrifflichkeiten wie Analyseinstrumentarium wurde im Verlauf der Tagung vorgeschlagen. So plädierte Miroslav Hroch, der sich selbst als „ältesten lebenden komparativen Historiker" bezeichnete und eine von neueren Methodendiskussionen gänzlich unbeeindruckte, klassisch sozialhistorische Position einzunehmen schien, zu Beginn seines Referates etwa dafür, scharf zwischen Vergleich und komparativer Methode zu unterscheiden. Ersteres solle für eine einzelne Operation, welche letztlich der Objektivierung des eigenen Standortes diene, vorbehalten sein, während die komparative Methode insofern einen viel umfassenderen Charakter aufweise, als sie ein System von sich verbindenden Operationen umschließe. In vier Schritten (Definition der Vergleichsobjekte; Bestimmung der Ziele; Beziehung zur Zeitachse; Kriterium der Komparation) gelte es, die Struktur der interessierenden historischen Vorgänge möglichst objektiviert zu analysieren; daß die historische Realität letztlich dabei „zerhackt" werde, sei nachgerade erwünscht.

3. Wie so häufig zeigten sich analytische Möglichkeiten wie Grenzen beider Verfahrens- und Betrachtungsweisen in aller Deutlichkeit erst bei der praktischen Umsetzung. Hier erwies sich jedoch das Fehlen eines Transferhistorikers als gewisses Manko. Wenn in der Diskussion immer wieder das große Potential gerade dieses neueren der beiden Ansätze begrüßt wurde, hätten Präsentation und Diskussion eines konkreten, empirischen Anwendungsbeispiels wohl stärker auf die Grenzen auch dieses Ansatzes aufmerksam gemacht, als dies in der gegebenen Konstellation möglich sein konnte. Auf unterschiedliche Art und Weise versuchten jedoch immerhin sechs Vorträge, sich des skizzierten Vergleichsinstrumentariums in empirischer Absicht zu bedienen und dessen Potential direkt zu demonstrieren.

Heinz-Gerhard Haupt führte in seinem zweiten Vortrag *Vergleichende Geschichte Europas am Beispiel der Zünfte in Ost- und Westeuropa* den konzeptionellen Entstehungsprozeß eines komparativ angelegten Projektes vor. Die theoretischen Vorannahmen zum historischen Ort und zur Rolle der Zünfte in der ständischen Gesellschaft kritisch reflektierend, stellte

Übersetzern wurde wiederholt vorgeworfen, Freuds spannungsreiche, mit Bildern und Vergleichen angereicherte deutsche Sprache zu stark geglättet zu haben. So stellte etwa L. W. Brandt bereits 1966 fest, daß „Freud's translators have rather consistently replaced affect-laden German terms by neutral English words and dynamic, active constructions by static, passive ones. In this way, something Freud described as a process became in the English translation a structure. This neutralization and solidification of Freud's central concepts in English has contributed to the tendency to reify them." Auf die Existenz konzeptioneller Differenzen zwischen Freud und Strachey hat ebenfalls Darius Ornston hingewiesen. Vgl. L.W. Brandt, Process or structure?, in: Psychoanalytical Review 53 (1966), S. 378 sowie D. Ornston, Freuds Conception is Different from Strachey's, in: Journal of the American Psychoanalytic Association 33 (1985) 2, S. 379-412, hier S. 382f.

Haupt vor allem mit dem Hinweis auf die friedliche Koexistenz von Kapitalismus und Zunft nachhaltig die gängige These in Frage, Zünfte hätten sich mit ihren aus dem Spätmittelalter stammenden Privilegien gegen Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts vor allem als modernisierungshemmend erwiesen. Arno Meyers These der „persistence of the old regime" führte ihn indes zur Leitfrage nach Überleben dieser Traditionen und der damit verbundenen Ordnungen im frühen 19. Jahrhundert. Haupt machte – darin seinen Vortrag vom Vormittag auf- und dem Referat von Michael Müller vorgreifend – auf einen nominalistischen Fehlschluß aufmerksam, wenn man etwa den Begriff des 'Adels' undifferenziert auf die verschiedensten Gesellschaften anwende. Danach fragend, wie in den einzelnen Gesellschaften die Abschaffung der Zünfte jeweils organisiert wurde, wollte er zwischen drei Typen von Gesellschaften unterschieden wissen: solche, die sich noch im Abschaffungsprozeß befanden; Gesellschaften, die die Zünfte bereits abgeschafft hatten, sowie schließlich solche, alle ihre Zünfte zumindest partiell beibehielten. Als einziger der Vortragenden lotete Haupt somit die Möglichkeiten eines typologisierenden Vergleichs aus, mußte sich allerdings die Kritik gefallen lassen, daß sich hinter seinem keine Möglichkeit ausschließenden Modell ebenfalls ein einfaches Verlaufsschema verbergen könnte, welches dann letztlich doch wieder zu überwinden geglaubten modernisierungstheoretischen Annahmen zwinge.

Michael G. Müller (Halle) hatte seinen Beitrag *Adeligkeit und Bürgerlichkeit in Ostmitteleuropa. Das Beispiel Polens im 19. Jahrhundert* mit der Leitfrage eingeführt, in welchen Kategorien soziale und politische Veränderungen in Osteuropa im 19. Jahrhundert im Vergleich zu Westeuropa beschrieben werden könnten. Die bisher vorwiegend übertragene Kategorie westlicher Bürgerlichkeit führe dazu, alle Dynamik der Modernisierung dem West-Ost-Transfer zuzuschreiben und innergesellschaftliche Austauschprozesse auszublenden. Völlig vernachlässigt worden sei bisher, daß es – äquivalent zum Engagement des westeuropäischen Bürgertums – in anderen Gesellschaften zivilgesellschaftliche Potentiale auch in nichtbürgerlichen Milieus gegeben habe. Trotz oder gerade wegen des Fehlens einer bürgerlichen Elitenkonkurrenz habe beispielsweise in Polen der Adel im Mittelpunkt des Modernisierungsprozesses gestanden. Mit dem Ziel, diese schiefe Perspektive und die Idee eines verlängerten Westeuropas zu korrigieren, führte Müller für den polnischen Fall als funktionale Äquivalente den Begriff der Adeligkeit ein. Adeligkeit, vorerst als Arbeitsterminus über eine spezifische Praxis der Lebensführung und die Zugehörigkeitsbeschreibung durch Standesgenossen definiert, solle den Begriff Adel ersetzen, den Müller für sozialhistorisch nicht ausreichend beschreibbar hielt. Die präzise Auseinandersetzung mit den Kategorien löste damit Haupts Forderung ein, gerade aufgrund der Abhängigkeit des Vergleichs

von der jeweiligen Historiographie deren Logik zu thematisieren und zu 'eigenen' Begrifflichkeiten zu finden.

Auch *Wolfgang Höpken (Leipzig)* machte in seinem Vortrag *Stadt und Bürgerlichkeit auf dem Balkan: Südosteuropa in der europäischen Urbanisierungsgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts* deutlich, daß sich mit westeuropäisch geprägten Begriffen wie *Rechtsstadt, Urbanisierung* oder *Modernität* bestenfalls eine Verlustgeschichte Osteuropas fortschreiben läßt, da bereits deren bloße Anwendung zur Suche offensichtlicher Nachahmung zwinge. Indem er alternativ die typischen und permanenten Merkmale der südosteuropäischen Stadt in Bezug auf Erscheinungsbild und urbane Lebensweise zum Gegenstand seiner Analyse machte, versuchte er, einen Perspektivwechsel vorzunehmen: So habe die „verspätete" Verstädterung entlang der Leitbilder von Entorientalisierung und Enttraditionalisierung die Hauptstädte zu einem Feld demonstrativer Europäisierung mit entsprechender Orientierung an westlichen Vorbildern werden lassen. Schließlich habe sich die auch in dieser Form wahrgenommene Verspätung zumindest insofern als Privileg erwiesen, als andernorts entwickelte Technologien somit vergleichsweise komplikationslos übernommen werden konnten, ohne einen verlustreichen Implementierungsprozeß von „try and error" mitmachen zu müssen. Gleichzeitig hatte die auf wenige Großstädte beschränkte Verstädterung einen extrem ungleichmäßigen Aufbau von Infrastruktur und kommunalen Einrichtungen zur Folge, insbesondere nachdem ab 1918 finanzielle Probleme einen breiteren Ausbau erschwerten. Im Alltag standen sich, so Höpken, eine spezifisch urbane Lebensweise mit einer verdichteten Erlebniskultur und dörfliche Traditionen mit entsprechenden landsmannschaftlichen Bindungen gegenüber. Letztlich habe sich die Stadt auf dem Balkan zugleich als Ort von Modernität *und* deren gleichzeitiger Gebrochenheit erwiesen. Höpken verwendete in diesem Kontext den anschließend kontrovers diskutierten Begriff des Hybriden, um die Gleichzeitigkeit ungleichzeitiger kultureller Institutionen in den neugeschaffenen urbanen Räumen zu beschreiben. Da die scheinbar allgegenwärtigen Hybriditäten und Synkretismen partiell und auf die wenigen entstehenden Großstädte beschränkt blieben, könne von einem eigenen spezifisch südosteuropäischen Urbanisierungsparadigma jedoch keine Rede sein.

Holm Sundhaussen (Berlin) konstatierte in seinem Referat *Europa als Rechtsraum: Probleme des Rechts- und Verfassungstransfers von West nach Ost,* daß es bis weit ins 19. Jahrhundert entlang der Trennlinie zwischen den beiden Kirchen zwei getrennte Rechtsräume in Europa gegeben habe. Das byzantinische Modell habe keine Voraussetzungen zur Entwicklung eines modernen Verfassungsstaates geboten, da es im Gegensatz zum Westen nicht das Individual-, sondern das Gemeinschaftsrecht betonte. Vor allem im Bereich des Verfassungs-, Privat- und Prozeßrechts habe es

somit einer (nachholenden) Transformation des Rechtssystems von West nach Ost bedurft. Zwischen Kodifizierung/normativem Recht, Rechtsträgern und Akzeptanz der Rechtsordnung unterscheidend, argumentierte Sundhaussen, daß die importierten Texte meist nur von einem kleinen Kreis der jeweiligen Trägerschicht überhaupt rezipiert wurden, und in der Gesellschaft in Bezug auf den Umgang mit Recht traditionalen Verhaltensmustern gegenüberstanden.

Anders als seine drei Vorredner begriff *Miroslav Hroch (Prag)* in seinem Vortrag *Soziale Trägerschichten der Modernisierung in Ost- und Westeuropa* den Vergleich als eindeutige Möglichkeit zur Objektivierung des eigenen analytischen Standpunktes. Sein Interesse galt der Frage, wie in unterschiedlichen gesellschaftlichen Kontexten die Intelligenzia bzw. das Bildungsbürgertum zur Herausbildung einer Zivilgesellschaft beigetragen habe. Keineswegs dürfe der Prozeß der Modernisierung als bloßer Mechanismus, sondern müsse vielmehr selbst als ein Produkt der Auseinandersetzung von Subjekten mit objektiv vorgegebenen Bedingungen verstanden werden, an dessen Zustandekommen sie aufgrund von wirtschaftlichen Interessen und Gewinnmöglichkeiten, dem Ausblick auf politische Macht und allgemein sozialem Prestige interessiert seien. Mit der Industrialisierung, so Hroch, seien gleichzeitig die Beziehungen zwischen einzelnen gesellschaftlichen Gruppen neu geschaffen und entsprechend uminterpretiert worden; eine neue „Intelligenz" habe sich herausgebildet, welche über die Bürokratisierung zu Trägern des öffentlichen Lebens und nationaler Kommunikation geworden sei und schließlich die Rolle eines Sprechers der Gesamtgemeinschaft habe übernehmen können, was für Hroch bereits ein Element von Bürgerlichkeit darstellte. Die soziale Herkunft dieser neuen Trägerschichten erwies sich im innereuropäischen Vergleich dabei als hochgradig differenziert.

Als einen „Vergleich mit zwei Unbekannten" führte schließlich *Denis Sdvizkov (Moskau)* seinen Vortrag *Das gebildete Bürgertum in der Gesellschaft Deutschlands und Rußlands vom 18. Jahrhundert bis zum frühen 20. Jahrhundert* ein, in dem er das deutsche Bildungsbürgertum und die russische Intelligenzia mit dem Ziel verglich, einen gemeinsamen Nenner des gebildeten Bürgertums zu finden. Mittels einer weit ausgreifenden Begriffsgeschichte führte er den neuzeitlichen Gebildeten auf gemeinsame europäische Traditionen der Antike und des Christentums zurück. Mit Koselleck argumentierte Sdvizkov, daß sich spezifische historische Erfahrungen stets in Sprache niederschlügen. Aus diesem Grund könnten sie dort auch gefunden und dazu genutzt werden, Aussagen zu treffen, die weit über rein begriffsgeschichtliche Resultate hinausreichen. Auf das neu-humanistische Bildungsideal der deutschen Romantik und dessen antiwestliche Haltung eingehend sah er es als eine wesentliche Gemeinsamkeit von russischer Intelligenzia und deutschem Bildungsbürgertum an, Krisenerscheinung zu

sein. Hierin vermutete Sdvizkov einen Unterschied zur westlichen Tradition der Intellektuellen, die über weniger Staatsnähe (wie in Deutschland) sowie ein geringeres Ausmaß an Sinngebungsfunktion (wie in beiden Ländern) verfügten.

Zusammengenommen führten die Vorträge sehr deutlich vor Augen, daß es *den* Vergleich schlechthin nicht gibt. Gleich in mehrfacher Hinsicht unterschieden sich Ansätze, Frageweisen und Argumentationslinien voneinander. So variierten sie etwa bezüglich ihrer Vergleichsobjekte bzw. -akteure („gesellschaftliche Gruppen" wie etwa Adel, Zünfte oder der Staat), nach der Art des Vergleichs (kontrastierend, typologisierend oder eher eine Binnenperspektive betonend), der geographischen Situierung der jeweiligen Vergleichsebenen und -räume (Nation, Region, Stadt), der Anwendung findenden historischen Kategorien (soziale Herkunft, Urbanität, Bürgerlichkeit, Adeligkeit) oder zuletzt der Frage der Bezugnahme auf ein gemeinsames Erklärungsmodell im Hintergrund. Bei allen Unterschieden im einzelnen nutzten lediglich Hroch und Sdvizkov letztgenannte Möglichkeit, während Haupt eine Art typologisierender Analyse inklusive induktiver Entwicklung eines eigenen Modells beabsichtigte. Allein Sundhaussen, Höpken und Müller versuchten, gewissermaßen einen Perspektivwechsel vorzunehmen und Geschichte mit einem Blick von innen heraus zu schreiben; an einer namentlich von Hroch hervorgehobenen Außenperspektive „wie vom Mond" schienen sie zumindest nicht (mehr) interessiert zu sein.

„Auf dem Weg zu einer postnationalen Historiographie?" waren schließlich zwei ausgedehnte Sektionen des Sommerkurses überschrieben, die der Vorstellung und gemeinsamen Diskussion der Projekte der Teilnehmerinnen und Teilnehmer zur Verfügung standen; dankbar wurde dieses Angebot von etwa zehn Doktoranden und Habilitanden aufgegriffen und von der Möglichkeit zur kritischen Diskussion ihrer Vorhaben ausgiebig Gebrauch gemacht.

4. Auf die parallele Anlage von Kurs und Zentrum wurde bereits hingewiesen. Mit dem Ziel, *erstens* den „osteuropäischen Blick" zu stärken, *zweitens* den methodologischen Impetus vergleichender Geschichtswissenschaft aufzugreifen und *drittens* das Konzept der Zivilgesellschaft unmittelbar empirisch anzuwenden, widmeten sich beide demselben Problemkomplex. Während die Tagung allein durch ihr Zustandekommen in erster Hinsicht bei den Teilnehmern wohl schon viel (und das vergleichsweise mühelos) erreichte, wurde um die beiden anderen Punkte in einer Vielzahl von Diskussionen immer wieder ebenso anregend wie nachhaltig gerungen.

Vorgestellt und vehement verteidigt wurde das Konzept Zivilgesellschaft von *Jürgen Kocka* (Berlin) in seinem Vortrag *Das Versprechen ei-*

nes Konzepts: Zivilgesellschaft als historisches Problem am letzten Tag. Obzwar schillernd und gegenwärtig *en vogue*, so Kocka, ermögliche der Begriff nichts weniger, als einen neuen theoretisch-thematischen Rahmen zu schaffen, unter dessen Dach eine Vielzahl unterschiedlicher innereuropäischer Vergleiche angestellt und zugleich mit den großen Fragen der Gegenwart verknüpft werden könnten. Die Geschichte des Terminus seit seiner Prägung zum utopischen Bewegungs-, Ziel- und Emanzipationsbegriff während der Aufklärung bis zu seiner Neubelebung in den achtziger und neunziger Jahren dieses Jahrhunderts zurückverfolgend, wollte Kocka unter Zivilgesellschaft ausdrücklich eine „moderne, pluralistische, säkularisierte Gesellschaft freier und selbständiger Individuen" verstanden wissen, welche ihre Beziehungen zueinander „friedlich und vernunftgeleitet, durch Wettbewerb, freiwillige Kooperation und Assoziation" regelten – demnach als eine auf demokratischen, marktwirtschaftlichen, rechts- und verfassungsstaatlichen Prinzipien basierende offene Gesellschaft „ohne allzuviel soziale Ungleichheit [*sic!*] und ohne obrigkeitsstaatliche Gängelung" ihrer Mitglieder.[8] Den aufgrund des gleichzeitigen Vorhandenseins verschiedener Anteile de- und präskriptiver, analytischer und normativer Elemente höchst uneindeutigen epistemologischen Status schilderte Kocka dabei als den größten Vorzug. Erst seine Unabgeschlossenheit, der „utopische Restgehalt" adele den Begriff und hebe ihn insofern über seine ohnehin gegebene Eignung als analytisches Konzept und heuristisches Mittel hinaus, als er Perspektiven einer wünschenswerten Zukunft unmittelbar in die Arbeit einzubinden erlaube.

Die in der Folge an dem Modell vehement zum Ausdruck gebrachte Kritik war beinahe ebenso umfassend wie dessen aufklärerischer Universalitätsanspruch. Fast schien es, als ob außer Kocka selbst niemand so recht den mit diesem Konzept versprochenen Verheißungen trauen mochte, konnte sein Vorstoß doch nach der Überwindung von marxistischen Modellen aufeinanderfolgender Gesellschaftsformationen und der ebenfalls überholt geglaubten Modernisierungstheorie gleichfalls als ein weiterer, womöglich jedoch längst unzeitgemäßer Versuch gewertet werden, einer unkontrolliert im Raum treibenden Geschichtswissenschaft ein neues Gravitationszentrum zu geben, ohne daß es ihm im einzelnen immer gelang, die Unterschiede dieses Projektes zu dem der Moderne klar und deutlich herauszustellen. Geschichtswissenschaft drohe so wieder zur Legitimationswissenschaft zu verkommen, lautete der Tenor der im Plenum geäußerten Kritik, zudem könne die mit einer derartigen Richtungsentscheidung verbundene Gefahr eines neuen historiographischen Sonderweges gerade im internationalen Vergleich kaum übersehen werden.

8 Vgl. auch J. Kocka, Zivilgesellschaft als Historisches Projekt. Moderne europäische Geschichtsforschung in vergleichender Absicht, im Erscheinen (Ausschnitt aus dem Gründungsantrag des ZVGE), hier S. 7.

Zwei weitere grundsätzliche Kritikpunkte zeichneten sich in den angeregten Debatten ab, einmal die Frage nach den Trägergruppen des Projekts in Ost und West, zum anderen der wiederholte geäußerte Vorwurf eines impliziten Modellimperialismus. Indem Kocka die Affinitäten zwischen der Existenz eines starken Bürgertums und derjenigen der Zivilgesellschaft hervorhob und so die Bürger zu dessen sozialer Trägerschicht erklärte, schien er von vornherein den überwiegenden Teil der osteuropäischen Gesellschaften aus dem konstruierten Idealtyp herauszunehmen und sie so *nolens volens* zu förmlichen Außenseitern zu degradieren. Darüber hinaus blieb ebenso unklar, wie sich „Zivilgesellschaft" in den einzelnen europäischen Gesellschaften gegebenenfalls durchdeklinieren ließe. Warum sollte es sich nicht als möglich erweisen, wurde etwa gefragt, zunächst die jeweiligen Prozesse der Herausbildung und der Selbstbeschreibung des Programms in den osteuropäischen Gesellschaften zu analysieren? Damit könnten entsprechende Vergleichsentitäten erarbeitet werden, welche einen ernstzunehmenden Vergleich erst ermöglichten, anstatt die Relativierung des westlichen Modells bei der Übertragung auf den Osten von Anfang an einzuplanen, eine Sollbruchstelle, die vielleicht zu offensichtlich angelegt sei und ohnehin nur das Verfassen weiterer Verlustgeschichten zur Folge habe, der aber, so läßt sich hier anfügen, nur über eine entsprechende methodologische Erweiterung beizukommen ist. Für die weitere Diskussion wird es daher unerläßlich sein, sich vom Maßstab eines einflußreichen Bürgertums als einziger Voraussetzung für die Herausbildung eines zivilgesellschaftlichen Programms zu trennen und stärker Fremdperspektiven in den Blick zu nehmen.

Die Fragen, inwieweit das Konzept der Zivilgesellschaft notwendig mit dem Instrumentarium des Vergleichs kombiniert werden müßte und wie hierbei der konkrete Beitrag des Transfers auszusehen hätte, wurden indessen nicht aufgeworfen und blieben so merkwürdig blaß. Die von Jürgen Kocka postulierte „neuartige Amalgamation" von historischer Komparatistik und Beziehungsgeschichte, die dem Forschungszentrum ihr besonderes Profil verleihen soll, wurde eher angedeutet als ausgeführt.[9] Selbst wenn „Zivilgesellschaft" mit den beschriebenen gravierenden Mängeln behaftet ist, sollte man ihr wenigstens mit Theorien kulturellen Transfers beizukommen suchen, geht es doch letzten Endes um nichts weiter als den Im- und Export eines Modells. Dabei müßte das Amalgam gar nicht neu erfunden werden, liegen doch längst neuere vergleichende Arbeiten vor, die die gegenseitige Beeinflussung der zu vergleichenden Entitäten thematisieren, auf deren Bedeutung bereits Marc Bloch hinwies.[10]

9 Ebenda, S. 6.

10 Bloch, Vergleichende Geschichtsbetrachtung, S. 125f. Siehe etwa E. François/H. Siegrist/J. Vogel (Hrsg.), Nation und Emotion: Deutschland und Frankreich im Vergleich, 19. und 20. Jahrhundert, Göttingen 1995. Zuletzt dazu auch M. Middell, Von der We-

Zuletzt würde eine präzisere Auseinandersetzung mit dem Transferkonzept zeigen, daß sich viele Mißverständnisse und Abgrenzungsversuche auf dessen verkürzte Wiedergabe zurückführen lassen. In den Vorträgen wurden zumeist beziehungsgeschichtliche Fragen, Fragen nach gegenseitigen Beeinflussungen und Durchdringungen, nach Prozessen von Anziehung und Abstoßung als gewinnbringende Ergänzung der historischen komparativen Forschung angeführt. Indem die abgeholten „Güter" paßgenau ins eigene Konzept eingefügt wurden, hat natürlich bereits ein kompletter Transfer stattgefunden, von der komparativen Forschung erfaßt und genutzt wurde jedoch nur *eine* Problemdimension des Transferkonzeptes. Neben der Bewegung von „Gütern" (Menschen, Gegenständen, Zeichensystemen) zwischen zwei Kulturen, dem geographischen „Transfer", ist es gerade die radikale Perspektivenumkehr, das Interesse am Rezeptionsbedürfnis und an den Aneignungsweisen der transferierten „Güter" innerhalb der Aufnahmekultur, das entscheidend ist und in jede gewinnbringende Verknüpfung mit der historischen Komparatistik eingebracht werden müßte. Zumindest Müller und Höpken deuteten in ihren jeweiligen Beiträgen an, in welche Richtung dies etwa fortgeschrieben werden könnte.

Da es weniger der Wille zum Export in der Ausgangskultur, sondern vor allem das Bestreben zum Import innerhalb der Aufnahmekultur ist, das die Auswahl von Transfergütern und die Art und Weise ihrer Übernahme und Modifikation für eigene Zwecke steuert, wäre der bereits vorgeführten Perspektivenumkehr eine Analyse des Aneignungsprozesses der transferierten „Güter", das systematische Verbergen des Fremden und seine Transformation in Eigenes hinzuzufügen. Auch im Hinblick auf die Zivilgesellschaft wäre dann zu fragen: Wann und warum übernehmen etwa osteuropäische Gesellschaften welche „westlichen Güter" – und welche eben nicht? Wie werden diese angeeignet, transformiert und in bestehende Gesellschaften eingepaßt? Schließlich: Welche Unterschiede lassen sich sowohl zwischen Ausgangs- und Aufnahmekultur als auch zwischen verschiedenen Aufnahmekulturen ausmachen, wie wirken diese zurück und welche Konsequenzen zeitigt dies? Selbst wenn ein „unvollständiger" Transfer als Zeichen eines „normalen" – das heißt gelungenen – *transfert* angesehen werden kann, muß dies im Fall der Zivilgesellschaft als besonders unbefriedigend gelten. Indem dagegen die stets präsente Gefahr des Modellimperialismus geschickt umgangen und der immer wieder geforderten „Entprovinzialisierung" des historischen Denkens der dringend notwendige Vorschub geleistet wird, eröffnet ein vollständig transferierter *transfert* eine wertvolle Option für den konzeptionellen Umgang mit Mo-

chselseitigkeit der Kulturen im Austausch: Das Konzept des Kulturtransfers in verschiedenen Forschungskontexten, im Erscheinen.

dellimporten und -exporten zwischen Ost und West.[11] Vergleichen kann man auch ohne den Einbezug des Transfers von „Gütern" und ihrer Aneignung, nur ob es sich dann nicht doch oft um Lemberger Birnen handelt, die Lyoner Äpfeln gegenübergestellt werden, bleibt dahingestellt.

Schließlich: Vergleich und Transfer im Vergleich? Während des Sommerkurses war das „Transfer"-Konzept fast ausschließlich in den Verknüpfungen „und", „oder" sowie „statt" präsent. Anders als es der Titel suggerierte, war selbst im Schlußvortrag dieser Herangehensweise kaum eigener Platz eingeräumt worden. Ein direkter, abwägender Vergleich der beiden Perspektiven, so er denn überhaupt möglich ist, mußte zwangsläufig daran kranken, keine klar definierten Entitäten vor sich zu haben. Zumeist wurden lediglich die Zukunftschancen des Vergleichs – und die Grenzen des *transfert* umrissen. Deutlich wurde immerhin ein prinzipieller Konstruktionsunterschied, der die jeweilige Eignung beider für jeweils unterschiedliche „Anwendungen" erklärt. Dadurch, daß sie vor allem Unterschiede zwischen Gesellschaften betone, könnten sich einander sehr nahe stehende Gesellschaften plötzlich als extrem fremd erweisen, was als die eigentliche Pointe der Transfergeschichte angesehen werden müsse. Während die Plausibilität des Vergleichs auf einem gemeinsamen Modell im Hintergrund beruhe, wurde weiter argumentiert, sei die Transferanalyse davon vollständig unabhängig und funktioniere auf rein bilateraler Basis. Gemeinsamkeiten qua Modell werden hier durch gegenseitige Beziehungen und Interaktionen ersetzt. In dieser oder ähnlicher Richtung müßte Transfergeschichte in Zukunft weitergedacht werden. Selbst auf die Gefahr einer „Verwässerung" des Konzeptes hin ließe sich dafür plädieren, beispielsweise noch stärker zwischen Transfer- und Beziehungsgeschichte bzw. zwischen uni-, bi- und multilateralen Austauschprozessen zu unterscheiden und für letzteres etwa den Begriff des Netzwerkes zu nutzen, der dann der Analyse von Beziehungen zwischen einer Vielzahl von Punkten und den dort untereinander stattfindenden Prozessen des Austauschens kultureller Güter und des gegenseitigen Zuweisens von Sinn vorbehalten wäre.

Auch in diesem Jahr veranstaltet das ZVGE einen Kurs zur europäischen Geschichte (Berlin, 1.-8. Oktober 2000). Informationen hierzu können unter *http://www.fu-berlin.de/zvge* abgerufen werden. Sollte dieser vergleichbar gut organisiert sein und auf eine ähnliche Weise gelingen wie derjenige des Jahres 1999, ist allen Interessenten eine Teilnahme nachdrücklich zu empfehlen.

---

11 Der Begriff der „Entprovinzialisierung" ist keinesfalls neu, sondern wurde – allerdings mit umgekehrter Stoßrichtung – bereits Anfang der neunziger Jahre innerhalb der nordamerikanischen Postkolonialismusdebatte gebraucht und bezieht seine Prägung aus der damit verschobenen Globalperspektive. Vgl. etwa D. Chakrabarty, Postcoloniality and the Artifice of History: Who speaks for „Indian Pasts"?, in: Representations 37 (Winter 1992), S. 1-26.

Auswahlbibliographie Vergleich und Transfer

Marc Bloch, Für eine vergleichende Geschichtsbetrachtung der europäischen Gesellschaften, in: M. Middell/S. Sammler (Hrsg.), Alles Gewordene hat Geschichte. Die Schule der *Annales* in ihren Texten 1929–1992, Leipzig 1994, S. 121-67.

A. A. van den Braembussche, Historical Explanation and Comparative Method: Towards a Theory of the History of Society, in: History and Theory 28 (1989) 1, S. 1-24.

J. Breuilly, Introduction: Making Comparisons in History, in: ders., Labour and Liberalism in 19th Century Europe, Manchester 1992, S. 1-25.

F. Cooper, Race, Ideology and the Perils of Comparative History, in: American Historical Review 101 (1996) 4, S. 1122-1138.

K. Dmitrieva/M. Espagne (Hrsg.), Transferts culturels triangulaires France-Allemagne-Russie (= Philologiques; 4), Paris 1996.

Ch. Eisenberg, Die Arbeiterbewegungen der Welt im Vergleich: Methodenkritische Bemerkungen zu einem Projekt des Internationalen Instituts für Sozialgeschichte in Amsterdam, in: Archiv für Sozialgeschichte 34 (1994), S. 397-410.

M. Espagne/M. Werner, Deutsch-französischer Kulturtransfer im 18. und 19. Jahrhundert: Zu einem neuen interdisziplinären Forschungsprogramm des C.N.R.S., in: Francia 13 (1985), S. 502-510.

M. Espagne/M. Werner, La construction d'une référence culturelle allemande en France: Genèse et histoire (1750–1914), in: Annales ESC 42 (juillet-août 1987), S. 969-992.

M. Espagne/M. Werner (Hrsg.), Transferts: Les relations interculturelles dans l'espace franco-allemand (XVIIIe et XIX siècle), Paris 1988.

M. Espagne/M. Middell (Hrsg.), Von der Elbe bis an die Seine: Französisch-sächsischer Kulturtransfer im XVIII. und XIX. Jahrhundert, (= Deutsch-Französische Kulturbibliothek; 1), Leipzig 1993, 2. Aufl. 1999.

M. Espagne, Sur les limites du comparatisme en histoire culturelle, in: Genèses 17 (septembre 1994), S. 112-121.

M. Espagne, Les transferts culturels franco-allemands, Paris 1999.

E. François/H. Siegrist/J. Vogel (Hrsg.), Nation und Emotion: Deutschland und Frankreich im Vergleich, 19. und 20. Jahrhundert, Göttingen 1995.

E. François/M.-C. Hoock-Demarle/R. Meyer-Kalkus/M. Werner (Hrsg.), Marianne – Germania: Deutsch-französischer Kulturtransfer im europäischen Kontext 1789–1914 (= Deutsch-Französische Kulturbibliothek; 10), Leipzig 1998.

H.-G. Haupt/J. Kocka (Hrsg.), Geschichte und Vergleich: Ansätze und Ergebnisse international vergleichender Geschichtsschreibung, Frankfurt a. M. /New York 1996.

O. Janz, Probleme und Perspektiven des historischen Gesellschaftsvergleichs, in: Comparativ 5 (1995) H. 6, S. 135-155.

L. Jordan/B. Kortländer (Hrsg.), Nationale Grenzen und internationaler Austausch: Studien zum Kultur- und Wissenschaftstransfer in Europa, Tübingen 1995.

H. Kaelble/J. Schriewer (Hrsg.), Gesellschaften im Vergleich: Forschungen aus Sozial- und Geschichtswissenschaften, Frankfurt a. M. 1998.
H. Kaelble, Der historische Vergleich: Eine Einführung zum 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt am Main/New York 1999.
J. Kocka, Sozialgeschichte: Begriff – Entwicklung – Problematik, Göttingen 1986.
J. Kocka, Probleme einer europäischen Geschichte in komparativer Absicht, in: ders.: Geschichte und Aufklärung: Aufsätze, Göttingen 1989, S. 21-28.
J. Kocka, Asymmetrical historical comparison: The case of the German *Sonderweg*, in: History and Theory 38 (1999), S. 40-50.
S. Kott/Th. Nadau, Pour une pratique de l'histoire sociale comparative: La France et l'Allemagne contemporaines, in: Genèses 17 (1994), S. 103-111.
M. van der Linden/J. Rojahn, Methodologische Probleme vergleichender Sozialgeschichte: Eine Erwiderung auf Christiane Eisenbergs „methodenkritische Bemerkungen" zu einem IISG-Projekt, in: Archiv für Sozialgeschichte 35 (1995), S. 368-376.
Ch. Lorenz (Hrsg.), Comparative Historiography: Problems and Perspectives, in: History and Theory 38.1 (1999), S. 25-39.
J. Matthes, The Operation Called „Vergleichen", in: ders. (Hrsg.): Zwischen den Kulturen: Die Sozialwissenschaften vor dem Problem des Kulturvergleichs, Göttingen 1992, S. 75-99.
K. Middell/M. Middell, Forschungen zum Kulturtransfer: Frankreich und Deutschland, in: Grenzgänge 2 (1994), S. 107-122.
R. Muhs/J. Paulmann/W. Steinmetz (Hrsg.), Aneignung und Abwehr: Interkultureller Transfer zwischen Deutschland und Großbritannien im 19. Jahrhundert, Bodenheim 1998.
J. Osterhammel, Sozialgeschichte im Zivilisationsvergleich: Zu künftigen Möglichkeiten komparativer Geschichtswissenschaft, in: GG 22 (1996), S. 143-164.
J. Paulmann, Internationaler Vergleich und interkultureller Transfer: Zwei Forschungsansätze zur europäischen Geschichte des 18. bis 20. Jahrhunderts, in: HZ 267 (1998), S. 649-685.
M. Schalenberg (Hrsg.), Kulturtransfer im 19. Jahrhundert (= Travaux du Centre Marc Bloch; 12) Berlin 1998.
Th. Schieder, Möglichkeiten und Grenzen vergleichender Methoden in der Geschichtswissenschaft, in: ders: Geschichte als Wissenschaft: Eine Einführung, München, 2. Aufl. 1968, 195-219.
W. Schmale, Historische Komparatistik und Kulturtransfer: Europageschichtliche Perspektiven für die Landesgeschichte, Bochum 1998.
P. Schöttler, Le comparatisme en histoire et ses enjeux: l'exemple franco-allemand, in: Genèses 17 (1994), S. 102.
P. Schöttler/P. Veit/M. Werner (Hrsg.), Plurales Deutschland – Allemagne plurielle. Festschrift für Etienne François, Göttingen 1999.
J. Schriewer, Vergleich und Erklärung zwischen Kausalität und Komplexität, in: H. Kaelble/J. Schriewer (Hrsg.), Diskurse und Entwicklungspfade: Der Gesellschaftsvergleich in den Geschichts- und Sozialwissenschaften, Frankfurt a. M. 1999, S. 53-102.

W. H. Sewell, Marc Bloch and the Logic of Comparative History, in: History and Theory 6 (1967), S. 208-218.
Th. Skocpol/M. Somers, The Uses of Comparative History, in: Comparative Studies in Society and History 22 (1978), S. 174-197.
W. Spohn (Hrsg.), Kulturanalyse und vergleichende Forschung in Sozialgeschichte und historischer Soziologie, Leipzig 1998 (= Comparativ 8 [1998] 1).
E. P.Thompson, The Poverty of Theory and Other Essays, London 1978.
Ch. Tilly, Big Structures, Large Processes, Huge Comparisons, Ann Arbor 1983.
Th. Welskopp, Stolpersteine auf dem Königsweg: Methodenkritische Anmerkungen zum internationalen Vergleich in der Gesellschaftsgeschichte, in: Archiv für Sozialgeschichte 35 (1995), S. 339-367.

James Retallack

Kultur, Politik und regionenbezogene Identifikationsprozesse: Neuere Forschungen zum Thema „Sachsen in Deutschland“[1]

I. Grundsätzliche Thesen

In einem Brief vom 28. Mai 1916 hielt die aus Australien stammende Caroline Ethel Cooper fest, daß sich die Einheimischen schon vor Beginn der Erntezeit Sorgen um ihr Getreide machten: „Sachsen ist ein unglücklicher Flecken“, schrieb sie. „Wenn es irgendwo regnet, hagelt es hier, oder wenn es in Preußen trocken ist, herrscht in Sachsen die Dürre!“[2] Man kann solche Vergleiche nutzen, um Sachsen innerhalb Deutschlands zu verorten.

Einen etwas anderen Erklärungsansatz dafür, was Sachsen in Deutschland einzigartig machte, lieferte ein halbes Jahrhundert früher Wilhelm Liebknecht mit der Beschreibung eines Wandergenossen aus der sozialdemokratischen Bewegung:

„In Christian Hadlich traf ich zum ersten Male in Deutschland einen Menschentypus, den ich später im sächsischen Erzgebirge und Vogtland häufiger finden sollte: aus dem braunen, lebendigen Auge Verstand und Herzensgüte hervorleuchtend, der Körper schwach, [...] im Antlitz der Ausdruck schmerzvollen Sinnens, tiefen Nachdenkens und des bohrenden Bewußtseins menschlichen Elends, empfunden am eigenen Leib und gefühlt an den leidenden Mitmenschen [...]“[3]

---

1 Die Thesen dieses Aufsatzes wurden am 4. Oktober 1999 im Rahmen des Leipziger Sonderforschungsbereiches 417, „Regionenbezogene Identifikationsprozesse. Das Beispiel Sachsen“, vorgetragen. Bei der Erweiterung und Durcharbeitung des Texts habe ich versucht, den vortragsähnlichen Stil beizuhalten. Für ihre freundliche Gastgeberschaft und wissenschaftliche Unterstützung bin ich Cathrin Friedrich, Ulrich Heß, Matthias Middell und Heinz-Werner Wollersheim besonders dankbar. Für seine Hilfe bei der Übersetzung möchte ich Thomas Adam herzlich danken. Dieser Aufsatz ist das Ergebnis eines Forschungsprojektes, das großzügige finanzielle Unterstützung vom *University of Toronto's Connaught Fund*, vom *Social Sciences and Humanities Research Council of Canada*, vom Deutschen Akademischen Austauschdienst, von der Alexander-von-Humboldt Stiftung und vom *TransCoop Program* der Stiftung Deutsch-Amerikanisches Akademisches Konzil erhielt.

2 Behind the Lines. One Woman's War 1914–18. The Letters of Caroline Ethel Cooper, hrsg. von D. Denholm. Sydney/London 1982, S. 141.

3 W. Liebknecht, Erinnerungen eines Soldaten der Revolution, zit. in: H. Zwahr, Revolutionen in Sachsen. Beiträge zur Sozial- und Kulturgeschichte, Weimar/Köln/Wien 1996, S. 268.

COMPARATIV 10 (2000), Heft 1, S. 112-131.

Eine weiterer Punkt, der die Sachsen von anderen Deutschen unterschied, war ihre starke Abneigung gegen die Preußen, die sie bei jeder sich bietenden Gelegenheit beleidigten und beschimpften.

Ein vierter Weg lag darin, das herauszustreichen was Sachsen für die Besonderheiten ihrer eigenen Gesellschaft hielten. „Zwei Wörter gibt es", schrieb Graf von Beust Mitte des 19. Jahrhunderts, „die vor dem Sachsen nicht ausgesprochen werden können, ohne daß er in Aufregung geräth: Jesuit und Jude."[4] Daß einen Sachsen schon die bloße Nennung dieser beiden Bezeichnungen aufregen sollte, obwohl kaum katholisch oder jüdisch gläubige Menschen im Königreich lebten, gibt uns eine besonders interessante Definition der sächsischen Identität.

In allen vier Beispielen geht es darum, Sachsen in die deutsche Geschichte einzuordnen, und alle vier illustrieren die erste These dieses Aufsatzes.[5]

1. Es geht mir darum, wie Regionen entdeckt, konstruiert, vergessen und rekonstruiert werden. Allzu oft vergessen Historiker, daß die Geschichte einer Region sehr tief in einer Matrix wurzelt, und daß diese sich in langen historischen Abläufen verändert. E. P. Thompson erinnerte uns daran, daß eine „Klasse" nicht einfach existiert: „class happens". Dasselbe gilt für Regionen: „regions happen". Caroline Ethel Coopers Verweis auf Trockenheit und Dürre ermahnt uns, das Wort Geographie in „Historischer Geographie" ernst zu nehmen, d. h. für bestimmte Regionen typische, natürliche Grenzen und Bedingungen mitzudenken, auch wenn wir auf der anderen Seite eine Topographie der Macht, ein bestimmtes Meinungsklima oder Veränderungen als Erosion entdecken. Die Vorstellungen von einer Region und ihren physikalischen Grenzen erhalten erst dann große Bedeutung, wenn man versucht, beides miteinander zu verknüpfen, weil so unterschiedliche Sichtweisen und Horizonte deutlich werden. Wie Celia Applegate betonte, sollten Historiker berücksichtigen, „warum Menschen die Regionen, in denen sie leben, lieben und hassen, warum sie sich darum bemühen sie zu stärken, versuchen ihnen zu entfliehen, sie preisen, sich in Beschimpfungen über diese übertreffen, die ganze Zeit an sie denken, sie

4 F. F. Graf von Beust, Aus drei Viertel-Jahrhunderten, Stuttgart 1887, Bd. I, S. 178.

5 Die neueren Forschungen, die in diesem Aufsatz vorgestellt sind, können mit denen verglichen werden, die ich anderwärts resümiert habe: J. Retallack, Society and Politics in Saxony in the Nineteenth and Twentieth Centuries: Reflections on Recent Research, in: Archiv für Sozialgeschichte 38 (1998), S. 396-457 und ders., Saxon Signposts: Cultural Battles, Identity Politics, and German Authoritarianism in Translation, in: ders. (Hrsg.), Saxon Signposts (= Sonderheft, German History 17 [1999], H. 4), S. 455-469. Vgl. K. Rudolph/I. Weuster, Bibliographie zur Geschichte der Demokratiebewegung in Mitteldeutschland (1789–1933), Weimar/Köln/Wien 1997.

völlig ignorieren, und für all das die größte Zeit ihres Lebens in einem 'Netzwerk aus Erfahrungen' verbringen, das diese Region bereithält."[6]

2. Meine zweite These findet sich sowohl in den Beobachtungen von Cooper als auch von Liebknecht wieder. Als Dualismus formuliert lautet sie: „Sachsen unterscheidet sich von anderen Regionen" oder „Sachsen unterscheidet sich von anderen Regionen nicht". Für die einen ist die Geschichte Sachsens gerade deshalb interessant, weil sie die Uniformität der gesamtdeutschen Geschichte unterminiert. Sie widerlegt frühere Einschätzungen über die dentsche Geschichte und enthüllt eine besondere Dimension dieser Geschichte wie keine andere Region. Folglich dürfte Sachsen besonders aufschlußreich sein, weil es zu verschiedenen Zeitpunkten seiner Geschichte mal das schlimmstmögliche Szenario mal die beste aller möglichen Welten repräsentierte. Andere Beobachter fragen, ob nicht Sachsen typischer für den Verlauf der deutschen Geschichte ist als andere Regionen. Liebknechts Beschreibung fügt dieser Frage eine menschliche Dimension hinzu. Er fordert den Leser geradezu heraus, darüber nachzudenken, ob sich hier nicht wirklich eine einzigartige sächsische Erfahrung in das Gesicht seines Wandergesellen eingegerbt hat. Waren diese Qualitäten in der südwestlichen Ecke Sachsens häufiger anzutreffen als anderswo? Welche Analyse können wir auf der Spannung zwischen der Mannigfaltigkeit der sächsischen Gesellschaft und der Idee einer Einheit Sachsens oder Deutschlands aufbauen?

3. Was machen wir mit der überaus starken Antipathie der Sachsen gegen ihre preußischen Nachbarn? Diese Antipathie wurde durch die Chancen bestimmt, die die Sachsen der föderalen Idee einräumten. Der Föderalismus auf politischer Ebene ist in der deutschen Geschichte immer eine strittige Frage gewesen, aber in seiner kulturellen Dimension fast noch nicht untersucht worden. Bis zu welchem Ausmaß verstärkte sich das regionenbezogene Zusammengehörigkeitsgefühl in Sachsen mit der zunehmenden sozialen, ökonomischen und politischen Integration Sachsens in die deutsche Nation? Als die Sachsen erkannten, daß eine solche Einbindung zunahm, glaubten sie dann, daß Industrialisierung, Demokratisierung und Parlamentarisierung auf nationaler Ebene die Erosion lokaler und regionaler Identitäten beschleunigen würden? Oder war es möglich, daß ein positiver Blick auf den deutschen Nationalstaat durch die Persistenz solcher Identitäten befördert wurde? Um die kulturelle Bedeutung des Ortes, die „symbolische Ortsbezogenheit"[7], zu entdecken, ist es nicht notwendig,

6 C. Applegate, in einem Kommentar auf der Tagung „Memory, Democracy, and the Mediated Nation: Regional Identities and Political Cultures in Germany, 1848–1998", die am 18.-20. September 1998 von der Universität Toronto und der Deutschen Historischen Institut (Washington, D.C.) veranstaltet wurde.

7 Vgl. H. Treinen, Symbolische Ortsbezogenheit. Eine soziologische Untersuchung zum Heimatproblem, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 17 (1965), S. 73-97, 254-97.

die Sachsen weiß und die Preußen schwarz anzumalen. Statt dessen beginnen die Historiker in konzeptionell neuer Weise die preußenzentrierte Sicht auf die deutsche Geschichte zu überwinden. Der Bismarcksche Nationalstaat war nicht das einzige, unabwendbare oder auch nur wirkliche Ergebnis der deutschen Einigung. Zwar ist diese Sichtweise seit mehr als 20 Jahren in die Kritik geraten, dennoch finden wir sie noch in den einschlägigen Standardwerken. Das Deutschland, das 1870/71 unter preußischer Hegemonie entstand, war kein alternativloser Weg. Noch wichtiger ist es, sich in Erinnerung zu rufen, daß das Ergebnis der deutschen Einigung alles andere war als ein preußisches Deutschland. In diesem Zusammenhang sind wir aufgefordert, den verschiedenen deutschen Geschichten mehr Aufmerksamkeit zu widmen. Ob jemand zum Beispiel stolz auf die deutsche Einigung von 1871 war, hing von seinem Heimatort im Kaiserreich ab.[8]

4. Die Beobachtung des Grafen von Beust gibt mir die Möglichkeit, auf den metaphorischen Gebrauch von Kultur einzugehen. Wer über Kultur in einem regionalen Kontext sprechen will, der muß ohne Scheuklappen Ideen über Identitäten, Mentalitäten und Loyalitäten sammeln. Nur wenn wir Kultur auf diese Art und Weise betrachten, entdecken wir, wie lokale, regionale und nationale Kulturen sich überlappen, überschneiden und einander beeinflussen.

Im folgenden möchte ich also vier Fragen nachgehen: 1) Wie wird Regionalgeschichte heute in Deutschland geschrieben? 2) Wie kann die Geschichte irgendeiner Region grundlegende Erkenntnisse der nationalen Geschichte korrigieren? 3) Warum ist es sinnvoll, daran zu erinnern, daß Preußen nicht Deutschland und Deutschland nicht Preußen war? Und schließlich 4) Warum haben Überzeugungen, Idiome und Symbole, die auf der lokalen oder regionalen Ebene erzeugt wurden, einen Einfluß auf die Wirklichkeit – zuerst der Region und dann der Nation in ihrer Gesamtheit? Meine These ist, daß Historiker durch die Verwendung des Konzeptes der „symbolischen Ortsbezogenheit" auf mehr als einer Ebene und von mehr als einem Blickwinkel aus entscheidende, konstitutive Elemente in der mentalen und moralischen Geographie der Deutschen aufdecken können.

II. Ein „sächsisches" Moment in der deutschen Geschichtsschreibung?

Wenn man auf die Frage antwortet, warum man sich gerade auf Sachsen konzentrieren sollte, läuft man Gefahr, einer deutschen Geschichte mehr Bedeutung beizumessen als allen anderen. Sachsen ist sicherlich nicht die einzige deutsche Region, die als Untersuchungsfeld in Frage kommt, um

8 Vgl. J. Retallack, 'Why Can't a Saxon be More Like a Prussian?' Regional Identities and the Birth of Modern Political Culture in Germany, 1866/67, in: Canadian Journal of History 32 (1997), S. 26-55.

Elemente der Verschiedenheit und der Alternativen der deutschen Geschichte in einem Langzeitprojekt zu sammeln.[9] In dem vorhergehenden Abschnitt habe ich argumentiert, daß die „Region" an sich, mehr noch als die Geschichte irgendeines Territoriums, die konzeptuelle Matrix bereithält, auf die solche Elemente wie Macht, Identität oder Solidarität projiziert werden können.[10] Die Verbindung von Region und Nation eröffnet eine komplexe, bewegliche und formbare Beziehung, die zu lange darauf gewartet hat, von Historikern problematisiert und analysiert zu werden. Dazu sollen diese Bemerkungen in erster Linie anregen.

Was sind nun die grundlegenden Erkenntnisse, die wir in einigen neueren Darstellungen finden können, und welche Bedeutung haben sie für die gegenwärtige „Sachsen-Forschung"? Die Arbeiten von Celia Applegate,[11] Helmut Smith,[12] Thomas Kühne[13] und Thomas Mergel[14] kommen zu dem Schluß, daß die Nutzung von „Region" als Filter für kollektive Identitäten und Sichtweisen in Sachsen nichts einzigartiges ist. Andere Beiträge heben die besonderen Wege hervor, in denen milieugeprägte Verhaltensweisen, politische Mentalitäten und Zukunftskonzepte die Geschichte Sachsens bestimmten, und zwar schon in den 1850er und 1860er Jahren.[15] Nach 1871 scheinen Sachsen eifriger als Württemberger oder Pfälzer die Interessen ihrer Heimat in der entstehenden deutschen Nation verteidigt zu haben. Um die Jahrhundertwende findet sich dann jedoch ein radikaler Nationalismus, der in der Vorstellungswelt der sächsischen Bürger tief verwurzelt ist.[16] Gepaart mit einer besonders starken Furcht vor dem Sozialismus scheint diese mentale Orientierung, insbesondere in der sächsischen Bour-

9 Vgl. J. Retallack, Locating Saxony in the Landscape of German Regional History. Introduction, in: ders. (Hrsg.), Saxony in German History: Culture, Society, and Politics, 1830–1933, erscheint Ann Arbor 2000.

10 Vgl. Retallack, Society and Politics (Anm. 5).

11 C. Applegate, Die mittelbare Nation. Regionen, Leser und die deutsche Vergangenheit, in: J. Retallack (Hrsg.), Sachsen in Deutschland. Politik, Kultur, und Gesellschaft 1830–1918 (= Studien zur Regionalgeschichte, Bd. 17), erscheint Bielefeld 2000.

12 H. W. Smith, Der Ort der Lokalgeschichte. Überlegungen zu Möglichkeiten und Grenzen eines Genre, in: Retallack, Sachsen (Anm. 11).

13 Th. Kühne, Die Region als Konstrukt. Regionalgeschichte als Kulturgeschichte, in: ebenda.

14 Th. Mergel, Milieu und Region. Überlegungen zur Ver-Ortung kollektiver Identitäten, in: ebenda.

15 Vgl. A. Neemann, Regierung, Parlament und „gezähmte" Öffentlichkeit in Sachsen 1849–1864; Ch. Jansen, Die Paulskirchenlinke in der Ära der Reaktion; K. Rudolph, „Flackerndes Irrlicht?" Die Sächsische Volkspartei 1866–1869, in: ebenda; auch P. Björnsson, Liberalism and the Making of the „New Man": The Case of Gymnasts in Leipzig, 1845–1871, in: ebenda.

16 S. Weichlein, Saxons into Germans: The Progress of the National Idea in Saxony after 1866; W. Schröder, Saxony's „Liberal Era" and the Rise of the Red Specter in the 1870s; J. Retallack, Herrenmenschen und Demagogentum. Konservativen und Antisemiten in Sachsen und Baden, in: Retallack, Sachsen (Anm. 11).

geoisie, zur Ablehnung jeder weitsichtigen politischen Reform beigetragen zu haben. Diese Furcht muß nicht überbewertet werden. Dennoch betont ein Großteil der vorliegenden Literatur über Sachsen von 1900 bis 1933, daß die langfristigen, strukturellen Faktoren damals alle Bemühungen zum Scheitern verurteilten, mit der autoritären Vergangenheit zu brechen.

Kommen wir zur zweiten These: dem Dualismus „Saxony is different" oder „Saxony is the same".[17] Dieser Dualismus bestimmt zur Zeit die meisten historischen Forschungen über Sachsen. Sicher werden die Historiker fortfahren, ihre Aufmerksamkeit den Bereichen der sächsischen Geschichte zu widmen, in denen Sachsen als „Pionier" fungierte. Dem ist nichts entgegenzuhalten, denn die sächsische Geschichte weist zu viele erstmalige politische Experimente auf, als daß der Historiker die Singularität dieser Einschnitte ignorieren könnte. So schrieb Brett Fairbairn über Sachsen, daß es anscheinend den Weg zum ersten deutschen sozialistischen Staat, zum ersten anti-sozialistischen Staat und zum ersten post-sozialistischen Staat geebnet habe.[18] Er ergänzt jedoch, daß Sachsen offensichtlich nicht so gut in dieses Schema paßt, wie wir einst glaubten, ebensowenig wie in das klassische Paradigma der Modernisierungstheorie. Im Gegenteil: Die sächsische Geschichte zeigt uns, wie regionale Innovation durch nationale Trends oft wieder verdrängt wird. Sachsen-Historiker tragen zum Durchdenken allgemeiner Erklärungen der nationalen Geschichtsschreibung bei, indem sie aufzeigen, wie solche Trends durch regionale Faktoren beschleunigt, gebremst oder umgeleitet werden. Manche Beiträge argumentieren dabei, in Sachsen seien durch widersprüchliche Vorstellungen von regionaler Identität durch Dispute über politische Souveränität und die Herausforderungen nach einer militärischen Niederlage politische Muster entstanden, die durch ihre Neuheit und Vielfältigkeit die Historiker zwingen, eine größere Reichweite im nationalen Kontext zu sehen. Meine eigene Forschung zur sächsischen Verfassungsreform der 1860er Jahre deutet in diese Richtung.[19] Es würde wenig überraschen, wenn die Probleme und Versprechen des Zeitalters der Massenpolitik zuerst von den Zeitgenossen in Sachsen wahrgenommen worden wären, wo sich die Sozialdemokratie am schnellsten entwickelte, und wo die etablierten Eliten besonders unnachgiebig in den Auseinandersetzungen um politische Emanzipation waren. Die Schlußfolgerungen von Andreas Neemann und Marven Krug[20] deuten jedoch in die entgegengesetzte Richtung. Es scheint, daß nicht nur

17 Auf diesen Dualismus wurde während der Toronto-Tagung von Bernd Weisbrod hingewiesen.

18 B. Fairbairn, Community Values, Democratic Cultures? Reflections on Saxony's Place in the German Cooperative Movement, 1849–1933, in: Retallack, Saxony (Anm. 9).

19 J. Retallack, Suffrage Reform, Corporatist Society, and the Authoritarian State: Saxon Transitions in the 1860s, in: ders., Saxony (Anm. 9).

20 Neemann, Regierung (Anm. 15); M. Krug, Reports of a Cop: Civil Liberties and Associational Life in Leipzig during the Second Empire, in: Retallack, Saxony (Anm. 9).

sächsische Politiker selten aus den Fehlern der Vergangenheit lernten, sondern daß ihre antiliberale, antidemokratische und antisozialistische Politik sogar von der Mehrheit der sächsischen Bürger gutgeheißen wurde. Einige Leser könnten aus diesen Texten schließen, daß die Sachsen generell die Regierung bekamen, die sie verdienten.

Zu meiner dritten These, die Fokussierung auf Sachsen unterminiere die preußenzentrierte Sicht auf die Geschichte des Deutschen Kaiserreiches: Ich habe schon darauf hingewiesen, daß das Gefühl für „Deutschtum" davon abhing, wo man im Kaiserreich lebte. Außerdem war es bestimmt durch die Konzeption des einzelnen von Deutschlands „nationaler Mission" vor und nach 1871. Für die meisten wissenschaftlichen Versuche, einen „dritten" sächsischen Weg zwischen preußischer Reaktion und südwestdeutschem Liberalismus zu finden, gibt es aber nur unbefriedigende Belege.[21] Die sächsischen Besonderheiten stärken statt dessen das Argument, in Deutschland hätte es ein fragiles Gleichgewicht zwischen progressiven und reaktionären Kräften gegeben. Doch Sachsens Pionierrolle kann sehr verschieden interpretiert werden. Christoph Nonn schreibt, daß der soziale Protest in Sachsen, der sich häufig an hohen Fleischpreisen entzündete, im Jahre 1906 besonders stark war: „Das Erfolgsrezept, Verbraucherprotest gegen konservative politische Strukturen zu lenken, in den letzten Jahren vor dem Ersten Weltkrieg auch in Preußen und dem Reich angewandt, perfektionierte die Sozialdemokratie Sachsens zuerst."[22] Umgekehrt argumentiert Benjamin Lapp, daß Sachsen im Jahre 1923 seine Bezeichnung als Pionier auf einem etwas anderen Weg erlangte: es war ein „sehr frühes Beispiel" für das „Ausmaß, in dem konservative, bürgerliche Politiker bereit waren, demokratische Institutionen im Interesse eines militanten Anti-Sozialismus aufzugeben".[23]

Wie sinnvoll die nicht-preußische Perspektive ist, sieht man besonders in der sächsischen Bürgertumsforschung. Die Beiträge von Simone Lässig, Páll Björnsson, Marline Otte und anderen vermitteln den Eindruck, daß Sachsen ein geeignetes Untersuchungsfeld für solche Konzepte wie Bürgerlichkeit, Bürgerstolz und Verbürgerlichung bleibt.[24] Die Ergebnisse dieser Untersuchungen sind jedoch noch sehr unklar.

---

21 Vgl. Vorbemerkung, S. 9, und H. Mommsen, Einleitung: Ein „drittes Deutschland", S. 11-16, in: H. Grebing/H. Mommsen/K. Rudolph (Hrsg.), Demokratie und Emanzipation zwischen Saale und Elbe. Beiträge zur Geschichte der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung bis 1933, Essen 1993; Simone Lässig/Karl Heinrich Pohl (Hrsg.), Sachsen im Kaiserreich. Politik, Wirtschaft und Gesellschaft im Umbruch, Weimar/Köln/Wien 1997, S. 8-9.

22 Ch. Nonn, Arbeiter, Bürger, und „Agrarier": Stadt-Land-Gegensatz und Klassenkonflikt im Wilhelminischen Deutschland am Beispiel des Königreichs Sachsen, in: Grebing/Mommsen/Rudolph, Demokratie (Anm. 21), S. 106.

23 B. Lapp, Remembering the Year 1923 in Saxon History, in: Retallack, Saxony (Anm. 9).

24 S. Lässig, Emanzipation und kulturelle Verbürgerlichung. Staat und Juden in Sachsen und in Anhalt-Dessau, in: Retallack, Sachsen (Anm. 11); Björnsson, Liberalism (Anm.

Infolge der Lage ihres Staates in Mitteleuropa reagierten viele sächsische Bürger sehr empfindlich auf geopolitische Gefahren. Die Lage Sachsens im Schnittpunkt der Ost-West- und Nord-Süd-Achse Europas trugen zu sehr ambivalenten Gefühlen gegenüber Fragen wie Freihandel, Ein- und Auswanderung, der Stellung von ethnischen Minderheiten in der Gesellschaft und der wiederkehrenden Frage nach Groß- oder Kleindeutschland bei. Der Eindruck, das Grenzland Sachsen befinde sich an der Peripherie Deutschlands ohne Sicherheitsgarantien, gesehen vor dem realen Hintergrund seiner ökonomischen Abseitslage und Angst, den sozialen Status zu verlieren, scheint die sächsischen Bürger einem radikalen Nationalismus in die Arme getrieben zu haben. Da ähnliche Befürchtungen auch in anderen Regionen zu finden waren, sind noch weitere Forschungen erforderlich, bevor diese Hypothese als Erklärung akzeptiert werden kann, für den großen Zulauf des Alldeutschen Verbandes und anderer radikaler, nationalistischer Gruppierungen gerade in Sachsen.

Es wäre sinnlos zu leugnen, daß Sachsen-Historiker oftmals auf grundlegende Fragen über den Gang der modernen deutschen Geschichte nur sehr unverbindliche und mehrdeutige Antworten gegeben haben. Sie sind wesentlich erfolgreicher darin gewesen, die Legitimität der regionalen Perspektive zu begründen, als darüber einen Konsens zu finden, warum die sächsische Geschichte uns zwingt, nationale Paradigmen zu korrigieren. So ist am Horizont auch noch keine Synthese, keine weitreichende Erklärung sichtbar, in welche Richtung die sächsische oder die deutsche Geschichtsschreibung in Zukunft gehen sollten. Deshalb sollten wir Signale neuerer Forschungen und Themen, die von einer jüngeren Generation in Angriff genommen werden, begrüßen.

III. Regionalgeschichte heute

Es gibt nur wenige Fragen, über die unter Sachsen-Forschern Übereinstimmung besteht. Eine solche mag Isaiah Berlin vor Augen gehabt haben, wenn er vor einem „naiven Verlangen nach Einheit und Symmetrie auf Kosten der Erfahrung" warnt.[25] Der Widerstand gegenüber einem „naiven" Verlangen nach Symmetrie hat jedoch nicht nur positive Seiten.

Positiv ist, daß die Historiker in ihrer Beschäftigung mit Regionalgeschichte eine Vielzahl analytischer Methoden nutzen. Nur wenige laufen in die Falle, sich zu sehr mit ihrem bevorzugten Ländl zu identifizieren oder zu glauben, daß die Region, die sie untersuchen, eine historische Realität

15); M. Otte, Sarrasani's Theatre of the World: Monumental Circus Entertainment in Dresden, from Kaiserreich to Third Reich, in: Retallack, Signposts (Anm. 5), S. 527-542.

25 Zit. in einem Rückblick auf Berlins Œuvre von William Thorsell in: Globe & Mail, Toronto, 15 Nov. 1997.

in sich selbst konstituiert.[26] Celia Applegate wies darauf hin, daß Historiker den Abstand zwischen sich und ihrem Untersuchungsobjekt auch übertreiben können. Sie persiflierte diese Beziehung, indem sie einen Historiker sagen läßt: „Lassen Sie mich Ihnen meine Gattin vorstellen, allerdings möchte ich mich nicht wirklich auf diese Beziehung festlegen, die etwas von einer Heirat absolut verschiedenes sein könnte. Alles ist im Fluß und wird verhandelt und angefüllt mit anderen Möglichkeiten und verbunden mit all den anderen Dingen, die in meinem Leben geschehen. Ich würde mir nicht wünschen, daß ein normativer Wert zu dieser speziellen Beziehung gehört [...]"[27]

Auch auf die Gefahr hin, daß ich sehr selektiv einige Themen einer Konferenz in Toronto herausgreife, möchte ich doch auf vier zentrale Punkte hinweisen, die die Konferenzteilnehmer besonders beschäftigt haben.[28] 1) Warum wird das Konzept der „Region" an sich unter Regional-Historikern so wenig reflektiert? 2) Wie können Historiker mit dem historischen Wandel – mit „change over time" – umgehen? 3) Auf welche Art und Weise sollten unterschiedliche Arten von Vorstellungen analysiert werden, die die Handlungen von Menschen bestimmen – eingeschlossen sehr sichtbare geographische Karten, Karten der Vorstellung und Karten der Erfahrung? 4) Worin bestehen für Regional-Historiker der Nutzen und das Mißbrauchspotential des Begriffes „Modernisierung" als allgemeines Konzept zum Untersuchen und Erklären von historischem Wandel?

1) Die deutschen Historiker haben zu wenig über den Konstrukt-Charakter von Regien und regionaler Identität nachgedacht. Obwohl sich dieses Defizit allmählich verringert, könnten die Historiker ausdrücklicher erklären, wie sie „Region" als eine geographische Begrenzung oder als Rahmen für ihre eigene Forschung nutzen. Die Vorstellung, sich der Region über den Weg der Ausnahme zu nähern, wurde häufig als ein Überbleibsel der überholten Landesgeschichte abgelehnt. Vielleicht sind auch noch zu viele gute „Exzeptionalisten" unter uns, denn viele Historiker denken nur an ihre Untersuchungseinheit – eine einzelne Stadt, eine Provinz oder eine Region – die den paradigmatischen Fall dieses Syndroms oder Trends repräsentieren. Hamburg, das Rheinland und Bayern mögen

26 Vgl. Kühne, Region (Anm. 13); P. Steinbach, Zur Diskussion über den Begriff „Region" – eine Grundsatzfrage der modernen Landesgeschichte, in: Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte 31 (1981), S. 185-210; J. Retallack, Politische Kultur, Wahlkultur, Regionalgeschichte: Methodologische Überlegungen am Beispiel Sachsens und des Reiches, in: S. Lässig/K. Heinrich Pohl/J. Retallack (Hrsg.), Modernisierung und Region im wilhelminischen Deutschland. Wahlen, Wahlrecht und Politische Kultur, Bielefeld ²1998, S. 15-38, insb. S. 18-20.

27 Applegate, Kommentar (Anm. 6).

28 Vgl. die ausführliche Tagungsberichte von E. Fink/M. Otte/R. Steigmann-Gall in: German History 17, H. 2 (1998), S. S. 258-264, und Th. Goebel, in: Bulletin of the German Historical Institute 23 (Herbst 1998), S. 8-15.

hier als Beispiele zitiert werden ebenso wie Sachsen. Sowohl in der Vergangenheit als auch in der Erforschung der Vergangenheit hat Exzeptionalismus zu oft Mythen verfestigt, die bis heute die Entwicklung der Lokal- und Regionalgeschichte beeinflussen. Wenn wir deren Methoden nutzen, um neue Wege zu beschreiten, landen wir deshalb oft in einer Sackgasse.[29]

2) Wir können von Regionalhistorikern verlangen, daß sie dem Wandel über lange historische Abläufe mehr Aufmerksamkeit widmen. Dabei kann man sich mit Ein- und Auswanderern befassen, wie das Helmut Walser Smith empfiehlt, und Migration als einen Faktor betrachten, der die Verbindung zwischen Identität und Geographie widerspiegelt.[30] Eine andere Möglichkeit wäre, darüber nachzudenken, wie die Elemente von Regionalbewußtsein – z. B. Kirche oder Militär, Dialekt, Verwandtschaft und Myriaden anderer kultureller Praktiken – durch Veränderungen des Status Quo in Bewegung kommen.

3) Wann reflektierten Zeitgenossen über die Epoche, in der sie lebten, als eine sich weiterentwickelnde oder eine sterbende Zeit? Wann begannen sie über den Beginn einer besseren Zukunft nachzudenken? Fangen Historiker diesen Wandel wirklich ein, wenn sie zum Beispiel von einer „postrevolutionären" oder einer „voremanzipatorischen" Epoche sprechen? Sind wir uns der Wahrnehmung der Zeitgenossen völlig bewußt, wenn wir einzelne politische Bewegungen als „aufstrebend" und andere als „aussterbend" bezeichnen, und wenn wir feststellen, daß die Liberalen eine „zweite Chance" suchten? Mit welcher Geschwindigkeit verblassen Raumwahrnehmungen? Was ist ihre Beziehung zu der wahrgenommenen „Neuheit" von Orten und Gruppen, an oder in die sich die Menschen versetzt fühlen? Es ist eine Ironie der Geschichtsschreibung, daß die neuesten wissenschaftlichen Darstellungen des historischen Wandels nicht nur die Polarität zwischen Nation und Region auflösen, indem sie dieses Verhältnis als Prozeß verstehen, sondern daß sie es darüber hinaus auch als *Spannung* darstellen, die sowohl von Zeitgenossen als auch von Historikern oft mißverstanden worden ist.

4) Die schon konstatierte methodologische Distanz unter den Regional-Historikern führte zu Meinungsverschiedenheiten darüber, ob das Konzept der Modernisierungstheorie in der Regionalgeschichte verwendbar ist. Die Belastungen der Modernisierungstheorie in ihrer extremen Ausformung sind den Lokal- und Regionalhistorikern nicht weniger klar als den Praktikern der Mikrogeschichte und Alltagsgeschichte. Zu lange wurden Regionen lediglich als ein Gebiet des Widerstandes gegenüber der Modernität und des Nationalismus untersucht, als die Bastionen eines engstirnigen Blickes und einer partikularistischen Nabelschau. Zu oft trifft man auf den

29 Kommentar von Jennifer Jenkins auf der Tagung in Toronto.
30 Smith, Lokalgeschichte (Anm. 12).

Narzismus der kleinen Unterschiede und zu oft werden Polaritäten eingeführt, die in der Vergangenheit gar nicht existiert haben.

Man kann in den gegenwärtigen Arbeiten über Sachsen und Deutschland mehr als nur eine Spur traditioneller Polaritäten (modern – nichtmodern) erkennen, die das Modernisierungskonzept untermauert haben. Man kann zum Beispiel, wie Celia Applegate, die kämpferischen Positionen von Wilhelm Heinrich Riehl und Gustav Freytag untersuchen, wobei der eine genau das emphatisch darlegt was der andere verdammt.[31] Ähnlich verhält es sich mit Karl Heinrich Pohls Frage, welche Stadt moderner war – Dresden oder München.[32] Kann man Sachsen, mit Blick auf die Reform des Wahlrechts oder die Tolerierung der Konsumgenossenschaften, als progressiver bezeichnen als andere Staaten, wie ich und Brett Fairbairn gefragt haben?[33] Wie könnte „Modernisierung im nationalliberalen Sinne" als Muster für das Reich gedient haben? fragt Christoph Nonn. Entgleiste die Weimarer Republik zuerst in Sachsen? fragen Benjamin Lapp, Larry Eugene Jones und Claus-Christian Szejnmann.[34] Gibt es hier eine besondere lokale Eigenart der politischen Gewalt (oder der *Erinnerung* an Gewalt)?

Wir finden aber im Verlauf solcher Untersuchungen, daß Versuche von Zeitgenossen, die Ankunft der „Moderne" zu beschleunigen, nicht unbedingt in Opposition zu Versuchen gesetzt werden können, das „Alte" zu bewahren. Beide Prozesse überschneiden und durchdringen sich derart, daß sie die Erfahrung, das Bewußtsein und die Identität von Individuen und Gruppen von einer Teleologie des Fortschritts abkoppeln. Dies macht es einerseits für Historiker schwierig, „nationale" Modernisierer allein als die Protagonisten der deutschen Geschichte darzustellen. Andererseits führt diese Annäherung aber zu einer „menschlicheren" Form von Geschichte, basierend auf der Vorstellung vom Individuum als einem aktiv handelnden Subjekt und der Idee von Geschichte als gebrochen, widersprüchlich und offen für verschiedene Interpretationen. Auf diese Art und Weise scheint es möglich, verschiedene Formen der Modernisierung und die sie konstituierenden Dilemmata zu untersuchen – wenn nötig, alles ohne Verwendung des grauenhaften „M"-Wortes.

Am Ende kann jeder Herausgeber nur hoffen, daß seine Texte als Beiträge zu einer Geschichte beurteilt werden, die methodologisch selbstbewußt, neuartig und herausfordernd ist, gleichzeitig aber auch die histori-

31 Applegate, Nation (Anm. 11).
32 Pohl, Nationalliberalismus.
33 Retallack, Reform (Anm. 19); Fairbairn, Values (Anm. 18).
34 Ch. Nonn, Sozialer Konflikt und politische Reform in Sachsen und Deutschland 1914–1918, in: Retallack, Sachsen; Lapp, 1923 (Anm. 23); L. E. Jones, Saxony, 1924–1930: A Study in the Dissolution of the Bourgeois Party System in Weimar Germany; C.-Ch. W. Szejnmann, The Development of Nazism in the Landscape of Socialism and Nationalism: The Case of Saxony, 1918–1933, alle in: Retallack, Saxony (Anm. 9).

schen Quellen zur Kenntnis nimmt. Auf der Suche nach einer Überbrückung der unfruchtbaren Trennung zwischen Empirie und Theorie zeigen die Autoren, daß regionale Ansätze die Vielfältigkeit der zahlreichen deutschen Geschichten auf neuen Wegen enthüllen können – als ob man ein Objekt gleichzeitig durch ein Teleobjektiv und ein Weitwinkelobjektiv betrachtete.

IV. Was hat Kultur damit zu tun?

In diesem Abschnitt werde ich versuchen, die Nähe von Kultur und Identität in der neueren sächsischen Forschung darzustellen. Aktuelle Beiträge zur Sachsenforschung betrachten zum Beispiel die regionalen und nationalen Umrisse des deutschen Lesepublikums im 19. Jahrhundert. Sie untersuchen liberale und monarchische Versuche, die Hegemonie über eine Festkultur und den öffentlichen Raum zu erlangen. Und sie beschäftigen sich mit sozialdemokratischen Kulturorganisationen oder mit einem kulturellen jüdischen Habitus.[35] In jedem dieser Fälle scheint eine Diskussion über Kultur zentral zu sein bei der Untersuchung der vielfältigen Grundlagen für Einzel- und Gruppenidentitäten. Kultur scheint der beste Schlüssel zur Erklärung, warum sich die Aufmerksamkeit der Historiker von einer Regionalgeschichte der Strukturen und Typologien abgewendt hat hin zu einer Regionalgeschichte, die zunehmend Vermittlung, Wahrnehmung, Erfahrung, Mentalität und Sprache betont. Aber wo überschneiden sich Kultur und Region? Wie können wir das noch sehr abstrakte, wenn nicht gar völlig leere Interpretations-Konzept der „symbolischen Ortsbezogenheit" füllen?

Ich stimme hier Celia Applegate zu, daß die Praxis der Regionalgeschichte einen wichtigen Fixpunkt auf der glatten Fläche der deutschen Nationalidentität anbietet – und das nicht nur in den 1990er Jahren sondern schon im 19. Jahrhundert.[36] Keine gemeinsame Karte, keine einende Vision des sozialen Wandels erscheint in Applegates Aufsatz über Riehl und Freytag, auch wenn diese beiden Schriftsteller in vielen grundlegenden Entwicklungen, die sich vor ihren Augen in Deutschland abzeichnen, übereinstimmen. Applegate spürt den starken Widersprüchen im Denken dieser Männer nach. Ein Pol ist in der Region und dem Ort zu finden, der andere im Nationalstaat. Obwohl die Wertigkeiten sich stark unterscheiden, die mit dieson Polen verbunden sind, spiegeln sie einander in bemerkenswertem Ausmaß. Wie die Modernisierungsdebatte demonstriert hat, haben sich diese Wertigkeiten als ebenso dauerhaft wie kontrovers erwiesen.

Eine andere selbst-reflektive Karte hat Thomas Kühne in seinen weitreichenden Bemühungen vorgeschlagen, Regionen auf neuen Wegen „vor-

35 Vgl. die bibliographische Hinweise in Retallack, Society and Politics (Anm. 5).
36 Applegate, Nation (Anm. 11).

zustellen" und zu „konstruieren".[37] Kühne bemerkt, daß die Beschäftigung mit „Region" oftmals eine indirekte Kritik am Konzept der Modernisierung ist, ohne daß dieses Konzept durch etwas neues ergänzt wird. Um diesen Abweg zu vermeiden, empfiehlt Kühne unter Verweis auf die kognitiv-emotionalen Komponenten in der modernen Regionalgeschichtsschreibung, dem größere Aufmerksamkeit zu widmen, was deutsche Politologen früher unter dem Schlagwort „regionale politische Kultur" diskutiert haben. Nur nebenbei erwähnt: Kühne hat ein zweites Konzept entwickelt, das ich zentral in meine eigene Arbeit aufgenommen habe: das Konzept der „Wahlkultur" (und nicht der Waldkultur, wie ein sympathischer aber verblüffter Zuhörer dachte, als ich meine nächsten zwei Buchprojekte vorstellte!)

Helmut Walser Smith wirft die Frage auf, wie wir Historiker das Gefühl für die Besonderheit des Lebens, als gleichzeitig „ortsgebunden" und „auf der Wanderschaft" einfangen wollen.[38] Er empfiehlt, eine fehlgeleitete Suche nach „Authentizität" in der lokalen Geschichte aufzugeben, wenn die Forschung zu größeren, aggregierten Darstellungen führen soll. Historiker, so Smith, sollten bei der Benutzung eines geographischen Rahmens im Auge behalten, daß weder dessen Grenzen noch seine inneren Strukturen fest und unveränderlich sind.

Thomas Mergel betrachtet die räumliche Verwurzelung kollektiver Identitäten. Er vertritt sehr kritische Ansichten darüber, „how milieus happen".[39] Mergel betrachtet drei spezifische Milieus – das katholische Milieu, das Arbeiterklasse-Milieu und das Mittelklassen-Milieu – und stellt fest, daß diese sich anscheinend auf einem Weg herausgebildet haben, der die „Region-zu-Nation"-Progression widerlegt. Mergel gelingt es, den Gedanken der Territorialität als eine lange vernachlässigte Komponente von sozial-moralischen Milieus wiederzubeleben, indem er veranschaulicht, wie die politischen Massenbewegungen des späten 19. Jahrhunderts von der Fähigkeit abhängig waren, nationalen Symbolen und Identitäten möglichst ähnlich zu sein.

Andere Beiträge fragen, wie sich lokale Ideen über eine Gemeinschaft im Prozeß der nationalen Integration und Demokratisierung verändern. Siegfried Weichlein untersucht den Prozeß der nationalen Idee in Sachsen mit Hilfe verschiedener Maßstäbe (und kommt nicht weiter überraschend zu einem Schluß mit mehreren Interpretationen). Weichleins Analyse liegt ein Verständnis zu Grunde, in dem die Lokal-Regional-National-Gleichung – und nicht nur die „Regional-National" Polarität – als eine Spannung verstanden wird, nicht als eine lineare, chronologische Sequenz. In eine ähnliche Richtung geht einer meiner eigenen Beiträge, in dem ich

37 Kühne, Region (Anm. 13).
38 Smith, Lokalgeschichte (Anm. 12).
39 Mergel, Milieu (Anm. 14).

untersuche, wie sieh konservative Reformer in Sachsen und anderswo ihre „Revolution von oben" in den 1860er Jahren vorstellten, als Basis für die Relegitimierung ihres eigenen Staates in einem spezifischen föderalen Kontext. Ich habe versucht zu argumentieren, daß, wie paradox es auch klingen mag, regionale Vergleiche immer auch international gemacht werden können. Dies führte mich zu der quälenden Frage: „Why can't a Saxon be more like a Prussian?" Die Untersuchung darüber, wie die Sachsen ihre „Grenzen der Souveränität" in diesen turbulenten Dekaden wahrgenommen haben, könnte erklären, wie andere Reformer (und deren Feinde) zu anderen Zeiten ähnliche Herausforderungen aufgenommen haben.[40]

Damit komme ich zu vier Beiträgen, die im November 1999 in einem Sonderheft von *German History* mit dem Titel „Saxon Signposts" erschienen sind.[41] Mein Ziel war es, in diesem Sonderheft anhand von Visionen über die Moderne in der sächsischen Geschichte aufzuspüren, wie sich in der deutschen Geschichte Kultur und Macht überkreuzen. Die kulturelle und politische Analyse mit der Aufmerksamkeit auf ökonomischen und sozialen Wandel verbindend, habe ich von den Autoren gefordert, die Erfahrung von Kultur und die Ausübung der Macht vor Ort zu untersuchen; wie Michel Foucault es einmal ausdrückte, „an den Punkten, wo es kapillar wird, in ihrer regionalen und lokalen Ausformung und Institution".[42]

Robert Beachys Beitrag, der auf seiner Dissertation beruht, zeigt die Bedeutung öffentlicher Schulden und Steuern als Bedingung für die Entstehung einer modernen bürgerlichen Gesellschaft – einer Gesellschaft, die fest auf dem Prinzip des Privateigentums beruht.[43] Nach Beachy erwuchs Leipzigs Ruf als bedeutendes Universitäts- und Handelszentrum – dem Ort von Geist und Geld – völlig aus den Napoleonischen Kriegen. Im Gegensatz dazu wurde die Reputation Dresdens für Macht und Pracht durch den Vertrag von 1815 nachhaltig geschädigt. Eine Zeitlang konnte der rigide Konservatismus des sächsischen Staates und des Leipziger Stadtrates anscheinend die widersprüchlichen Ansprüche auf die öffentliche Kasse abwehren. Aber langfristig stellte die alte Ordnung mit der Verweigerung einer gleichmäßigeren Besteuerung und Partizipationsrechten ihre eigene Legitimität in Frage, was in den 1830er Jahren zur Neukonstituierung der sächsischen Staatsmacht führte.

Mein eigener Aufsatz hat einen komparativen Ansatz übernommen, um die Erfolge regionaler, konservativer Bewegungen in zwei versehiedenen

40 Weichlein, Saxons (Anm. 16); Retallack, Reform (Anm. 19).

41 Retallack, Signposts (Anm. 5).

42 M. Foucault, Power/Knowledge. Selected Interviews and Other Writings 1972–1977, hrsg. von C. Gordon, New York 1980, S. 96.

43 R. Beachy, Representation, Revolt, and Reform: Communal Protest and Municipal Government in Early Nineteenth-Century Saxony, in: Retallack, Signposts (Anm. 5), S. 471-488.

deutschen Staaten auszuwerten.[44] Ich habe versucht darzustellen, daß für konservative Reaktionen auf die sozialen und ökonomischen Umwälzungen der 1870er Jahre, sowohl in einem liberalen Staat wie Baden als auch in einem konservativen Staat wie Sachsen, eine Politik des Ressentiments typisch war. Im Gegensatz zu der bisher gängigen Interpretation, das Einsetzen der Massenpolitik habe die deutschen Rechten erst in den 1890er Jahren neu geordnet,[45] zeige ich die Überzeugungskraft, die der Antisemitismus unter regionalen Parteiführern der Konservativen schon in den beiden vorhergehenden Dekaden hatte. Konservative Konzeptionen vom Deutschtum erscheinen in unterschiedlicher Ausprägung im Kontext der Auseinandersetzungen um die Etablierung der politischen Hegemonie auf lokaler oder regionaler Ebene.

Glenn Penny und Marline Otte haben Kämpfe untersucht, die verschiedene Gruppen um die Errichtung einer lokalen Kontrolle über die Symbole der deutschen Nationalkultur geführt haben.[46] Otte taucht dabei mit ihrer Studie über den Zirkus Sarrasani in Dresden in die Welt der populären Kultur ein. Penny hingegen stellt den lokalen und den kosmopolitischen Blickwickel von Leipziger Museumsinitiatoren nebeneinander, um zu zeigen, wie lokale Identitäten überlebten und trotz nationaler und internationaler Konkurrenz weiter wuchsen. Beiden Studien ist die Erkenntnis gemein, daß kulturelle Kämpfe in ihrer vielfältigen Form und Funktion häufig auf lokalem Terrain ausgetragen wurden, auch wenn sie sich eigentlich auf nationale oder internationale Fragen bezogen. Kultur wurde in Übereinstimmung mit lokalen Traditionen und Praktiken produziert und konsumiert, wobei in beiden Prozessen unter Zeitgenossen Unsicherheit darüber bestand, wie die ortsgebundene Hierarchie von Identitäten mit dem Entstehen eines nationalen Publikums verbunden werden konnte.

Alle vier Beiträge zeigen die Unvollkommenheit jedes historischen Ansatzes, der nicht bis zu einem bestimmten Grad interdisziplinär ist. Sie untersuchen Orte, an denen Kommerz und Kultur zusammenkamen, wo das Geschäft und die Verschönerung weit entwickelt waren und wo bürgerlicher Stolz und weltoffene Konkurrenz nicht als inkompatibel angesehen wurden. Nur mit einem interdisziplinären Ansatz können wir zum Beispiel

44 J. Retallack, Conservatives and Antisemites in Baden and Saxony, in: ders., Signposts (Anm. 5), S. 507-526.

45 Wie z. B. G. Eley, Anti-Semitism, Agrarian Mobilization, and the Conservative Party: Radicalism and Containment in the Founding of the Agrarian League, 1890–1893, in: L. E. Jones/J. Retallack (Hrsg.), Between Reform, Reaction, and Resistance: Studies in the History of German Conservatism from 1789 to 1945, Providence/Oxford 1993, S. 187-227; vgl. J. Retallack, Anti-Semitism, Conservative Propaganda, and Regional Politics in Late Nineteenth-Century Germany, in: German Studies Review 11 (1988), S. 377-403, und ders., Conservatives (Anm. 44).

46 G. Penny, Fashioning Local Identities in an Age of Nation-Building: Museums, Cosmopolitan Visions, and Intra-German Competition, in: Retallack, Signposts (Anm. 5), S. 489-505; Otte, Sarrasani (Anm. 24).

die Denkweise von Museumsgründern verstehen, denen es darum ging, den Triumph der deutschen Wissenschaft und die Überlegenheit der deutschen Bildung darzustellen ohne die Resonanz ihrer Argumente mit einem Maßstab, der sowohl anhand lokaler als auch kosmopolitischer Standards gewonnen wurde, zu vergleichen. Diese Dinge erfordern darüber hinaus eine Synthese von ökonomischen, sozialen, politischen, intellektuellen und kulturellen Perspektiven, die in der lokalen und regionalen Historiographie kaum erreicht wird. Da das für einen einzelnen Autor auch fast unmöglich ist, hoffen wir, daß der Gesamtertrag der Beiträge mehr als die Summe seiner Teile darstellt.

Das Hervorbringen von Kultur war im 19. Jahrhundert vor allem eine Aufgabe der Liberalen. Aber waren die Liberalen auch die Bauleute der Nation? Nur wenige Historiker betrachten die regionale und lokale Politik heute noch ausschließlich unter dem Blickwinkel nach der Herrschaft im zentralisierten Staat. Doch in einigen Studien ist der Trend von der „hohen" Politik hin zu einer Fokussierung auf die „kleinen Leute" zu weit gegangen: der Staat und seine Vermittlungsinstanzen blieben völlig im Hintergrund. Nach Michel Foucault können wir diese Schwierigkeiten vermeiden, indem wir die Macht als etwas betrachten, das innerhalb und durch soziale Räume zirkuliert.[47] Oder wir betrachten Macht als etwas, das nicht nur durch offizielle, sondern auch durch inoffizielle Agenten der sozialen Kontrolle und der kulturellen Produktion erzeugt wird. Zu oft gelangen die Historiker zu sterilen Antithesen, die Despotismus und Legitimation, Unterdrückung und Recht gegenüberstellen. Aber wie diese Aufsätze zeigen, agierten die deutschen Autoritäten, wenn sie Macht lokal oder regional ausübten, auf beiden Seiten der Linie (wie die Bezeichnungen „kleiner Tyrann" oder „ungekrönter König von Sachsen" nahelegen). Daher ist es sinnvoll, Macht nicht nur als etwas von oben ausgehendes zu betrachten. Für Foucault wurde „Macht durch eine netzwerkartige Organisation eingesetzt und ausgeübt". „Und die Individuen bewegen sich nicht nur in ihrem Gewinde; sie sind immer auch in der Position, um gleichzeitig Macht zu erleben und auszuüben. Sie sind nicht nur ihre unbeweglichen oder zustimmenden Ziele, sie sind immer auch die Elemente ihrer Artikulierung." Insofern helfen diese Aufsätze, die zirkulierende Artikulierung von Macht und Identität zu erklären, beginnend bei lokalen Bekundungen von Bürgerstolz über Beispiele von Landespatriotismus bis hin zum Entstehen von Mentalitäten, Identitäten und Ideologien, die in einen nationalen Konsens münden. Dabei gerät der Nationalismus nie aus dem Blick.

Sicher würde keiner der Autoren das allmähliche Aufkommen eines nationalen Bewußtseins im 19. und frühen 20. Jahrhundert in Deutschland verneinen. Ebensowenig würden sie widersprechen, daß Industrialisierung, Urbanisierung, das Entstehen von Massenpolitik und das schnelle An-

47 Foucault, Power/Knowledge (Anm. 42), S. 96-98, und für die folgenden Zitate.

wachsen einer Massenkultur nur wenige Bereiche des alltäglichen Lebens unberührt von Trends und Mustern ließ, deren größere Konturen erst auf nationaler Ebene wahrnehmbar waren. Die wirkliche Beziehung zwischen diesen Übergängen und der Ausübung von Macht an der Basis der Gesellschaft ist aber so selten untersucht worden, daß der „moderne" deutsche Autoritätsstaat prinzipiell als ein nationales Phänomen gilt. Diese Idee steckt hinter dem von Hans-Ulrich Wehler geprägten Begriff des „Reichsnationalismus" (mit seiner starken negativen Konnotation).[48] Die Aufsätze argumentieren, freilich nicht als erste, daß nationale Gefühle – seien sie „fanatisch" oder nicht – kein Ersatz für die traditionellen oder eng begrenzten Beziehungen zur Heimat sind. Sie erwachsen aus ihnen und beziehen daher ihre Kraft. In diesem Sinne stimmen die Autoren mit anderen Historikern darin überein, daß es keine direkte Opposition zwischen Ortsverbundenheit und Nationalismus oder zwischen Lokalismus und Moderne gibt. Die Integration ökonomischer, sozialer und kultureller Perspektiven eröffnet die Möglichkeit, einen Weg in der politischen Topographie des Nationalismus zu entdecken, der den durchschnittlichen Deutschen nicht allzu weit weg von zu Hause führte.

Die in dem Sonderheft von *German History* behandelten Individuen und Gruppen waren insofern Identitätsstifter, als sie sich beim Ausgraben, Abreißen oder dem Wiederaufbau selbst-versichernder Grenzen engagierten, die ihnen einen sicheren Platz in der Welt boten. Dieser Punkt bringt uns zu der noch relativ unerforschten Frage danach, wo sich die Ideen von Macht und Identität mit den Ideen eines Ortes überschneiden. In den Aufsätzen erfahren wir nicht nur, daß die Sachsen ständig ihre Unterordnung unter die Zentralgewalt in Frage stellten, sondern auch, daß sie unzählige Wege fanden, diese zu umgehen. Folglich führen unsere Autoren keine Opfer, sondern engagierte Bürger, Gestalter der öffentlichen Meinung, bejubelte wissenschaftliche Führer und selbstbewußte Unternehmer vor. Solche Individuen waren, um mit Penny zu sprechen, darum bemüht, etwas Bemerkenswertes „zu tun" oder „zu sein".[49] Hans Stosch-Sarrasani war entschlossen, die Bühne als ein „orientalischer" Eroberer zu betreten – und es gelang ihm (mal mehr mal weniger). Der Leipziger Bürgerstolz erwuchs vor allem aus der Angst vor dem Provinzialismus. Die Gegner dieser selbstbestimmten Individuen verschwinden derweil nicht von der Bildfläche. Stadträte und Staatsminister müssen auf die Insubordination ihrer Untergebenen reagieren, Stadtväter und Museumsdirektoren sind gezwungen, multikulturelle Vorstellungen unter dem Eindruck der Globalisierung neu zu ordnen, Parteipolitiker, Funktionäre und Journalisten müssen die Herausforderung der „politics in a new key" aufnehmen, und Unternehmer der

48 H.-U. Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 3, 1849–1914, München 1995, S. 1067-71.

49 Penny, Fashioning (Anm. 46), S. 497.

Unterhaltungsindustrie tun ihr Bestes, um sich an die verändernden politischen Stimmungen und ästhetischen Konventionen anzupassen. Wenn aktive, enthusiastische, innovative Deutsche auf ihre besessenen, Scheuklappen tragenden und lärmenden Landsmänner treffen, fliegen die Funken. Dabei ist weder die eine noch die andere Gruppe historisch signifikanter, aber ihre beiderseitigen Versuche, in den Kommunen neue Identitäten zu stiften, können nicht verstanden werden, wenn man sie voneinander trennt.

Ob Gegner oder Verteidiger der alten Ordnung, ob hohe moralische Integrität oder Neigung zur persönlichen Vorteilsnahme – diese Individuen verdienen es, in die Geschichtsschreibung eingeführt zu werden, weil sie Diskurse lenkten und initiierten, die Millionen von Deutschen beschäftigten. Im Prozeß des Erzählens dieser Geschichten, erscheint es angebracht zu betonen, daß in zeitgenössischer Betrachtung Konflikt häufiger herrschte als Konsens, daß Exklusivität über Inklusivität überwog und daß Grenzen wichtiger waren als Brücken. Die Schwarz-Weiß-Kontraste, die wir in anspruchslosen Abenteuergeschichten finden, scheinen nicht völlig unangebracht zu sein, wenn wir zum Beispiel von Deutschen lesen, die den bürgerlichen Verhaltensnormen „entfliehen" wollen, die auf eine bestimmte soziale Gruppe „zielen", und die politische und kulturelle Visionen zu „zähmen" versuchen. Wir können in diesen Fällen Sachsen entdecken, die versuchten, sich mit der größeren Welt jenseits der Grenzen auf einem wohlwollenden Wege zu verbinden. Doch allgemein wurden solche Deutschen angetrieben durch kulturelle Symbole, die mit der Spreu des Imperialismus flogen, nicht jedoch mit einer internationalen Brüderlichkeit.

Eigentumsbesitzer und Museumsdirektoren in Leipzig, Antisemiten und Zirkusbesucher in Dresden – jede dieser Gruppen entwickelte eine „Us-Against-the-World"-Mentalität. Und hier gab es gewiß eine Vielzahl von Auseinandersetzungen. Die Leipziger Stadtverordneten kämpften gegen den Leipziger Rat, und beide zusammen kämpften gegen die Regierung in Dresden. Deutsche Abenteurer kämpften gegen Briten in Afrika und jeden anderen zu Hause. Konservative und Antisemiten überboten sich in ihrer demagogischen Rhetorik, aber gegen die Liberalen, die nicht ihre Sicht über Christenheit und rassische Reinheit teilten, griffen sie vereint zu den Waffen. Und Zirkusdirektoren beteiligten sich an einer halsabschneiderischen Konkurrenz, um die eindrucksvollsten Zurschaustellungen exotischer Objekte und wagemutiger Attraktionen zu organisieren. Erst nach 1914 entdeckten sie, daß das Angebot von talentierten deutschen Darstellern nicht Schritt halten konnte mit der Nachfrage des Publikums nach gewalttätigeren Spektakeln.

Diese Kämpfe spiegelten sich in einer Vergröberung der Sprache wieder: als „schädlich", „vergiftend", „demagogisch" oder einfach „künstlich" wurden die Sichtweisen der jeweils anderen Seite betitelt. Angriff und Schuld, Verhandlung und Entlastung – diese Tropen erscheinen immer

wieder. Oftmals verschwammen die Grenzlinien zwischen den verschiedenen Lagern und Genres. Otte mag recht haben, wenn sie argumentiert, daß Zirkusdirektoren und Darsteller versuchten, neue „Zonen ohne Grenzen" zu konstruieren, wo eine Demokratisierung der Sinne mit dem Ausgleich der sozialen Distinktionen Hand in Hand gehen konnte.[50] Als der sächsische König (beinahe) in Kontakt mit seinen Untertanen kam, richtete sich unsere Aufmerksamkeit auf die „hoch veranschlagten sozialen Räume", in denen die eine Seite versuchte, in das Territorium der anderen Seite einzudringen.

Die Langzeitwirkung einer solchen negativen Identitätspolitik sollte aber nicht überschätzt werden. Hier besteht kein besonderer Anlaß, einen Abstieg in die Gewalt als symptomatisch für die deutsche Kultur und Politik in diesen Jahren zu betrachten. Es gab eine Vielzahl weniger gewaltvoller Dialoge in den betrachteten Fällen. In der Tat finden wir weniger bilaterale Dialoge als – wie Penny herausstellte – „Konversationen" über solche Begriffe wie Mann oder Natur und über deren Bedeutung für die Deutschen. Diese Konversationen spiegeln die „echten" Inhalte des lokalen Protests nicht weniger wider als die feindlichen Konfrontationen. Dabei liefen sie höflich genug ab, um die zugrundeliegenden ökonomischen Dimensionen des lokalen Protestes zu enthüllen, die in politischen Kämpfen üblicherweise verdeckt bleiben. Sowohl Beachy als auch Penny erinnern uns, daß die Handelsstadt Leipzig, allein um zu überleben, ihren Platz in der Welt definieren mußte: niemand konnte Händler, Touristen oder Studenten zwingen, nach Leipzig zu kommen. Daher waren Rückwärtsgewandtheit, Zahlungsunfähigkeit oder Weltfremdheit einfach keine Optionen für die Bürger Leipzigs. Ähnlich gelagert ist die von Penny und Otte geführte Diskussion über Umwälzungen im Weltmaßstab, die durch neue ökonomische Bedingungen verursacht wurden und nur in einem globalen Kontext verstanden werden können. Mein eigener Beitrag argumentiert, daß die politische Konkurrenz zwischen Konservativen und Antisemiten diese nicht davon abhielt zusammenzuarbeiten, um das zu korrigieren, was sie als eine dysfunktionale kapitalistische Ordnung betrachteten. Obwohl die hier untersuchten sozialen Gruppen ihre Identitäten in Gegnerschaft zu einem „Anderen" stifteten, tendierten sie gleichzeitig dazu, diese polarisierten Weltsichten (und ihren Platz darin) in Frage zu stellen, zu durchkreuzen und zu unterlaufen.

V. Zusammenfassung

Vielleicht ist mit der Beschreibung dieser überschneidenden Themen und Praktiken ein geeigneter Schlußpunkt erreicht. Weder die hier präsentierten Erkenntnisse noch deren Interpretation sind dazu angetan, Zustimmung

50 Otte, Sarrasani (Anm. 24), S. 533.

auf längere Zeit zu ernten. Denn die Ansammlung neuer Erkenntnisse über Macht und Kultur erfolgt so schnell, daß Argumente über ihre Beziehung nicht zeitlos sein können, selbst im thematisch, zeitlich und geographisch begrenzten Fokus dieser speziellen Ausführungen. Die Untersuchung, wie Gesellschaften in der Vergangenheit ihren Weg in die „Moderne" gefunden haben, scheint sich manchmal allzu sehr einer Teleologie anzunähern. Da könnte ein stärker komparativ ausgerichteter Rahmen sicher helfen, Möglichkeiten über regionale und nationale Grenzen hinaus zu beleuchten. Dieser Beitrag listet mehrere Pfade aus der Vergangenheit in die Gegenwart auf, wobei historische Entwicklungen erfaßt werden, die nicht zu einer vertrauten Zeit oder in einem vertrauten Raum zusammenlaufen. Wenn wir daran denken, wieviel Arbeit für andere deutsche Regionen und Epochen noch zu tun bleibt, können wir nur hoffen, daß Historiker in ihrer Suche nach Wegweisern fortfahren – Wegweiser, mit denen Zeitgenossen ihren Weg markierten, aber auch solche, die die Schwierigkeiten in der Bewegung von dem Bekannten zum Unbekannten anzeigen.

Buchbesprechungen

Joachim Gartz, Liberale Illusionen. Unabhängigkeit und republikanischer Staatsbildungsprozeß im nördlichen Südamerika unter Simón Bolívar im Spiegel der deutschen Publizistik des Vormärz, Frankfurt a. M. 1998 (Europäische Hochschulschriften, III/ 808), 290 S.

Joachim Gartz' Dissertation stellt eine wertvolle Ergänzung der vorhandenen Arbeiten über die publizistische Reflexion der Independencia Lateinamerikas in Deutschland[1], hier mit dem Schwerpunkt nördliches Südamerika, dar. Sie bereichert auch die umfangreiche Historiographie zum Themenkomplex „deutsch-latein-amerikanische Beziehungen" und „Bild von Lateinamerika in Deutschland"[2].

Die hauptsächlichen Quellen der Untersuchung sind fünfzehn einflußreiche politisch-historische Zeitschriften, die zur Zeit des Vormärz in Deutschland erschienen, und eine Reihe von zeitgenössischen Monographien, die sich mit Simón Bolívar und den Unabhängigkeitskriegen im spanischen Amerika beschäftigen. Deren Analyse stellt der Autor ein Kapitel voran, in dem er sich eingehend mit dem europäischen Lateinamerikabild vor der Independencia, den Ereignissen um Gründung und Zerfall von Bolívars Großkolumbien und der politischen Landschaft Deutschlands zu jener Zeit, den Auseinandersetzungen zwischen Frühliberalen und Konservativen, befaßt.

Gartz' Analyse der Zeitschriften, mit Informationen politischer und biographischer Hintergründe ihrer Redaktion, ergibt, daß abhängig z.T. vom Standpunkt der Herausgeber der Zeitschriften oder der Autoren der betreffenden Artikel, aber noch mehr von der ausländischen Quelle – denn ein großer Teil der Artikel waren „Fremdübernahmen" aus der englischen, manchmal auch französischen oder nordamerikanischen Publizistik – extrem unterschiedliche Sichten auf Simón Bolívar („Befreier" oder „Diktator"?) und die unabhängigen Republiken in Lateinamerika (waren sie liberale Musterrepubliken als Vorbild für das restaurativ erstarrte Europa oder chaotische Verbrecherstaaten?) verbreitet wurden. Im übrigen kommt der Autor zum Schluß, daß liberale politische Autoren genauso wenig immer ein idealisierendes, heroisches Bild von Bolívar verbreiteten – vor allem seine diktatorischen Maßnahmen ließen Kritik aufkommen – wie konservative Publizisten ein verteufelndes.

Bis Mitte der zwanziger Jahre habe insgesamt die liberal-proindependentistische Darstellung der Ereignisse in Großkolumbien dominiert, in der die Prognose für das Funktionieren der konstitutionellen Ordnung der neuen Staaten und die wirtschaftliche Prosperität viel zu positiv ausfiel. Der Zerfall Großkolumbiens, Bürgerkriege in mehreren lateinamerikanischen Republiken und die Desillusionierung über die Chancen von Handel mit und Investitionen

in diese Länder zerstörte nach *Gartz* die liberalen Illusionen und bewirkte die Verbreitung eines sehr negativen Images der Region sowie einen deutlichen quantitativen Rückgang der Informationen über Lateinamerika.

Gartz' Untersuchung der Monographien über die Freiheitskriege in Südamerika zeigt, bei sehr unterschiedlicher Einschätzung der Person und der Verdienste Bolívars und der Zukunftsperspektiven der neuen Staaten, Übereinstimmung hinsichtlich der Verurteilung der spanischen und portugiesischen Kolonialherrschaft und der Akzeptanz der Unabhängigkeit der Lateinamerikas als historisch notwendig und irreversibel. Die bedeutendste monographische Darstellung der Unabhängigkeit Lateinamerikas aus liberaler Sicht erfolgt nach Meinung des Autors in Gervinus „Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen" (Leipzig 1855–1866).

Eine Chronologie zum Leben Simón Bolívars und der Ereignisse um die lateinamerikanische Independencia sowie eine Übersicht über die analysierten Zeitschriftenartikel runden die Arbeit ab. Kritisch anzumerken wäre, daß *Gartz* in seinem Literaturverzeichnis nicht die Schriften Alexander von Humboldts aufführt, deren Bedeutung für das zunehmende Interesse an Lateinamerika in Deutschland und Europa er selbst hervorhebt, und daß er die ethnische Dimension der europäischen Vorstellungen von Lateinamerika (Stereotypen des Kreolen, Indianers, Schwarzen, Mestizen etc.), die auch bei der Beurteilung der politischen Entwicklung eine Rolle spielten, aus seinen Untersuchungen ausklammert.

Ulrike Schmieder

1 U.a. G. Kahle, Simon Bolívar in zeitgenössischen deutschen Berichten (1811–1831), Berlin 1983; H.-O. Kleinmann, Die politische und soziale Verfassung des unabhängigen Mexiko im Bild und Urteil liberaler deutscher Zeitgenossen, in: JbLa, Bd. 8, 1971, S. 221-250; M. Kossok, Alexander von Humboldt und der Freiheitskampf Spanisch-Amerikas, in: Alexander-von-Humboldt-Ehrung in der DDR, Berlin 1986; J. Ludwig, Literatur über Lateinamerika in Deutschland 1760–1830, Das Beispiel Sachsen, in: M. Zeuske/B. Schröter/ J. Ludwig, Sachsen und Amerika. Begegnungen in vier Jahrhunderten, Frankfurt a. Main 1995, S. 80-118; U. Schmieder, Lateinamerika in Periodika deutscher Regionen. Die Widerspiegelung der gesellschaftlichen Transformation Lateinamerikas in publizistischen Quellen 1760–1850, Hamburg 1998; K. Schüller, Das Urteil der deutschen Liberalen des Vormärz über Lateinamerika, eine historische Skizze, in: JbLa, Bd. 31, 1994, S. 189-208; M. Zeuske, Humboldt y el problema de la transformación en Venezuela y Cuba (1760–1830), Ocho tesis y un apéndice teórico, in: A. Gil Novales (Hrsg.), Ciencia e independencia política, Madrid 1996, S. 83-129; Alexander von Humboldt und das neue Geschichtsbild von Lateinamerika, hrsg. von M. Zeuske und B. Schröter, Leipzig 1992.

2 Historiographische Angaben z.B. bei M. Zeuske, Regiones europeas y regiones americanas en la primera mitad del siglo XIX, in: M. Zeuske/U. Schmieder (Hrsg.), Regiones europeas y Latinoamérica (siglos XVIII y XIX), Madrid/ Frankfurt a. M. 1999, S. 15-72; Schmieder, Lateinamerika in Periodika, S. 1-21. Hier rezensiertes Werk von Gartz, S. 9-26.

Charles Montagu Doughty, In Arabiens Wüsten – ein Christ zieht durch den Vorderen Orient [Passages from Arabia Deserta]. Deutsch von Irmhild u. Otto Brandstädter, hrsg. u. eingel. v. Uwe Pfullmann, Nachw. Ulrich van der Heyden, edition ost, Berlin 1996 (*Cognoscere*, hrsg. Ulrich van der Heyden, 10), 396, IV S.

U. van der Heyden verfolgt mit der Reihe *Cognoscere* das kaum genug anzuerkennende Ziel, anhand von kompetent eingeleiteten und, wo nötig, übersetzten Augenzeugenberichten aus der Vergangenheit zu einem besseren Verständnis fremder, oft als 'exotisch' (ab)qualifizierter Weltgegenden und -kulturen zu gelangen. Nach mehreren anderen Quellen zu nahöstlichen Themen liegt nun die deutsche Erstveröffentlichung der erstmals 1931 herausgekommenen Kurzfassung von *Charles Doughtys* „Travels in Arabia Deserta" vor. In diesem 1888, zehn Jahre nach den erzählten Ereignissen, abgeschlossenen Monumentalwerk, das aus offensichtlichen praktischen Gründen später zweimal nur komprimiert neuaufgelegt wurde, berichtet der Verf. ausführlich von seinen Reiseerlebnissen auf der Arabischen Halbinsel, einer Region, deren überwiegende Unwirtlichkeit und weitgehende Verschlossenheit gegenüber Fremden und 'Ungläubigen' ihr noch heute eine besondere Aura verleihen. Wie erst in der Hoch-Zeit des viktorianischen Empire und vor der Entdeckung des Erdöls und der Erfindung des Autos, von anderen, moderneren Verkehrsmitteln ganz zu schweigen!

Unter den zahlreichen Abenteuer- und Forschungsreisenden – eine Abgrenzung fällt oft schwer – des 19. Jahrhunderts, die im Orient unterwegs waren und ihre Erfahrungen schriftstellerisch verarbeiteten, fällt Charles Montagu Doughty (1843–1926), Pastorensohn, verhinderter Marineoffizier, studierter Geologe und (germanischer) Sprachwissenschaftler, als besonders eigenwillige Erscheinung auf. Bei aller Faszination und wissenschaftlichen Neugier, die ihn für die bereisten Länder erfüllte, das Studium des Arabischen energisch anpacken ließ und zu bahnbrechenden Erkenntnissen führte, scheint er sich geradezu zur Aufgabe gemacht zu haben, in seiner arabischen Umgebung durch herausfordernd zur Schau gestellte Andersheit, vor allem hinsichtlich seines christlichen Bekenntnisses, Anstoß zu erregen. Die Frage nach seinem primären Handlungsmotiv, ob es eher zivilisatorisch-imperiales oder eher christlich gruudiertes Überlegenheitsgefühl und Missionsdrang waren, kann nicht einfach mit einem Verweis auf den Zeitgeist beantwortet werden.

Immerhin macht, abgesehen vom Sachinhalt des Berichtes und der oft spannungsreichen Erzählung, Doughtys Ambivalenz gegenüber seinem Gegenstand einen besonderen Reiz des Buches aus, insofern es den Leser mit womöglich unbewußten eigenen widersprüchlichen Haltungen zur arabischen Welt und zu fremden Kulturen überhaupt konfrontiert.

Die deutsche Übersetzung von Irmhild und Otto Brandstädter liest sich gut, ohne doch Doughtys etwas sperrigen Stil zu verleugnen. Uwe Pfullmann, ausgewiesener Spezialist für die moderne Geschichte der Arabischen Halbinsel und vor allem Saudi-Arabiens, steuert eine instruktive Einleitung bei (S. 6-16), in der er einen Abriß von Doughtys Biographie gibt und seine Reisen in den Rahmen der Forschungsgeschichte der Halbin-

sel sowie der politischen Geschichte der verschiedenen wahhabitisch-saudischen Reichsbildungen einordnet. Ebenso nützlich sind Glossar (vielleicht in einer künftigen Neuauflage durchzusehen) und Auswahlbibliographie. Das Buch ist ansprechend und solide produziert; hervorzuheben sind die Schwarzweißillustrationen nach Doughty und Zeitgenossen, Typographie, Papier und Bindung – und nicht zuletzt die Reproduktion eines Autorenporträts auf dem Einband.

Lutz Richter-Bernburg

Henri Band, Mittelschichten und Massenkultur. Siegfried Kracauers publizistische Auseinandersetzung mit der populären Kultur und der Kultur der Mittelschichten in der Weimarer Republik, Lukas Verlag, Berlin 1999, 248 S.

Die überarbeitete Berliner Dissertation stellt die Entwicklung der Ansichten, Methoden und Bewertungskriterien Kracauers vom Beginn der 1920er Jahre bis zur 1929/30 entstandenen großen Studie über die Angestellten in der Weimarer Republik dar. Im Zentrum steht Kracauers Tätigkeit für das Feuilleton der Frankfurter Zeitung (FZ). In der Verlaufskurve der Grundansichten wird deutlich, daß Kracauer in den Urteilen dieser Studie wieder zur Abwertung des Alltäglichen und zu den metaphysisch-theologischen Voraussetzungen und Motiven seiner frühen Publizistik zurückkommt, über die er in seinen Reportagen aus der Mitte des Jahrzehnts während seiner journalistischen Praxis bei der FZ hinausgewachsen war (S. 9). Aus diesem textanalytischen Befund leitet *Band* sein Erkenntnisinteresse ab, Kracauers intellektuellen Werdegang im journalistischen Erfahrungsraum aufzuzeigen, d. h. „exemplarisch unter dem Blickwinkel der Konstitution und der Konstitutionsbedingungen der Erfahrungs- und Diskursmuster massenkultureller Entwicklungen in den zwanziger und dreißiger Jahren nachzuzeichnen" (S. 9-11). Über eine textimmanente und geistesgeschichtliche Interpretation hinaus will *Band* zu einer Pragmatik Kracauer'scher Texte gelangen. Dazu will er primär die kultur- und sozialkritischen Argumentationsmuster Kracauers rekonstruieren (S. 12). Dabei zeichnet sich ab, daß Kracauers zuvor gesetzte Theorien und die in die Deskription eingehenden Erfahrungen häufig auseinanderklaffen (S. 14).

Im folgenden wird *Bands* Darstellung der Verlaufskurve unter Einbeziehung positiver und negativer Einzelkritik kurz dargestellt, ehe abschließend der Ertrag der Studie aus geschichtswissenschaftlicher Sicht bewertet wird.

Kracauers frühe Publizistik prägen Kategorien wert- und kulturphilosophisch gefärbter Erkenntniskritik, wobei die Topik bildungsbürgerlicher Kritik an Kapitalismus, Zivilisation, Rationalismus und Säkularisierung und die Überhöhung religiös fundierter Gemeinschaft vorherrscht (S. 23). In diese Besinnung auf konservative Werte brachte das Engagement in der Feuilletonredaktion der FZ mit seinen praktischen Arbeitsanforderungen einen Impuls, sich gegenüber den Problemen der aktuellen Wirklichkeit zu öffnen und allmählich die eigene Sichtweise zu wandeln (S. 30). Kracauer überprüft nun populäre Kulturphänomene auf das zivilisationskritische Exempel, beginnend 1922 mit Struktur und Topik des Detektivro-

mans unter besonderer Berücksichtigung des Ortes „Hotelhalle".

Zu den philosophischen Residuen dieser Studie schreibt *Band*: „Wenn sich für den Traktat eine übergreifende Idee formulieren läßt, dann die einer negativen Homologie zwischen der höheren, religiösen Sphäre und der niederen Sphäre des Detektivromans. Diese Idee liefert Kracauer den Schlüssel für die Charakterisierung der erzählerischen Bestandteile des Genres: der Detektiv verkörpert das Gegenbild Gottes, die Hotelhalle das Gegenbild des Gotteshauses, die Polizei das Gegenbild der sich selbst einen Sinn und eine Ordnung gebenden Gemeinschaft etc., und alle Bestandteile des Detektivromans sind Vexierbilder der durch die Ratio und den selbstherrlichen Intellekt herausgesetzten Bruchstücke des zivilisatorischen Getriebes." (S. 42) Kritisch merkt *Band* an, daß Kracauer die Funktionen, die der Detektivroman bei den Lesern erfüllt, ausblendet (S. 43). Doch zeichnet sich hier schon die Argumentationsfigur ab, die in der mittleren Phase der Verlaufskurve eine große Rolle spielt, die Verlagerung der Heilserwartung auf das Profan-Banale selbst (vgl. v. a. S. 49f.). *Band* zitiert: „Reise und Tanz in ihrer heutigen Gestalt wären mithin zugleich Ausschreitungen theologischer Art und Verläufigkeiten profanen Charakters, Verzerrungen wirklichen Seins und Eroberungen in den an sich unwirklichen Medien des Raumes und der Zeit. Diese mögen sich mit Sinn erfüllen, wenn die Menschen aus den neu gewonnenen diesseitigen Gebieten sich hinspannen zu dem Unendlichen, dem Ewigen, das in keinem Diesseits je beschlossen sein kann", und leitet daraus ab: „Aber indem Kracauer den Detektivroman und die modernen Formen der Reise und des Tanzes als ästhetische bzw. kulturelle Epiphänomene eines grundlegenden Rationalisierungs- und Entsubstantialisierungsprozesses begreift, desavouiert er eine bildungsbürgerlich-moralisierende Kritik an diesen Erscheinungen als Donquichotterie" (S. 50).

1926/27 vollzieht Kracauer den Übergang zu einer material und sozial konkretisierten Essayistik, der vor allem im Essay „Das Ornament der Masse" faßbar wird (S. 51). Den frühen Marx und Lukács' Marx-Interpretation rezipierend und somit zu einem „Materialismus der Transzendenz" findend, läßt er sich von der Denkfigur, gesellschaftlich-kulturelle Oberflächenerscheinungen als Chiffren eines Epochenwandels interpretieren zu können, leiten (S. 51). *Band* listet die hierbei entstehenden Leitmotive auf: Oberflächenanalyse und Epochendeutung, massenkulturelle Ornamente als Chiffren des Epochenwandels, Geschichtsprozeß als Prozeß der Rationalisierung und Entmythologisierung, geschichtsphilosophische Legitimationserklärung für die massenkulturellen Phänomene sowie Ideologiekritik (S. 52-60). Etwa gleichzeitig nimmt Kracauer eine ideologie- und sozialkritische Inhaltsanalyse von Erfolgsfilmen und -büchern vor, die er in seine Beobachtungen der Kinopaläste des Berliner Westens und seine Theorie zu Zerstreuungskultur und Kult der Zerstreuung als Merkmale einer neuen Angestelltenkultur einbettet. In diese Phase fallen die Äußerungen, in denen Kracauer in Zerstreuung auch ein emanzipatorisches Potenzial lokalisiert – allerdings nur solange, wie Zerstreuung letztlich das Bedürfnis nach philosophischer Kritik und nicht etwa das nach Unterhaltung befriedige (S. 61-70). Eine bestimmte Wert-

setzung seiner Frühzeit behält Kracauer bei: „die Zurückweisung einer kultisch und künstlerischen Unterhaltungskultur, die die götterlosen Massen mit idealistisch übersteigerten kulturellen Versprechungen und Angeboten auf die Fährte einer überlebten bürgerlichen Kultur lockt" (S. 70).

In der Filmkritik folgt Kracauer einer Widerspiegelungstheorie, bei der – wie *Band* kritisiert – Kracauer die alternativen Rezeptionsmöglichkeiten der Zuschauer sowie die Möglichkeit, unbewußt nicht assimilierbare Vorstellungen eines lebenswerten Lebens zu transportieren, nicht in den Blick nimmt (S. 72, analog S. 80f.). Kritisch gegenüber dem Fehlen einer hinlänglich differenzierten Theorie zeitgenössischer Rezeption in Kracauers Schriften, konstatiert *Band* jedoch weiterführende Neuansätze in der Einsicht, werktyp- und leserkreisspezifsche Kriterien verwenden zu müssen (S. 88f.), in der Anerkennung der textpragmatisch gewachsenen Rolle des Verlegers (S. 90) und in dem Insistieren auf den sozialen Verhältnissen der Kulturkonsumenten, also in Aufbrechung des bildungsbürgerlichen Klassenethnozentrismus (S. 91). Zumindest konzeptionell kann Kracauer damit eine Topografie des bürgerlichen Bewußtseins in den Krisenjahren der Republik schreiben (S. 93). *Band* erkennt darin neben dem soziologischen ein dezidiert kulturpolitisches Interesse: „die bürgerlichen Mittelschichten mit den ideologischen und sozialen Abgründen ihres literarischen Selbstbildes zu konfrontieren und sie zur Neubesinnung über ihre Lage und ihre politischen Aufgaben herauszufordern. Diese Strategie war mit Blick auf den Leserkreis der ‚Frankfurter Zeitung' von Kracauer bewußt gewählt und wurde von einem in der redaktionellen Arbeit ausgebildeten dezidiert aufklärerischen publizistischen Ethos getragen." (S. 93)

Im folgenden Kapitel „Kritik der Mythen und Mythen der Kritik" analysiert *Band* pressesoziologisch das publizistische Feld, in dem Kracauer agiert, wobei er den Wandel im Selbstverständnis (vom Filmkritiker zum Gesellschaftskritiker) akzentuiert und die Konflikte, die schließlich zur Kündigung durch die FZ im August 1933 führen, skizziert. Die Kurzsichtigkeit im Rollenverständnis beschreibt *Band* kritisch: „Dergestalt wird Kracauers eigener Erkenntnisanspruch zur Erzeugungsformel einer permanenten Kritik an der Film- und Kulturindustrie und ihren Erzeugnissen, die die Frage nach der sozialen Bedeutung der Unterhaltungsprodukte für die jeweiligen Schichten tendenziell beiseite schiebt bzw. nur durch Hinweise auf ihre versteckten oder offenen ideologischen Funktionen beantwortet" (S. 103).

Das so uneingestandene Rollendilemma führt Kracauer um 1930 zu diversen Reflexionen über die Rolle von Intellektuellen, vor allem die sozialen und kulturellen Schranken der Intellektuellen (S. 115); hierbei setzt er sich vor allem mit Döblin und Bloch auseinander (S. 115f., S. 119-122), ohne jedoch die Frage „nach den durch die institutionellen, kommerziellen und massenkommunikativen Rahmenbedingungen determinierten realen Erkenntnis- und Wirkungsmöglichkeiten der Intellektuellen" wirklich anzugehen (S. 119). Wie auch Bloch, verharrt Kracauer in dem Widerspruch, sich auf eine Öffentlichkeit zu berufen, die er aber nicht spezifizieren kann und die ihm zunehmend stärker den Kredit entzieht (S. 124).

In der kulturkritischen Studie „Die Angestellten", Höhepunkt der Beschäftigung mit populären Kultur- und Alltagserscheinungen, geht Kracauer konsequent auf eine ethnografische Expedition, methodisch die Interpretation einzelner Oberflächenphänomene überwindend (S. 125). *Band* verortet die Studie in der Geschichte der Angestellten und der Angestelltensoziologie (S. 126-143), zeichnet die Erhebungsmethoden und den Erfahrungsraum der Studie nach (S. 143-151) und profiliert Kracauers These von den „Angestellten zwischen sozialökonomischer Proletarisierung und kultureller Verbürgerlichung" (S. 151, kritisches Referat der Kernthesen S. 152-202). Herausgegriffen sei hier die Metapher „Asyl für Obdachlose", womit Kracauer die geistige Obdachlosigkeit als Nährboden für eine eskapistische Einstellung, der die Kulturindustrie bewußt und unbewußt zuarbeitet, fassen will (S. 177f.). Hier lebt das philosophische Motiv einer existenziellen Obdachlosigkeit und Sinnentleerung aus der Frühzeit wieder auf, wobei Kracauer sich den gängigen bildungsbürgerlichen Vorurteilen gegen Zerstreuung und Massenvergnügen wieder annähere (S. 179). *Band* akzentuiert des weiteren seine Kritik an inkohärenten Kategorien, insbesondere Kracauers unlogischer Konfrontation der sozialökonomischen Realität der am meisten proletarisierten Angestelltenschichten mit der bürgerlichen Zerstreuungskultur der gehobeneren Angestelltenkreise. Darüber hinaus unterstelle er eine Repräsentativität des Sonderfalls Berlin (S. 184). Das Wiederaufleben von Denkmustern der frühen Schriften in diesem Kontext manifestiere sich insbesondere in Kracauers Unverständnis für die menschliche und kulturelle Bedeutung des Sports (S. 187-189). Dieses Wiederaufleben gehe mit einer Radikalisierung des ideologiekritischen Zugriffs zulasten der früheren Ehrenrettung der Zerstreuung einher (S. 193-195).

Im folgenden skizziert Band die zeitgenössische Resonanz der Studie in der gesamten zeitgenössischen Spannweite, wobei die meisten Kritiker selbst einem veralteten Kulturbegriff verhaftet blieben (S. 202-218).

Die auch in dieser Diskussion deutlich werdenden Dilemmata führt *Band* im Abschlußkapitel auf eine Krise der seinerzeit gängigen und von Kracauer selbst verwendeten Klassifikationen zurück, wobei insbesondere auch die sich seit ca. 1928 durchsetzende Kategorie des „falschen Bewußtseins" den Blick auf mögliche Eigenmächtigkeiten kulturellen Verhaltens und außerökonomischen Verhaltens letztlich versperre (S. 223). Diese sachlichen Mängel führten zu einer prognostischen Schwäche: „Nicht das falsche Bewußtsein bzw. die mittelständische Lebensauffassung der Angestellten als klassenontologisches Merkmal, sondern die fortlaufende Orientierung an den Werten einer kulturindustriell profanisierten und universalisierten bürgerlichen Kultur sowie die zunehmende Verwandlung der Klassenkämpfe in individualisierte Konkurrenzkämpfe um Bildungs-titel, Sozialprestige und Statussymbole erwiesen sich in der Folgezeit als typisch für den Lebensstil vieler Angestellter sowie für die Funktionsweise der modernen Gesellschaften überhaupt." (S. 223)

Die in diesem Abriß genannten Kritikpunkte *Bands* gegenüber Kracauer bieten m.E. hinlänglich Ansatz, Kracauer zu historisieren und die Wechselbeziehung zwischen ihm und „seiner Epoche" herauszuarbeiten.

Bands Ertrag, Kracauer habe wegen der Exilierung und letztlich wegen ungeeigneter Kategorien bestimmte Aporien nicht überwinden können, verbleibt auf der autorenbezogenen Ebene, ohne die genannte Wechselbeziehung wirklich herauszuarbeiten. Hier wären zusätzliche Einsichten möglich gewesen:

Zum einen wirft die Verlaufskurve mit dem Comeback normativer Kategorien der Frühzeit unter dem Mantel radikalisierter Ideologiekritik die Frage auf, ob der Sonderstatus der mittleren Phase nur auf die Tatsache journalistischer Arbeit zurückzuführen ist oder wie die verstärkte Rezeption materialistischer Theorien zu erklären ist.

Der Sonderstatus der mittleren Phase bedürfte genauerer Beschreibung, um die auch dort mehr oder weniger latent vorhandenen Residuen früheren Denkens erfassen und deren wachsende Wirkung gerade in den realitätsorientierten Expeditionen in die Berliner Angestelltenwelt erklären zu können.

Darüber hinaus verortet *Band* das Denken der zwanziger Jahre überhaupt nicht im Hinblick auf Kracauers Denken im US-amerikanischen Exil. Denn ein Blick auf Bruch und Kontinuität in der Verwendung bestimmter Topoi schärft grundsätzlich das Profil für den Untersuchungszeitraum.

Des weiteren begrenzt *Band* seinen Erkenntnisspielraum, indem er – was dissertationstechnisch legitim sein mag – sich auf die Beziehung Individuum/ Werk/Gegenstand beschränkt und sich auf keine epochenbezogene Fragestellung einläßt. Die Herkunft Kracauers aus dem jüdischen Bürgertum, die damit verbundene Diskrepanz zwischen gehobenem ökonomischem Status und geringen Karriereoptionen, die Erfahrung des Ersten Weltkrieges und das Erleben der Nachkriegskrise konditioniert ja nicht lediglich die Spielräume des Individuums Kracauer, sondern stellt geradezu einen biografischen Typus dar, den man bei verschiedenen Intellektuellen dieser Generation (z.B. Bloch, Benjamin, Rosenzweig) wiederfindet.

So wie es Stefan Breuer in der „Anatomie der Konservativen Revolution" (Darmstadt 1993, S. 25-48) mit kurzen Strichen gelungen ist, Gemeinsamkeiten rechtsintellektuellen Denkens in kollektiven biografischen Erfahrungen zu verorten und vor der Folie das je Individuelle herauszupräparieren, wäre gerade für die genannte Gruppe der im NS Exilierten jüdischer Herkunft manches klarer herauszuarbeiten und in seinem historischen Erklärungswert für Erfolg und Scheitern des in Kracauer faßbaren Intellektuellentypus schärfer zu bemessen.

Diese Kritikpunkte steuern darauf zu, daß – aus historisch-politologischem Interesse – dem Band eine Theorie über die Existenzweise und Erfahrungsräume linker jüdischer Kulturkritiker bürgerlicher Herkunft der Weimarer Massengesellschaft fehlt. Daher bleibt m.E. trotz *Bands* z.T. formallogisch luzider und konsequenter Einzelkritik an Widersprüchen und Befangenheiten in Kracauers Denken die Erklärung für Aufstieg, Wirkung und mentale Abschottung gerade im „Hauptwerk" unbefriedigend.

Friedemann Scriba

Südosteuropa: Gesellschaft, Politik, Wirtschaft, Kultur. Ein Handbuch, hrsg. von Magarditsch Hatschikjan und Stefan Troebst, Beck, München 1999, 570 S.

Die Region Südosteuropa ist, bedingt durch Krieg und Gewalt auf dem Gebiet des ehemaligen Jugoslawien, ein Dauerthema in der Öffentlichkeit. Sich überschlagende Ereignisse, wiederholte Berichte über Greueltaten bieten nicht nur keinen Raum für detaillierte Informationen, sie rücken auch das Bewußtsein von der Zugehörigkeit dieser Region zu Europa in weite Ferne. Mit seinem aufklärerischen Impetus will das Handbuch gerade wegen bestehender Vorurteile und Klischees die Region als Gesamtheit behandeln und Gemeinsames sowie Widersprüchliches aufdecken. Das Hauptziel ist daher ein umfassendes: „Auskunft zu geben über die wesentlichen Bedingungen, Strukturen, Kräfte und Fragen, die Südosteuropa in Gesellschaft, Politik, Wirtschaft und Kultur prägen" (S. XI). Ein weiteres Merkmal des Bandes ist seine themenorientierte Ausrichtung. Der zeitliche Rahmen reicht vom 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart, wobei letztere im Vordergrund steht.

Der Einleitung „Was macht Südosteuropa aus?" von *Magarditsch Hatschikjan* kommt in gewisser Weise programmatischer Charakter zu. Die Hervorhebung verbindender Elemente der Geschichtsregion Südosteuropa mit Westeuropa wird als Voraussetzung eines Prozesses des Zusammenwachsens angesehen. Den umfangreicheren Teil der Einleitung nehmen die Darlegungen zur begrifflichen Konzeption Südosteuropas ein. Ob „Südosteuropa", „Balkan", „Donau-Balkan-Raum", die Ansätze und Anschauungen darüber, was damit gemeint ist und welches Raum-Konzept sich dahinter verbirgt, variieren in der Forschung. Dies wird nicht zuletzt auch in den verschiedenen Beiträgen namhafter Wissenschaftler des Handbuches deutlich.

Daß das Handbuch unter dem Eindruck der krisenhaften Entwicklung im ehemaligen Jugoslawien entstanden ist, wird in der Einleitung noch einmal ganz deutlich. Hervorgehoben werden muß der Anspruch, sich angesichts der Ereignisse gegen eindimensionale Interpretationen und Werturteile zu wenden. Ein kurzfristiger Erfolg kann nach *Hatschikjan* mit einem solchen Rezept nicht erzielt werden.

Das erste Kapitel „Struktureller Rahmen und historisches Erbe" bildet die historischen Grundlagen für das Verständnis der Gegenwart. *Edgar Hösch* widmet sich zunächst den „Kulturen und Staatsbildungen". Dabei spannt er einen weiten Bogen vom antiken Griechenland über die römische und byzantinische Herrschaft, die kurzlebigen mittelalterlichen Reichsgründungen der Serben und Bulgaren, dem Osmanischen Reich bis hin zu den modernen Balkanstaaten. Trotz der bestehenden Kontinuitätsbrüche, die es gerade im Hinblick auf die Nationalstaaten des 19. und 20. Jahrhunderts zu beachten gilt, wie der Münchener Ordinarius hervorhebt, treten in der Grenzregion Südosteuropa über die Jahrhunderte bestehende Merkmale auf: die weitgehende Fremdbestimmtheit des Schicksals der Balkanvölker, dauerhafte Vermischung von Völkern und Kulturen. Der Verfasser sieht als mögliche zukünftige Alternative der südosteuropäischen Staaten die Suche „nach einem eigenen Weg" (S. 52). Außerdem plädiert er unter Berufung auf Josef Matl für eine stärkere Be-

rücksichtigung der „Diffusions- und Assimilationsphänomene" (S. 46).

Karl Kaser führt in seinem Beitrag („Raum und Besiedlung") zunächst jene Faktoren auf, die die ethnischen und kulturellen Unterschiedlichkeiten bedingen: verschiedene historische Kulturmuster, ein westliches und ein östliches Christentum sowie ein aus drei landschaftlichen Hauptkomponenten bestehender Raum. Wie bereits in vorhergehenden Betrachtungen werden Besiedlungsvorgänge von der Antike über die Zeitspanne der Osmanischen Herrschaft bis ins 20. Jahrhundert verfolgt. Der Grazer Professor verdeutlicht, daß Südosteuropa bis ins 19. Jahrhundert hinein zu einem Zuwanderungs- und Ansiedlungsgebiet gehörte. Ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wird die Region jedoch zu einem der Hauptemigrationsgebiete Europas. Mit dem Blick auf die Gegenwart warnt der Verfasser vor Kurzsichtigkeit in bezug auf „ethnische Säuberungen".

Um die „Politische Entwicklung in der Neuzeit" geht es *Stefan Troebst* in seinen diplomatiegeschichtlich ausgerichteten Darlegungen. Dabei strebt der Mitherausgeber eine Durchdringung von National- und Imperialgeschichten und deren Einbindung in überregionale Prozesse und Strukturen an. Jene zentrale Thematik, in der diese Vorgehensweise zum Tragen kommt, ist die ab dem 17. Jahrhundert die europäische Öffentlichkeit beschäftigende Orientalische Frage. Der auf dem Kongreß der Großmächte in Verona 1822 entstandene Begriff wird durch drei große Komplexe inhaltlich bestimmt: den Machtverfall des Osmanischen Reiches, die Rivalitäten der Großmächte beim Eingreifen in diesen Prozeß sowie die nationalen Bestrebungen der Balkanvölker. *Troebst* charakterisiert bei seinem Rundflug die Entwicklung Südosteuropas in der Neuzeit als eine Geschichte von „Expansions- und Kontraktionsprozessen", die noch nicht zum Stillstand gelangt seien.

Im zweiten Großkapitel („Menschen und Gesellschaften") stehen prägende Merkmale der Gesellschaften Südosteuropas im Mittelpunkt. *Rumen Daskalov* und *Holm Sundhaussen* gehen „Modernisierungsansätzen" nach und arbeiten die großen Hemmnisse und Schwierigkeiten dieser im 19. und 20. Jahrhundert einsetzenden und in Schüben voranschreitenden nachholenden Bestrebungen im politischen, wirtschaftlichen, kulturellen und sozialen Sektor heraus. Auch für die Gegenwart und künftige Entwicklung sehen die Verfasser einen steinigen Weg voraus, zumal einzelne Phasen der Modernisierung nicht übergangen werden könnten. Auch in der „Bevölkerungs-entwicklung und Sozialstruktur" stellt *Sundhaussen* einen nur sehr allmählichen Angleichungsprozeß an westeuropäische Modelle fest. Die zwischen Geburten- und Sterbeüberschuß schwankende Bevölkerungsentwicklung wurde vor allem durch eine „Instabilität der Siedlungsverhältnisse" (S. 143) geprägt.

Neben der regionalen, kulturellen und historischen Vielfalt wird Südosteuropa insbesondere durch eine religiöse und ethnische Pluralität gekennzeichnet. *Thomas Bremer* („Kirchen und Religionsgemeinschaften") entwirft zunächst das Tableau der einzelnen großen Glaubensgemeinschaften (orthodoxe, römisch-katholische, griechisch-katholische, evangelische Kirchen, Islam, Judentum), um danach gesondert auf das Verhältnis von Religion und Nation sowie von Ökumene und Zivilgesellschaft einzugehen. Die „Minderheiten

und Nationalitätenpolitik" behandelt *Gerhard Seewann*. Er verdeutlicht zunächst den Wandel von ethnischer „Fragmentierung und Überlagerung" hin zu Homogenisierung und Assimilation, der sich im 20. Jahrhundert vollzog. Der Münchener Historiker konzentriert sich danach auf die ethnischen Strukturen und die Nationalitätenpolitik nach dem politischen Umbruch Ende der achtziger Jahre, zumal ein ethnischer Nationalismus die Konflikte mit den Minderheiten schürt.

Die nachfolgenden beiden Großkapitel („Staaten und Politik", „Wirtschaft") konzentrieren sich vornehmlich auf die Entwicklung nach den Systemumbrüchen. Zunächst beleuchtet *Richard Crampton* „Politische Systeme" in den Staaten Südosteuropas und geht auf die Stellung des Präsidenten, die Funktionsweise der Parlamente und Parteien, die Rolle des Staates und der Medien, die Regierungsbildungen sowie außerparlamentarische Einflüsse ein. Erschwerend für alle Staaten der Region auf ihrem Weg zu Rechtsstaatlichkeit und einer zivilen Gesellschaft ist die fehlende demokratische Tradition. Ein Pfeiler der demokratischen Ordnung, die „Verfassungssysteme" wird von *Herbert Küpper* einer vergleichenden Betrachtung unterzogen. Alle Verfassungen orientieren sich in ihren Bestimmungen an modernen internationalen Texten. Dennoch ist bisher eines unverändert geblieben, die Diskrepanz zwischen Theorie und Wirklichkeit. Nachdem *Wolfgang Höpken* in seinem Beitrag („Staatensystem") einleitend festhält, daß die Staatenlandschaft Südosteuropas nach dem Ende des Ersten Weltkrieges bis 1989, von kleinen territorialen Verschiebungen abgesehen, eine erstaunliche Stabilität aufwies, konzentriert er sich auf den Zerfall Jugoslawiens und dessen Folgen. Im Mittelpunkt der Darlegungen von *Marie-Janine Calic* zur „Außen- und Sicherheitspolitik" steht das von allen Staaten verfolgte Ziel der raschen Integration in die EU und in die NATO. Deutlich wird die nach 1989 grundlegend veränderte außen- und sicherheitspolitische Lage. Die Autorin kommt zu dem Schluß, daß die Staaten sich dabei nicht von historischen Altlasten haben leiten lassen, sondern nüchternen Pragmatismus an den Tag gelegt haben.

Vier Beiträge behandeln wirtschaftliche Fragestellungen. *Marvin Jackson* („Transition: Institutioneller und struktureller Wandel") erläutert den Übergang von der Volkswirtschaft zu freieren Strukturen durch die Veränderungen im institutionellen und politischen Bereich seit 1989. Anhand zahlreicher Tabellen, in denen *Jackson* die Beschäftigungsstruktur, die Bruttoinlandsproduktion, den Außenhandel u.a. der Staaten Südosteuropas jenen Ostmitteleuropas gegenüberstellt, wird deutlich, daß die Transition in Südosteuropa mit eindeutig größeren Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Auch das von *Bruno Schönfelder* über die „Wirtschaftsstrukturen" skizzierte Bild vermittelt keinen allzu hoffnungsvollen Eindruck. Landwirtschaftliche Prägung sowie sozialistische Industrialisierungsaltlasten trugen hauptsächlich dazu bei. Dennoch ist *Schönfelder* der Ansicht, daß die Position gegenüber den GUS-Staaten immer noch günstiger ist.

Franz-Lothar Altmann unterzieht die „Wirtschaftsordnungen und Wirtschaftspolitik" einer näheren Untersuchung. Er konzentriert sich auf die wirtschaftliche Entwicklung nach 1989 (Ordnungspolitik, Privatisie-

rung) sowie auf Problembereiche der Transformation (Banken, Kapitalmarkt, Wettbewerbspolitik, Landwirtschaft). Schließlich widmet *Vladimir Gligorov* seine Aufmerksamkeit der „Außenwirtschaft".

Im letzten großen Teil, „Kultur", befaßt sich *Klaus Steinke* mit dem Bereich der „Sprachen", die in Südosteuropa mit ihrer identifikatorischen Funktion für die verschiedenen Nationen so bedeutend sind. Damit hängt natürlich unmittelbar auch der Beitrag von *Reinhard Lauer* über die „Literaturen" zusammen. Der Göttinger Professor geht den verschiedenen Literaturen von den Anfängen nach, zeichnet die Entstehung von Herkunfts-, Anfersteiungs- und Heldenmythen nach. Einen wichtigen Stellenwert in den sich in der Transformation befindenden südosteuropäischen Gesellschaften nimmt das Bildungswesen ein. Ihm wendet sich *Wolfgang Mitter* zu und arbeitet die verschiedenen Probleme heraus, mit denen die Bildungssysteme konfrontiert sind: die politische Unruhe nach den Umbrüchen, die wirtschaftlichen Engpässe sowie die Anforderungen einer über nationale Belange hinausgehenden Pädagogik. Nicht geringer sind die Schwierigkeiten, denen sich die Medien gegenübersehen, wie dies *Rossen Milev* im letzten Beitrag formuliert. Der bulgarische Chefredakteur stellt die Medienlandschaft in ihrem Prozeß von extremer Instrumentalisierung hin zu einer pluralistischen und demokratischen Öffentlichkeit kritisch vor.

Der Band enthält außerdem in einem Anhang statistisches Material zu grundlegenden Daten der südosteuropäischen Staaten, zur Bevölkerungsentwicklung, zu den Bildungsstrukturen, zu den Religionsgemeinschaften, zu den Nationalitäten, zur wirtschaftlichen Entwicklung. Die Tabellen bieten eine nach Ländern unterteilte vergleichende Sicht. Beschlossen wird das informative Werk, das in zentrale, die gegenwärtige Entwicklung betreffende Fragestellungen einführt, mit einer nach Kapiteln geordneten ausgewählten Literaturliste.

Hans-Christian Maner

Robert Hettlage, Petra Deger, Susanne Wagner (Hrsg.), Kollektive Identität in Krisen. Ethnizität in Region, Nation, Europa, Westdeutscher Verlag, Opladen 1997, 361 S.

Der Sammelband vereint Beiträge einer Tagung, die im Sommer 1995 unter dem Titel „Ethnoregionalisierung oder Ethnoperipherisierung? Über Parallelitäten und Diskontinuitäten des west- und mitteleuropäischen Transformationsprozesses" an der Universität Regensburg stattfand.

Es muß wohl kaum betont werden, daß das Thema des Buches – das Spannungsverhältnis von (ethnischer) Identität und (europäischer) Integration – bis heute nichts von seiner Aktualität eingebüßt hat. Sich dieses Themas aus einer sozialwissenschaftlichen (genauer: politikwissenschaftlichen bzw. soziologischen) Perspektive angenommen zu haben, stellt, bei aller Vorläufigkeit der Untersuchungsergebnisse, unbestreitbar ein Verdienst der Autoren dar.

Im Einführungsteil, in dem die Problemlage umrissen wird, geht *Robert Hettlage* von folgendem Befund aus: „Mit Fortschreiten der gesamteuropäischen Integration scheint ... die Attraktivität nationaler, ethnischer und lokaler Orientierungen und Identitäten nicht abzunehmen,

sondern eher anzuwachsen..." (S. 13). Deutlich hörbar schwingt hier ein Bedauern mit, daß die Politik, statt auf Vernunft, Argument, normativen Universalismus eher auf Gefühl und kulturellen Partikularismus setze. Dennoch, so räumt er ein, wird Europa der Ethnofragmentierung kaum entgehen können. (S. 27f.) Angesichts dieses „ethnic revival" die Chancen und Perspektiven Europas auszuloten, kann deshalb als das übergreifende Anliegen des Buches angesehen werden. Der Titel „Kollektive Identität in Krisen" ist dabei durchaus programmatisch zu verstehen. Die Revitalisierung des Ethnischen in Form des Regionalen und Nationalen, von der viele Sozialwissenschaftler überrascht wurden, schafft nach Meinung der Herausgeber zweifellos Krisen und Konflikte, sie ist aber selbst auch Ausdruck der Krise komplexer moderner Gesellschaften und ihrer Integrationsproblematik. (S. 28) Es handelt sich um die Krise einer Vergesellschaftungsform, die allein auf die Kräfte des Marktes und der Bürokratie setzt. Insofern treffen sich im „ethnic revival" zwei vom Ursprung her zunächst zu unterscheidende soziale Prozesse, die Transformation der (ost-) mitteleuropäischen Staaten zu marktwirtschaftlichen Ordnungen sowie die vorwiegend mit ökonomischen und politisch-administrativen Mitteln vorangetriebene (west)europäischen Integration. Die Parallelitäten und Diskontinuitäten zwischen beiden Prozessen zu untersuchen, ist das ehrgeizige theoretische Ziel des vorliegenden Bandes.

Dennoch, auch das wird deutlich gemacht, sind die Sozialwissenschaften, die sich in den achtziger Jahren bereits angeschickt hatten, die Nation zu verabschieden, auf solche Ethnizitätsprobleme und ethnischen Konflikte kaum vorbereitet. Wie *Hettlage* nachweist, betrifft das selbst scheinbar so unstrittige analytische sozialwissenschaftliche Instrumentarien wie den Transformationsbegriff und den mit ihm gekoppelten Begriff der Modernität. Man müsse heute mehr und mehr einräumen, daß es kein einheitliches Referenzmodell für Modernität gebe. (S. 15f.)

Probleme bereitet allerdings auch der Ethnizitätsbegriff selbst. Obwohl dieser Begriff im Buch als das hauptsächliche Analyseinstrument eingesetzt wird, bleibt der Umgang mit ihm seltsam zwiespältig: Zweifellos, so wird argumentiert, habe er seine Schattenseiten. Dennoch stelle dies allein keinen hinreichenden Grund dar, ihn als Kategorie der Sozialwissenschaften zu verdammen. Die Mehrzahl der Autoren entscheidet sich deshalb dafür, die neuen ethnischen Bewegungen in Europa als soziale Tatsachen, als Vergesellschaftengsform in relativ wertfreier sozialwissenschaftlicher Perspektive zu beschreiben und zu erklären. Dennoch scheint trotz dieses Bemühens hin und wieder die normativ begründete Abneigung gegen dieses Phänomen durch. So benennt z.B. *Hettlage* seinen normativen Maßstab recht deutlich, wenn er schreibt, daß es kein besseres Mittel zum Abbruch der Gewaltspirale als den Sprung ins Übernationale gebe. Die Ethnisierung Europas sei zwar kaum zu verhindern, sie werde aber, so prognostiziert er, zu einer Potenzierung der Konflikte führen. (S. 24)

Grundsätzlich, so wird in fast allen Beiträgen betont, lassen sich zwei Modelle von Ethnizität unterscheiden. Zum einen existiert ein primordialistischer, struktureller Ansatz, der davon ausgeht, daß die ethnischen Merkmale

Bestandteile einer „objektiven Realität" im Sinne eines objektiven „Volksgeistes" seien. Davon abzuheben sei ein interpretatives, kognitives Paradigma. Hier werde Ethnizität als politisch konstruierte Willensgemeinschaft, als imaginierte Gemeinschaft begriffen. Gefährlich, so formuliert beispielsweise *Giordano*, sei nur der essentialistische Ethnizitätsbegriff, weil er den Prozeßcharakter ethnischer Merkmale ignoriere und deshalb zur Annahme unwandelbarer natürlich-ethnischer Eigenschaften führe. (S. 56ff.) Von mehr oder weniger allen Autoren wird diese „moderne" konstruktivistische Auffassung favorisiert, allerdings ohne daß man sich die Mühe macht, die Gegenposition genauer in Augenschein zu nehmen. Ab welchem Punkt diese obige Gegenüberstellung unter Umständen in eine theoretische Sackgasse führen könnte, wird kaum thematisiert. Allein im Beitrag von *Heckmann* wird auf die Möglichkeit eines dritten Weges aufmerksam gemacht, der die Vorzüge des strukturellen Ansatzes einholt, ohne konstruktivistische Positionen preiszugeben. *Heckmann* schlägt vor, mit einem „genealogisch definierten Identitätsbegriff" zu arbeiten, das heißt anzuerkennen, daß ethnische Gruppen durch die *Vorstellung* gemeinsamer Herkunft definiert seien. (S. 46ff.) Auch *Estel* betont, daß „objektive Faktoren" – zumindest in ihrer interpretierten Form – für die Konstruktion ethnischer Gemeinschaften wirksam werden. (S. 75)

Daß man bei der empirischen Untersuchung des Konstruktionsprozesses ethnischer Identitäten ohne die Analyse solcher „objektiver Merkmale" (historischer und sprachlich-kultureller Besonderheiten) nicht auskommt, wird dann im dritten und vierten Teil des Buches deutlich. Diese Abschnitte enthalten konkretere Untersuchungen zu den ethnischen Strategien in den verschiedenen Ländern des Postsozialismus einerseits sowie West- und Südeuropas andererseits.

Nach diesen sehr informativen Untersuchungen hätte man sich eine Wiederaufnahme und theoretische Verdichtung gewünscht. Statt dessen wird ein eher programmatischer Schlußteil angefügt, der sich mit „Nation und Ethnizität. Europäische Perspektiven" beschäftigt. *Hettlage* greift hier einen Gedanken aus seinem Einführungsteil wieder auf: Die große Aufgabe Europas im 21. Jahrhundert, so formuliert er, sei es, eine Multiidentität, also ein Gleichgewicht zwischen den verschiedenen Zugehörigkeiten und Loyalitäten zu finden. (S. 28) Europa sei nicht zu gewinnen, wenn es keine Kulturtechniken des Zusammenhalts jenseits von Markt und Bürokratie entwickle. Um die Identitätsschwäche Europas zu überwinden, bedürfe Europa des Fundaments einer „Kulturgemeinschaft". (S. 320ff.)

Hettlage – das sei kritisch angemerkt – nutzt hier allerdings selbst Techniken ethnischer Identitätskonstruktion, indem er zur Begründung seiner Idee der Kulturgemeinschaft auf eine historische „Metaerzählung", die ihrerseits an entsprechende Heils- bzw. Unheilsprophezeiungen gekoppelt ist, zurückgreift. Er geht nämlich davon aus, daß in der Zeit der Renaissance bis zu den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts Europa als ein einheitlicher Kulturraum existierte. Erst im Gefolge der Nationsbildungsprozesse sei es seit Mitte des 19. Jahrhunderts zu einer Krise der europäischen Identität gekommen. Das 20. Jahrhundert sei durch erste zaghafte Versuche der kulturellen Reintegrati-

on gekennzeichnet, die im 21. Jahrhundert zu einem erfolgreichen Abschluß geführt werden müßten. Eine solche Metaerzählung, so funktional sie auch sein mag, ist jedoch sicher nicht nur aus historiographischer Sicht strittig.

Diese Bemerkungen führen zu weiteren Kritikpunkten:

Aus meiner Sicht fehlt es vor allem an empirischen Untersetzungen des Forschungsprogramms. Vorgestellt werden, von bestimmten Ausnahmen im dritten und vierten Teil abgesehen, eher theoretische Absichtserklärungen, gekoppelt mit programmatischen Ideen. Dabei will ich gar nicht auf das Fehlen „harter Befragungsdaten" hinaus. Was ich mir hingegen gewünscht hätte, wäre, daß die Diskurse der „ethnischen Unternehmer", in denen die Konstruktionsprozesse vonstatten gehen, selbst analysiert werden. Kurz, eine diskursanalytische Fundierung täte dem Ansatz gut.

Zudem sind die Untersuchungen zu ethnischen Identitäten insgesamt zu „na-tionslastig", genauer, es gibt eine Differenz zwischen einzelnen empirisch angelegten Projekten, die sich der Untersuchung spezifischer Regionen West- und Südeuropas widmen, und eher theoretisch angelegten Beiträgen, die das *nation-building* in (Ost)Mitteleuropa thematisieren. Dabei gäbe es gute Gründe, Prozesse der Nationsbildung, in der der Kampf um politische Souveränität im Mittelpunkt steht, und Vorgänge der Revitalisierung regionaler Identitäten, die auf Bewahrung kultureller Autonomie zielen, deutlich zu unterscheiden.

Nicht zuletzt sollten die Konturen des Untersuchungsfeldes überprüft werden. Geht es um die Untersuchung ethnischer Einheiten, lassen sich zwar immer Lücken einklagen. Dennoch meine ich: Der Blick aus dem eigenen Fenster auf verschiedene Nachbarn ist zwar gut, aber man sollte dabei die weniger aufgeräumten Zimmer des eigenen Hauses nicht aus dem Auge verlieren. Konkret meine ich die „Wiedergeburt der Region" in Ostdeutschland nach der „Wende" 1989/90. Die „Neuen Bundesländer" sind gerade als Schnittstelle der beiden ins Auge gefaßten Transformationsprozesse in Europa von Interesse, deshalb ist hier ein besonders ergiebiges Untersuchungsfeld zu vermuten.

Schließlich möchte ich davor warnen, das Problem der Ausprägung von Bindung, sozialer Integration in modernen Gesellschaften auf das Problem der Ethnizität zu begrenzen, wie das im Sammelband zumindest tendenziell geschieht. Meines Erachtens sollte das Problem der „kollektiven Identitäten" in der Moderne auf einer breiteren und differenzierteren begrifflichen Grundlage angegangen werden, als das mit dem Ethnizitätsbegriff möglich ist. Der Ethnizitätsbegriff hat bestimmte Konnotationen, die selbst bei vorhergehender Explikation des Begriffs nicht einfach ausgeschlossen werden können. Sein Gebrauch ist nun einmal wissenschaftshistorisch mit der Akzentuierung der Rolle von Abstammung, Sprache und Kultur verbunden. Aus dieser Akzentsetzung bezieht er seine spezifische Leistungsfähigkeit, aus ihr erwachsen aber auch seine spezifischen Grenzen. Um eine Theorie der modernen Formen der Sozialintegration und Bindung zu entwickeln, bedarf es neuer gesellschaftstheoretischer Anstrengungen. Aus dem Ethnizitätskonzept allein kann diese heute mehr denn je notwendige Theorie nicht entspringen.

Welche Anknüpfungspunkte für weiterführende Forschungen sehe ich?

Die Betrachtung ethnischer Gemeinschaften als imaginierte Gemeinschaften schließt, hier stimme ich mit *Heckmann* überein, nicht aus, sich dem Phänomen der Persistenz ethnischer Konstrukte zuzuwenden, also auch zu klären, auf welche Grenzen Versuche der künstlichen Schaffung/Abschaffung von ethnischen Einheiten stoßen. Wieder integriert werden in den konstruktivistischen Ansatz müßten deshalb – übrigens ganz im Sinne von Berger und Luckmann – Untersuchungen zu Veralltäglichungen, Vergegenständlichungen und Institutionalisierungen ethnischer Prozesse und Identifikationen, also genau die Prozesse, durch die ethnische Merkmale den Anschein von überhistorischer Dauer erhalten. Zudem sind die sozialen Rahmenbedingungen der Ethnizitätskonstruktion, die bei der Konstruktion verwendeten „Rohstoffe" und überkommenen kulturellen Muster sowie die realen (intendierten und nichtintendierten) Effekte der Konstruktion ethnischer Einheiten nicht aus dem Auge zu verlieren.

Wichtig erscheinen mir auch *Giordanos* Überlegungen zu verschiedenen Organisationsformen von Ethnizität (S. 62f.). Aus seiner Sicht kann man zwischen *sozialen Bewegungen*, also eher spontanen alltäglichen Identifikationsprozessen (Konstruktionsprozessen „von unten") einerseits und einem *bewußten Identitätsmanagement*, das heißt von Eliten in strategischer Absicht induzierten Ethnizitätsprozessen (Konstruktionsprozessen „von oben") andererseits unterscheiden. Zudem werden von *Giordano* Ablaufregeln von Ethnizität als Prozeß entwickelt. Die Herstellung ethnischer Identität, so behauptet er, folgt einer bestimmten Dramaturgie. In seinem Ablaufmodell werden als Bestandteile der dramaturgischen Struktur die Phasen Bruch, Krise, Schlichtung und Reintegration genannt. (S. 64)

Hervorheben möchte ich schließlich die von *Hettlage* im Schlußteil des Buches vorgenommene Darstellung allgemeiner Strukturmerkmale der Konstruktion von (ethnischen) Identitäten. Die Verarbeitung von Einflüssen in Form ethnischer Identitäten hat, so faßt er die Ergebnisse bisheriger Untersuchungen zusammen, einen konstruktiven Charakter. Diese kollektiven Identitäten sind deshalb nicht ein für allemal fixiert, vielmehr handelt es sich um dynamische Konstruktionen. Weiterhin gilt, daß (kollektive) Identitäten immer das Ergebnis von Einschluß- und Ausschlußverfahren sind, das heißt, sie beruhen auf einer dualen reflexiven Klassifikation. Zudem haben Identitätskonstrukte nach *Hettlage* eine Zeit- und einen Raumaspekt, sie werden durch Vergangenheitsrekonstruktionen und Strategien der räumlichen Grenzziehung stabilisiert. Dabei spielen Sprache und andere Symbolsysteme für die ethnische Identifika-tion eine herausragende Rolle. Als Akteure fungieren vor allem ethnische Unternehmer, die die Konstrukte der Ethnizität als politische Ressource, als Mittel politisch-strategischer Mobilisierung einsetzen (S. 332f.).

Inwieweit diese hier dargestellten theoriesystematischen Überlegungen wirklich verallgemeinerbare Ergebnisse enthalten, wird erst durch weitere Untersuchungen, nicht zuletzt auch durch Untersuchungen zu regionenbezogenen Identifikationsprozessen, feststellbar sein. Einen heuristischen Wert für die Analyse allgemeiner Mechanismen des „region-making" besitzen diese Überlegungen aber in

jedem Fall. Insofern stellt der Band einem wichtigen Baustein der auch weiter notwendigen transdisziplinären Forschungen zu Formen kollektiver Identifizierung in der Moderne dar.

Wolfgang Luutz

Wolfgang Merkel/Hans-Jürgen Puhle, Von der Diktatur zur Demokratie. Transformationen, Erfolgsbedingungen, Entwicklungspfade, Westdeutscher Verlag, Opladen/Wiesbaden 1999, 274 S.

Das vorliegende Buch von *Wolfgang Merkel* und *Hans-Jürgen Puhle* versucht eine Bestandsaufnahme der Forschungsergebnisse zu den politischen und ökonomischen Transformationen der vergangenen 25 Jahre in Lateinamerika, Süd- und Osteuropa und kann in erster Linie als Einführung in dieses Forschungsgebiet betrachtet werden. Dabei konzentrieren sich die Autoren vor allem auf die Bedingungen erfolgreicher Demokratisierungsprozesse. Diese Thematik wird in fünf Kapiteln behandelt, wovon das erste vor allem die vorliegenden theoretischen Angebote darstellt, die nächsten drei Kapitel jeweils die Bedingungen der Ablösung nichtdemokratischer Herrschaft, der Institutionalisierung und schließlich der Konsolidierung von Demokratien behandeln und das fünfte Kapitel dann einer Fallstudie der politischen Konsolidierungsprozesse in vier ostmittel- bzw. osteuropäischen Ländern gewidmet ist.

In ihrem einleitenden Kapitel geben die Autoren einen – mit gewissen Einschränkungen – zuverlässigen Überblick über die vorhandenen theoretischen Ansätze zur Erklärung von Demokratisierungsprozessen. Vorgestellt werden die Modernisierungstheorie, machttheoretische, kulturalistische und strukturalistische Ansätze sowie schließlich akteur- und elitenzentrierte Perspektiven. Alle theoretischen Ansätze werden knapp zusammengefaßt und in reflektierter Weise kritisch gewürdigt.

Die Autoren entscheiden sich allerdings in ihrer Darstellung nicht für die Auswahl einer dieser theoretischen Positionen, sondern sehen gerade in ihrer Verknüpfung einen analytischen Mehrwert (S. 62). Dabei heben sie in ihrer Perspektive die Bedeutung des Handelns politischer Akteure, vor allem von Eliten, hervor (S. 73, 95, 122). Deren Handlungsmöglichkeiten betrachten sie als durch einen Handlungskorridor ökonomischer, sozialer und politischer Restriktionen beschränkt, so daß die Grenzen und Möglichkeiten von Demokratisierungsprozessen zwar einerseits von diesen strukturellen Restriktionen vorgegeben sind, andererseits aber die politischen Akteure durch ihre jeweiligen Strategien und Handlungen einen Beitrag zum Erfolg oder Mißerfolg von Demokratisierungsprozessen leisten können (S. 11f.). So plausibel diese Berücksichtigung der Strategien und des Handelns gesellschaftlicher und politischer Akteure zur Erklärung politischer Transformationsprozesse auf der einen Seite erscheint, so bleibt auf der anderen Seite unklar, wie die Zusammenhänge zwischen den strukturellen Restriktionen und den Akteuren theoretisch gefüllt werden können. Bei *Merkel* und *Puhle* verbleibt die nötige Erläuterung weitgehend auf einer metaphorischen Ebene.

Schließlich sei zu diesem Kapitel noch erwähnt, daß erstens einige der Perspektiven etwas verkürzt dargestellt werden und daher für den Leser,

der dieses Buch als Einführung liest, schwer verständlich bleiben (strukturalistische Theorien, *rational choice*). Zweitens neigen die Autoren dazu, die makroquantitative Forschung zu ihrem Thema auszublenden. Dies zeigt sich z. B. an der Tatsache, daß einer der wichtigsten Forscher auf diesem Gebiet – Kenneth Bollen – im Literaturverzeichnis überhaupt nicht auftaucht und auch die neuere Diskussion um die Behauptungen Ronald Ingleharts zur Rolle der politischen Kultur in Demokratisierungsprozessen kaum wahrgenommen wird. Die makroquantitative Forschung ist in ihren Ergebnissen gewiß durch die Qualität ihrer Daten beschränkt, nichtsdestoweniger kann sie mehr Resultate vorweisen, als den von den beiden Autoren immer wieder zitierten Zusammenhang zwischen wirtschaftlichem Entwicklungsniveau und Demokratisierungschancen.

Auch hinsichtlich anderer Fragen liegen Studien vor, so z.B. zur Rolle sozioökonomischer Ungleichheit, kultureller Traditionen sowie ökonomischer und politischer Abhängigkeitsbeziehungen in Demokratisierungsprozessen. Eine Berücksichtigung dieser Ergebnisse hätte in vielen Fällen die Argumente der Autoren stützen können.

In den folgenden drei Kapiteln fassen die Autoren die empirischen Ergebnisse der Transformationsforschung zur Ablösung nichtdemokratischer sowie zur Institutionalisierung und Konsolidierung demokratischer politischer Ordnungen zusammen. Schwerpunkt ihrer Darstellung sind dabei vor allem die Entwicklungen in Südeuropa, in etwas geringerem Umfang auch in Lateinamerika.

Dem Leser werden hier sehr differenziert die Bedingungen erfolgreicher Transformationsprozesse präsentiert. Allerdings erweist sich die im vorhergehenden Kapitel versäumte theoretische Fokussierung hier als ein Problem. Dem Leser werden zahlreiche Faktoren erläutert, die für die betrachteten Prozesse relevant sind, deren theoretischer Zusammenhang aber unklar bleibt. So werden z.B. in einem Schaubild zur Konsolidierung demokratischer Ordnungen zehn relevante Faktoren und sieben institutionelle Vorbedingungen demokratischer Konsolidierung benannt, die dann in den empirischen Beispielen nach Belieben für die jeweilige Situation in einem Land als relevant herangezogen werden.

Damit bleibt letztlich von der theoretischen Formulierung lediglich ein Werkzeugkasten möglicherweise relevanter Faktoren übrig, die für jeden einzelnen Fall nach Bedarf verwendet werden. Trotz der insgesamt gelungenen Darstellung der Forschungsergebnisse in diesen drei Kapiteln läßt die theoretische Herangehensweise der Autoren im Hinblick auf ein systematisches theoretisches Konzept für die Transformationsforschung im speziellen oder die politische Soziologie im allgemeinen daher noch Wünsche offen.

Im letzten Kapitel zeigt sich dann wiederum die Stärke der Autoren bei der Darstellung demokratischer Konsolidierungsprozesse in Ostmittel- und Osteuropa. Dabei werden die politischen Institutionen, das System der Interessenvermittlung und die Chancen für eine demokratische Bürgergesellschaft in Ungarn, Polen, Rußland und Weißrußland im Vergleich dargestellt. Dieses Kapitel gibt dem Leser einen knappen, aber sehr informativen Überblick über die jüngste Entwicklung dieser vier Länder und rundet damit das bei der Darstellung empirischer Forschungs-

resultate positive Bild dieses Buches ab.

Zusammenfassend ist der Band als Einführung in dieses Forschungsgebiet durchaus zu empfehlen. Der Leser erhält einen informativen Überblick über die Bedingungen erfolgreicher Transformationsprozesse in Lateinamerika, Süd- und Osteuropa. Dagegen zeigen sich bei der Darstellung der theoretischen Ansätze gewisse Beschränkungen, die allerdings für eine Einführung nicht zu gravierend zu Buche schlagen.

Jörg Rössel

Jürgen Kloosterhuis, „Friedliche Imperialisten". Deutsche Auslandsvereine und auswärtige Kulturpolitik 1906–1918 (=Europäische Hochschulschriften III/ 588), Verlag Peter Lang, Frankfurt a. M. 1994, 2 Bde., 919 S.

Die 1981 abgeschlossene Freiburger Dissertation wurde vom Verfasser, inzwischen Dezernent im Nordrhein-Westfälischen Staatsarchiv Münster, für den Druck leicht überarbeitet und um die neuere Literatur[1] bis zum Stand 1992 ergänzt. An der Bedeutung der grundlegenden Thesen hat sich zwischen der Verteidigung der Arbeit und ihrer Publikation nichts geändert. Ausgangspunkt ist für *Kloosterhuis* die kontroverse Beurteilung der seinerzeit großes Aufsehen erregenden Veröffentlichung des Antwortschreibens von Reichskanzler Bethmann-Hollweg an Karl Lamprecht in der Vossischen Zeitung 1913. Die genehmigte Indiskretion bezog sich auf Notwendigkeit und Möglichkeit einer auswärtigen Kulturpolitik als eines „Imperialismus der Ideen", wie Bethmann-Hollweg in Anlehnung an den Franzosen Edmond Rostand formulierte. Der Kanzler befürwortete durchaus die Umstellung von militärischer Expansion auf eine aktive Kulturpolitik als Instrument der Ausdehnung des eigenen Einflusses im Konzert der Weltmächte, beurteilte allerdings die Durchsetzbarkeit einer solchen Strategie eher skeptisch und meinte, um „unser Volk zu der neuen Aufgabe" zu wecken, könne „die Regierung aber nichts tun ohne die stete Unterstützung und Mitarbeit der gebildeten Schichte." Im Kontext der Diskussion um die Kriegsschuldfrage nach den Versailler Verträgen 1918, aber ebenso im Zusammenhang der Fischer-Kontroverse in der deutschen Geschichtswissenschaft Anfang der sechziger Jahre und unter dem Eindruck der Sonderwegs-These in den nachfolgenden Jahrzehnten ist aus dieser durchklingenden Skepsis zumeist darauf geschlußfolgert worden, daß die deutsche Regierung im Unterschied zu denjenigen Frankreichs und Englands wenig Neigung zu dieser moderneren Form der imperialistischen Auseinandersetzungen gezeigt habe. Demgegenüber gelingt es dem Vf. auf der Grundlage einer ausführlichen Überlieferung, die aber in Akten versteckt blieb, die scheinbar nur den Folgezeitraum der Weimarer Republik behandelten, die Vielfalt der kulturpolitischen Bemühungen zu rekonstruieren. Er setzt ein mit der Analyse der Veränderungen im wissenschaftlichen Weltbild, in dem – parallel zur Idee der Weltpolitik, wie sie nach 1897 die deutsche Außenpolitik zu bestimmen begann – das Ausland und die weltwirtschaftlichen Zusammenhänge nun anerkannte Gegenstände der Forschung wurden und eruiert die Geographie des Interesses im Fernen Osten, im Nahen Orient und in Südamerika anhand der ersten Auslandsvereine und der De-

batten im Reichstag. In einem nächsten Abschnitt stehen die vom preußischen Ministerialdirektor Friedrich Althoff vorangetriebenen Aktivitäten des Kultusministeriums zur Anknüpfung internationaler wissenschaftlicher Kontakte im Mittelpunkt. Leider beschränkt sich der Vf. hier auf die preußischen Initiativen, während der Unterschied zu parallelen Untersuchungen etwa von Christophe Charle für die französische „République des universitaires" (Paris 1994) erst hervortritt, wenn man den Polyzentrismus des deutschen Universitätssystems ins Auge faßt.

Ein weiteres Kapitel befaßt sich mit der Annäherung des Reichsmarine-Amtes an die kulturpolitische Arbeit und Instrumentalisierung des Deutschtums im Ausland. Es zeigt sich hier, daß auch die Militärs, die noch immer auf eine traditionelle Konfliktlösung durch einen energischen Waffengang setzten, die auswärtige Kulturpolitik in ersten Ansätzen für die Vorbereitung ihrer Pläne einzukalkulieren wußten.

Hieran schließt sich eine detaillierte Analyse sowohl der Aktivitäten zur Beobachtung und Beeinflussung weltwirtschaftlicher Zusammenhänge, als auch zur auf das Ausland bezogenen Pressepolitik und zur Kulturvermittlung durch deutsche Schulen im Ausland an. Dabei erwies sich die Zusammenarbeit zwischen Reichsleitung und den Funktionären der verschiedenen Auslandsvereine als ebenso geräuschlos wie effektiv. Den Schlußpunkt setzt *Kloosterhuis* mit einer Analyse der Auslandsvereine während des Ersten Weltkrieges bis hin zu Ansätzen einer Neuorientierung, die die vor 1914 gescheiterte Zusammenfassung der zahllosen Vereine zum Ziel hatte. Die quantitative Zunahme und die Ausdifferenzierung der Auslandsvereine nach Thema, Zielgebiet und politischer Orientierung bildet das Rückgrat der Studie und leitet zugleich zum nachfolgenden zweiten Teil über.

In diesem eher lexikonartigen Teil stellt der Vf. 178 Organisationen der deutschen auswärtigen Kulturarbeit vor, bei denen jeweils das Gründungsdatum, der Vorsitz bzw. Vorstand oder geschäftsführende Ausschuß sowie die publizistischen Aktivitäten präsentiert werden. Daran schließen sich eine Kurzdarstellung der Aktivitäten der Vereine und eine Übersicht zu den einschlägigen Beständen des Bundesarchivs (mit seinen Abteilungen in Koblenz, Freiburg und Potsdam), des Geheimen Staatarchivs Preußischer Kulturbesitz in Berlin sowie des Archivs des Auswärtigen Amtes in Bonn an, die im wesentlichen nm Archivalien aus dem Hauptstaatsarchiv München und dem Bayerischen Staatsarchiv Coburg, dem Hamburger Staatsarchiv sowie Nachlässe in den Uuiversitätsbibliotheken Bonn und Marburg ergänzt werden. Dieses Verzeichnis stützt nicht nur die im ersten Teil der Arbeit entwickelten Thesen eindrucksvoll, sondern dürfte auch viele Wege der künftigen Forschung abkürzen, weil *Kloosterhuis* akribisch die benutzten Fundstellen aufführt und damit Ansatzpunkte für Querverbindungen liefert, die sich über die ausführliche Liste zeitgenössischer Stellungnahmen und späterer Forschungsliteratur (S. 851-916) erschließen. Leider fehlt der überaus verdienstvollen voluminösen Publikation jedoch ein Register. Eine solche Forderung gehört zuweilen zum Standardrepertoire von Rezensenten, die die schwierigen Verhandlungen mit Verlagen über Mehrarbeit und Mehrkosten nur allzu gern zu ignorieren bereit sind. Und

ohne jeden Zweifel wäre im vorliegenden Fall die Erstellung zumindest eines Personenregisters angesichts der Vielzahl handelnder Akteure eine umfangreiche Arbeit gewesen. Gerade wegen des Anspruches, nicht nur Darstellung, sondern auch Nachschlagewerk zu sein, hätte der Leser diese zusätzliche Mühe aber sicherlich als beträchtliches Verdienst gewertet.

Matthias Middell

1 Allerdings vermißt man gerade bei dem auch von Kloosterhuis zentral dargestellten deutsch-amerikanischen Professorenaustausch die einschlägige Darstellung von Bernhard vom Brocke (Zeitschrift für Kulturaustausch 1981, S. 128-182).

Knut Linsel, Charles de Gaulle und Deutschland 1914–1969, Thorbecke Sigmaringen 1998 (= Beihefte der Francia 44), 296 S.

Es gibt Bücher, für deren Mängel die Autoren nicht verantwortlich sind. Das trifft auf das vorliegende Werk insoweit zu, als dem Verf. die wichtigsten Archivalien zu de Gaulle, eben sein Nachlaß, nur sehr begrenzt zur Verfügung stand.

Ziel von *Linsels* Untersuchung ist es, unter Auseinandersetzung mit den Fragen der geschichtswissenschaftlichen Diskussion eine zusammenhängende Darstellung des Themenbereiches Charles de Gaulle und Deutschland 1914–1969 zu geben und dabei nach den Vorstellungen und Intentionen de Gaulles und deren Veränderung zu fragen. Er ist gezwungen, sich fast ganz auf die gedruckten Werke de Gaulles, die Memoiren von Zeitgenossen und die Historiographie als Quelle zu beschränken.

Das ist bedauerlich, denn das Interesse für die Gaulle ist nach wie vor groß. Er ist unzweifelhaft eine der prägenden Gestalten der europäischen Geschichte des 20. Jahrhunderts. Der Forschungsstand zu seiner Person ist demgegenüber noch eher mangelhaft.

Linsel nähert sich seinem Gegenstand chronologisch. Dabei beginnt er – anders als der Titel andeutet – schon vor 1914, ohne jedoch zu neuen Ergebnissen zu kommen. Schon hier macht sich ein weiteres Defizit der Arbeit bemerkbar. *Linsel* bleibt in seiner Darstellung eng auf die Person de Gaulles fixiert. Er versucht nicht systematisch (nur anfangs), ihn im Zusammenhang seiner Generation darzustellen, und etwa dadurch (auch ohne den fehlenden Zugang zu Archiven existierende) Lücken zu schließen. Man sucht Informationen darüber, was de Gaulle vor 1914 gelesen hat oder gelesen haben muß (Schule) vergebens. Überhaupt fehlen Reflexionen zur biographischen Methode, die Einleitung beschränkt sich auf die Darlegung der Fragestellung und der Quellenlage.

Übrigens ergeben sich auch biographische Leerstellen. Es ist kaum zu glauben, daß de Gaulle von 1946 bis 1958 keine Beziehungen zu Deutschen gehabt haben soll. Sein Werk „Vers l'armée de métier" wurde 1935 ins Deutsche übersetzt und im „Militär-Wochenblatt" besprochen. Es wäre interessant, auch dazu nähere Umstände zu erfahren.

Man hätte sich auch eine Differenzierung der Aussagen de Gaulles nach ihrer Bestimmung gewünscht: Selbstverständlich haben sie verschiedenes Gewicht (und verschiedene Glaubwürdigkeit), je nach der Situation, in der sie geäußert werden. Einem Brief de Gaulles zur Geburt seiner Tochter, der dem Anlaß gemäß einen Blick auf

die Zukunft wagt, wird jedoch gleicher Rang wie späteren amtlichen Schriftstücken oder Kriegsreden beigemessen. Der Gedanke, daß Worte nicht die eigenen Ideen wiedergeben müssen, sondern auf Wirkung berechnet sein können, kommt kaum zum Tragen. Andererseits erkennt *Linsel* die Gefahr, daß Sätze, die auch als rhetorische Wendungen und Stilfiguren angesehen werden könnten, überinterpretiert werden können. So wendet er sich gegen den Versuch, zwischen zwei Äußerungen, die 24 Jahre auseinander liegen, einen Zusammenhang herzustellen: 1934 beschreibt de Gaulle die Feindschaft zwischen Deutschland und Frankreich. Er bringt seine Achtung für den Gegner zum Ausdruck, indem er andeutet, welch große Dinge man gemeinsam erreichen könne. Die gleiche Wendung – man könne viel miteinander erreichen – findet sich in einer Anweisung für den Botschafter in Bonn. *Linsel* betont, es handle sich nicht um die Präfiguration von Aussöhnung und Zusammenarbeit, sondern ein Zeichen von de Gaulles Realismus.

„De Gaulle änderte wichtige Grundüberzeugungen zeit seines Lebens nicht", schreibt *Linsel* (S. 80) mit Bezug auf Horst Möller. Was darunter zu verstehen ist, beschreibt er (S. 157) als „exklusive Orientierung" de Gaulles „am nationalen Interesse als leitender Kategorie politischen Handelns", die ihm immerhin ein flexibles Handeln ermöglicht habe. *Linsel* vermeidet es aber, die Gesamtbetrachtung an dieser Maxime auszurichten. Doch drängt sich der Eindruck auf, de Gaulle sei immer zuerst Franzose gewesen, erst dann (vielleicht) Demokrat. So rechnete er ganz kühl mit den strukturellen Besonderheiten der Demokratien, als er 1941 ohne vorherige Konsultation der USA die französische Inselgruppe St. Pierre et Miquelon durch seine Truppen der USA besetzen ließ, und kommentierte dies damit, den Demokratien bleibe ja doch nur, Ja zu sagen (S. 97-100). Ganz zweifelsfrei spielte der Freiheitsbegriff für de Gaulle eine große Rolle. Doch aus seinem Bekenntnis zur Freiheit (Frankreichs und seiner Bürger!) ein Bekenntnis zur Demokratie zu schließen – dafür fehlen die schlagenden Belege.

Ein besonderes Problem stellt die Haltung de Gaulles zur deutschen Teilung dar. Noch 1949 verdächtigte er die Bundesrepublik, eine Rekonstitution des Reiches zu sein, das auch durch eine Teilung nicht ungefährlicher geworden sei. Daß de Gaulle das spezifisch Neue und Zukunftsweisende der bundesdeutschen Nachkriegspolitik der fünfziger Jahren nicht erkannt habe, kann man ihm wohl kaum vorwerfen, zumal die Dauerhaftigkeit der Konstellation noch unklar war. Insgesamt habe de Gaulle aus seinem Geschichtsdenken heraus dem deutschen Wiedervereinigungsstreben zugestimmt, dies sei jedoch auch mit seiner Idee der französischen Staatsräson kollidiert. Wenn es um das Europakonzept de Gaulles geht wird deutlich, daß auch sein Bild von den USA untersucht werden müßte.

Leider findet man recht wenig über die französischen Interessen, die de Gaulle in seiner Deutschlandpolitik durchsetzen wollte. Die Idee, Westdeutschland zur sicherheitspolitischen Glacis Frankreichs zu machen, wird vom Verf. nur gestreift. Auffallend ist, das Deutschland nach dem Krieg, jedenfalls in *Linsels* Darstellung, für de Gaulle nur bis zur Elbe reichte.

So finden sich insgesamt keine neuen Erkenntnisse. Der Verf. hat mit

großem Fleiß die erreichbaren Äußerungen von und über de Gaulle in Beziehung zu Deutschland gesammelt, zusammengestellt und in den Zusammenhang mit der Forschungsliteratur gebracht. Doch streckenweise mag dem Leser der Text wie eine Sammlung von lauter „treffenden" und „hellsichtigen" Zitaten erscheinen, die nicht immer genug historisiert werden. Der Forschung wird ein wichtiges Hilfsmittel für die weitere Arbeit bereitgestellt. Der Rezensent hat nur einen Fehler zu berichtigen: Präsident des Staatsrates ist in Frankreich der Premierminister, Louis Joxe war sein Vizepräsident (S. 246).

Hans-Martin Moderow

Dokumente zur Deutschlandpolitik, hrsg. vom Bundesministerium des Innern unter Mitwirkung des Bundesarchivs: Deutsche Einheit. Sonderedition aus den Akten des Bundeskanzleramtes 1989/90, bearb. von Hanns Jürgen Küsters und Daniel Hofmann, Oldenbourg Verlag, München 1998, 1667 S.

Daß Regierungsakten vor Ablauf der gesetzlichen Sperrfrist freigegeben und veröffentlicht werden, kommt eher selten vor. Der damalige Innenminister Manfred Kanther erhofft sich in seinem Geleitwort von diesem Schritt ein besseres Verständnis gegenwärtiger Probleme der „inneren" Wiedervereinigung, die wissenschaftlichen Leiter des Unternehmens, Klaus Hildebrand und Hans-Peter Schwarz, verweisen auf das Interesse der Öffentlichkeit, nach mehreren autobiographischen Berichten einzelner Akteure und verschiedenen einschlägigen Darstellungen und Dokumentationen über „eines der bedeutendsten Ereignisse der neuesten Geschichte" auch „möglichst viele und möglichst wichtige Dokumente" im Original und diese, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, ungekürzt kennenzulernen (S. 9). Was immer den „Kanzler der Einheit" letztlich bewogen haben mochte, die Akten zu öffnen – die Zeitgeschichtsforschung kann von dieser Quellenedition nur profitieren, auch wenn es sich „nur" um Materialien aus den Beständen des Bundeskanzleramts handelt. Die Entscheidung für eine solche Fondsedition leuchtet aus arbeits- und zeitökonomischen Gründen ein, wenngleich man den generellen Verzicht auf die prinzipiell zugänglichen Akten der ehemaligen DDR, die möglicherweise manche Vorgänge in einem etwas anderen Licht gezeigt hätten, bedauern mag.

Die 430 Dokumente decken den Zeitraum vom Besuch des amerikanischen Präsidenten George Bush in der Bundesrepublik Ende Mai 1989 bis zum In-Kraft-Treten des Einigungsvertrags Ende September 1990 ab und spiegeln den innen- und außenpolitischen Entscheidungsprozeß sehr detailliert wider. Abgedruckt wurden – teilweise vertrauliche oder geheime – Gesprächsprotokolle, Briefe, Vertragsentwürfe, Vorlagen und Vermerke, ergänzt durch Angaben etwa zum jeweiligen Fundort, Verteiler und Geschäftsgang. Die Kommentierung beschränkt sich auf textkritische und sachbezogene Hinweise, u.a. auf die einschlägige Memoiren- und Fachliteratur. Als Einführung in die Edition dient Küsters' mehr als zweihundert Seiten umfassende und aktengestützte monographische Darstellung, in der die wichtigsten Akteure auf der nationalen und der internationalen Ebene kurz vorgestellt und die verschiedenen Etappen und Probleme des Eini-

gungsprozesses präzise und ausgewogen analysiert werden; leicht befremdlich wirken lediglich die Elogen auf Helmut Kohls engste Mitarbeiter und die allzu unkritische Übernahme der offiziellen Version, bei dem Vergleich Goebbels-Gorbatschow habe es sich um eine „mißverständliche Wiedergabe" einer Äußerung des Bundeskanzlers gehandelt (S. 36). Ein Organisationsplan des Kanzleramts, ein hilfreiches biographisches Verzeichnis, ein Personen- und ein Sachregister – allerdings mit einem Stichwort „Marshallplan", obwohl es meist nur um so genannte ERP-Kredite geht – runden den Band ab; bei soviel Benutzerfreundlichkeit fällt das Fehlen eines Literaturverzeichnisses umso mehr auf.

Welche Einsichten und Schlüsse erlaubt diese bemerkenswerte Edition? Zunächst einmal wird deutlich, daß selbst jene, die gerne von der „offenen deutschen Frage" redeten, von den Ereignissen überrascht wurden. Nicht einmal nach dem „Tag X der Grenzöffnung" im November 1989 verfügt die Bundesregierung über ein „politisch brauchbares Konzept", wie Küsters zu Recht anmerkt: „Erst recht nicht gibt es für den Fall der bevorstehenden Wiedervereinigung irgendwelche Vorarbeiten, Ablaufpläne oder Krisenszenarien neueren Datums, auf die das Bundeskanzleramt zurückgreifen" könnte (S. 59).

Pure Hilflosigkeit signalisierte auch der Versuch, die Probleme im Zusammenhang mit der Herstellung der wirtschaftlichen Einheit unter Rückgriff auf Ludwig Erhard und die Erfahrungen der Währungsreform von 1948 lösen zu wollen (S. 750). Unübersehbar ist jedoch, daß Kohl die Wiedervereinigung ziemlich schnell zur „Chefsache" erklärte und daß er die Dynamik der Entwicklung in der DDR geschickt zu nutzen verstand, um die skeptischen und zögernden Partner in Paris und London, vor allem aber die sowjetische Führung zum Einlenken zu bewegen; das wirtschaftliche Potential der Bundesrepublik fungierte dabei als wichtige „Machtwährung". Unverständlich bleibt hingegen Kohls Taktiererei in der Frage der Oder-Neiße-Grenze. Wer wie er in diesem Zusammenhang in Kategorien des „Verzichts" argumentiert, braucht sich über das Mißtrauen auf polnischer Seite jedenfalls nicht zu wundern. Keine *eindeutige* Auskunft geben die abgedruckten Quellen zu einer anderen, noch immer aktuellen Streitfrage: Immerhin hat es den Anschein, als habe weniger die sowjetische Seite als vielmehr die DDR-Regierung auf der Unantastbarkeit der sowjetischen Enteignungen zwischen 1945 und 1949 bestanden.

Eher en passant bestätigt die Edition übrigens vieles von dem, was seit der neuen Parteispendenaffäre über den Regierungsstil und das Politikverständnis Kohls geschrieben wurde: „Von seinen engsten Mitstreitern erwartet er unbedingt Loyalität, Treue, Kameradschaft und in allererster Linie die Tugend der Diskretion", schreibt Küsters in seiner Einführung (S. 22) – wer wollte ihm in diesem Punkt widersprechen? Auch daß der Kanzler häufig „verärgert", „verstimmt" oder „erzürnt" war, wenn die Dinge nicht so liefen, wie er sich das vorstellte, paßt gut ins Bild: Diskussionsfreudigkeit und Toleranz gegenüber gegensätzlichen Ansichten zählten offensichtlich nicht zu Kohls Stärken.

Alles in allem also eine höchst aufschlußreiche und lesenswerte Quellenedition, die jedem empfohlen

sei, der sich „aus erster Hand" mit dem Prozeß der deutschen Einheit beschäftigen und nebenbei noch etwas über das „System Kohl" erfahren möchte. Den beiden Bearbeitern gebührt auf alle Fälle höchstes Lob.

Werner Bührer

Elçin Kürşat-Ahlers/ Dursun Tan/ Hans-Peter Waldhoff (Hrsg.), Globalisierung, Migration und Multikulturalität. Werden zwischenstaatliche Grenzen in innerstaatliche Demarkationslinien verwandelt? IKO-Verlag für interkulturelle Kommunikation, Frankfurt a. M. 1999, 274 S.

Der vorliegende Sammelband entstand aus der 2. Tagung der „Deutsch-Türkischen Vereinigung zum Sozial- und Geisteswissenschaftlichen Austausch", die 1997 an der Universität Mersin (Türkei) stattfand. Beteiligt waren (mit zwei Ausnahmen) Wissenschaftler/innen der gastgebenden Universität Mersin, der Universität Ankara und der Universität Hannover. Die Herkunft und wissenschaftliche Verankerung der Autor/innen ist in diesem Fall besonders wichtig, da der Band einen „deutsch-türkischen Dialog" (so die Herausgeber) darzustellen beansprucht. Die 17 Aufsätze (ohne Einleitung) sind in sechs Blöcke eingeteilt: Globalisierung, Migration, Multikulturalität, Interkulturalität, Nation und Schlußbetrachtung, wobei die Themen natürlich überlappen und die Zuordnung nicht immer eindeutig ist. Dem Thema Globalisierung nähern sich sowohl *Ingolf Ahlers* (Hannover) als auch *Baskin Oran* (Ankara) aus einer ideologiekritischen Perspektive. Für *Ahlers* ist Globalisierung eine neoliberale Wirtschaftsideologie (anknüpfend an Altvater/Mahnkopf [1]), für Oran westlicher Imperialismus. Dagegen geht *Gökdemir* (Mersin) eher vom Begriff der „Glokalisierung" (Robertson[2]) aus, ein Prozeß, der das Erstarken des islamischen Fundamentalismus zur Folge habe. Hier scheinen die Unterschiede in der Herangehensweise, wenn man dieselben räumlich zuordnen möchte, zwischen Ankara und Mersin größer zu sein als zwischen Ankara und Hannover. Im Abschnitt Migration analysiert und kritisiert Dietrich *Haensch* (Hannover) die EU-Mittelmeerpolitik aus politikwissenschaftlicher Perspektive. *Tahire Erman* und *Neslihan Turan* (Ankara) beschreiben Akkulturationsprozesse von Migrant/innen in Wien und Ankara und fördern erstaunliche Parallelen zu Tage. *Angela Moré* (Hannover) beschäftigt sich aus psychologischer Sicht mit Adoleszenzkonflikten türkischer Mädchen in Deutschland. *Nina Clara Tiesler* (Hannover) fragt nach der Rolle der Religion bei der Integration islamischer Einwanderer/innen in europäischen Staaten und kommt angesichts der oft emotional geführten öffentlichen Fundamentalismus-Diskussion zu sehr differenzierten Ergebnissen. Die Ansätze der einzelnen Autor/innen sind so unterschiedlich, daß sich die Ergebnisse schwer auf einen Nenner bringen lassen, was aber eher an fachspezifischen als deutsch-türkischen Unterschieden liegt. Der Abschnitt über Multikulturalität thematisiert die „Möglichkeiten und Grenzen" (*Varol*) des Konzepts der multikulturellen Gesellschaft. Die Grenzen und Gefahren betonen *Muharrem Varol* und *Esma Durugönül* (beide Ankara), der die Gefahr der deutschen Diskussion vor allem in der Bekräftigung der Dichotomie deutsch/ausländisch sieht. *Ahmet*

Özer und *Onur Bilge Kula* werten den Begriff mit Blick auf die Türkei positiver: Da die Türkei faktisch sowieso eine multikulturelle Gesellschaft sei (*Kula*), solle sie ihr Nationsverständnis den Gegebenheiten anpassen und somit „vom Schmelztiegel zur Salatschüssel" (*Özer*) werden. Die übrigen Beiträge zu Nation, Interkulturalität und Staatsbürgerschaft sind wiederum sehr heterogen. Während *Ulrich Bielefeld* (Hamburg) und *Godfried van Benthem van den Bergh* (Den Haag) eher den traditionell geistesgeschichtlichen Zugriff in der Nationalismusforschung repräsentieren, sieht *Helmut Bley* (Hannover) die indigenen Wurzeln des asiatischen Nationalismus in Staatsbildungsprozessen, die schon vor der Verbreitung der europäischen Nationalstaatsidee einsetzten. *Detlev Claussen* (Hannover) plädiert für eine konstruktivistische Perspektive und interpretiert die aktuell stattfindende Ethnisierung der Kultur als Folge eines Konkurrenzkampfes der neuen Mittelschichten. *Krassimir Stojanow* (Hannover) vergleicht die Identitätskonzepte von J. Habermas und C. Taylor. *Lutz Hieber* (Hannover) untersucht die weitgehend ausgebliebene Rezeption von US-amerikanischer psychedelischer Plakatkunst der sechziger Jahre in der Bundesrepublik Deutschland. *Ayse Kadioglu* (Ankara) fragt aus soziologischer Sicht nach der Zukunft des Konzepts der Staatsbürgerschaft und sieht eine Loslösung vom Nationalstaatsbegriff voraus, die eine neue, universalistische Staatsbürgerschaftsethik notwendig mache.

Fazit: Wer von diesem Sammelband bahnbrechende neue Erkenntnisse in den Bereichen Globalisierung, Migration oder Multikulturalität erwartet, wird eher enttäuscht. Nur zwei Aufsätze (*Erman/Turan* und *Hieber*) stellen überhaupt Ergebnisse von aktuellen Forschungsprojekten vor, die anderen greifen auf bekannte Veröffentlichungen zurück.

Interessant ist der Band für den deutschen Leser oder die deutsche Leserin vor allem deshalb, weil er den Blick öffnet für die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit den genannten Themen in der Türkei. Diese sind den hierzulande bekannten Diskussionen gar nicht so unähnlich. Spezifisch türkische Positionen oder Ansätze zu identifizieren fällt jedenfalls schwer. Am intensiven deutsch-türkischen Dialog liegt das allerdings kaum, das Ausmaß der gegenseitigen Zitation ist erschreckend gering. Auf türkischer Seite zitiert nur *Durugönül* ausgiebig neuere deutsche, auf deutscher Seite zitieren nur *Haensch* und *Moré* türkische Literatur. Ähnlichkeiten ergeben sich eher durch gemeinsame Referenzpunkte in der englischsprachigen Literatur wie z. B. T. H. Marshall, C. Taylor oder R. Robertson.

Manuel Schramm

1 E. Altvater/B. Mahnkopf, Grenzen der Globalisierung. Ökonomie, Ökologie und Politik in der Weltgesellschaft, Münster 1996.
2 R. Robertson, Glocalization. Time-Space and Homogeneity-Heterogeneity, in: M. Featherstone/S. Lash/R. Robertson (Hrsg.), Global Modernities, London 1995, S. 25-44.

Aus dem Inhalt

Aufsätze

Matthias Middell — Kulturtransfer und Vergleich

Michel Espagne — Kulturtransfer und Fachgeschichte der Geisteswissenschaften

Daniel Schönpflug — Der Straßburger Jakobinerclub – Werkstatt französisch-deutscher Wahrnehmungen 1790 - 1794

Céline Trautmann-Waller — Deutsche Literatur zwischen Kulturtransfer und Mythologisierung. Georg Witkowski, ein jüdischer Germanist in Leipzig?

Forum

Alexander C. T. Geppert
Andreas Mai — Vergleich und Transfer im Vergleich

James Retallack — Kultur, Politik und regionenbezogene Identifikationsprozesse: Neuere Forschungen zum Thema „Sachsen in Deutschland"

ISSN 0940-3566
ISBN 3-934565-46-8

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Werner Bührer, Dr. phil. habil., Technische Universität München, Institut für Sozialwissenschaften, Lehrstuhl für politische Wissenschaft

Michel Espagne, Directeur des recherches, Ecole Normale Supérieure/ Centre National de la Recherche scientifique, Paris

Alexander C. T. Geppert, M.A., Europäisches Hochschulinstitut Florenz

Wolfgang Luutz, Dr. phil. habil., Universität Leipzig, Sonderforschungsbereich 417

Andreas Mai, M.A., Universität Leipzig, Promotionskolleg „Ambivalenzen der Okzidentalisierung", Universität Leipzig

Hans-Christian Maner, Dr. phil., Geisteswissenschaftliches Zentrum für Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas e. V., Leipzig

Matthias Middell, Dr. phil., Universität Leipzig, Zentrum für Höhere Studien

Hans-Martin Moderow, M.A., Universität Leipzig, Sonderforschungsbereich 417

Lutz Richter-Bernburg, Prof. Dr. phil. habil., Universität Leipzig, Orientalisches Institut

James Retallack, Prof. Dr., University of Toronto

Jörg Rössel, Dr. phil., Universität Leipzig, Institut für Kulturwissenschaften

Ulrike Schmieder, Dr. phil., Universität zu Köln, Historisches Seminar, Iberische und Iberoamerikanische Abteilung

Daniel Schönpflug, M.A., Freie Universität Berlin, Friedrich-Meinecke-Institut für Geschichte

Manuel Schramm, M.A., Universität Leipzig, Sonderforschungsbereich 417

Friedemann Scriba, Dr. phil., Evangelisches Schulzentrum Leipzig

Céline Trautmann-Waller, Dr. phil., Université Paris VIII, Département d'Allemand